# Ansichten

der

# Zeit und des Lebens,

von

## Jules Janin.

Ueberſetzt

von

August Lewald.

Erſtes Bändchen.

Quedlinburg,
in L. Hanewald's Verlagsbuchhandlung.

1833.

KTEN.I RIET
UNIVERS.
ZVHALIE

# Vorwort.

Janin ist in seinem Vaterlande der Mann des Tages, und es bedarf wohl keiner besonderen Einleitung, seine Ansichten „von Zeit und Leben" auch deutschen Lesern vorzuführen.

Ein Anderes ist es mit meiner Ansicht einer solchen Uebersetzung, die vielleicht von andern ähnlichen Versuchen zu sehr abweicht, als daß es nicht nöthig wäre, hier Einiges vorauszuschicken.

Die Art und Weise, wie Janin die Gegenstände des Tages bespricht, kommt ganz einer modernen, französischen Konversation gleich, wie man sie alle Tage in Paris von geistreichen Leuten hören kann. Es liegt viel

Hinreißendes darin, und ein eigenthümlicher Genius stellt den Sprechern Ausdrücke zu Gebote, die frappant und bezeichnend zugleich sind, wenn man jene Bedeutung kennt, welche ihnen gerade in dem Tone des Tages eingeräumt worden sind. Diese Bedeutung wird uns aber ein Wörterbuch — und sey es das beste — nie angeben können.

Daher wundere man sich nicht, daß ich manchmal eine sehr paradoxe Phrase Janin's so deutsch wiedergebe, daß sie uns nicht mehr befremdend erscheint. In gewissen Fällen glaubte ich so verfahren zu müssen. Es schien mir Pflicht, Janin in seiner ganzen ungezwungenen, genialen Liebenswürdigkeit bei meinen Landsleuten einzuführen, damit sie ihn sehen, so wie er den seinigen sich präsentirt, und deshalb entfernte ich Alles, was jenen abstoßend erschienen seyn würde, die nicht mit meinem Autor in demselben Cirkel von Ideen und Ereignissen sich bewegen. Dies gilt vom Ausdruck; den Gedanken selbst habe ich mir nie abzuändern erlaubt, und mithin gebe ich

trotz der freien Bearbeitung, meinen Lesern Janin treu und unverfälscht.

So gehen geschickte Franzosen bei den Uebersetzungen aus fremden Sprachen zu Werke; wo ihr Bemühen dahin gerichtet ist, alles Fremdartige, das den Leser unangenehm berühren würde, zu verwischen, ohne jedoch dem Autor seine Originalität zu rauben. Ich glaube, daß dies beim Uebersetzen französischer Werke im Gebiete der Belletristik von uns noch nicht genug beachtet wurde, und man stets nur zu sehr bemüht war, die Treue im Wiedergeben des Ausdrucks zu suchen.

Der Inhalt dieser Bändchen ist größtentheils aus den „Contes nouveaux“ entlehnt, womit Janin den ersten Abschnitt seiner schriftstellerischen Laufbahn, seine Jugend, beschlossen haben will. Er verspricht jetzt, in eine neue und erhabenere Ideenordnung einzutreten. Ich habe unter den Aufsätzen, die nach unsern Begriffen sehr uneigentlich „Contes nouveaux“ genannt worden sind, nur

jene hier aufgenommen, die mir für deutsche Leser von Interesse zu seyn schienen. Dafür habe ich jedoch, um nach meiner Meinung das Bild des Kritikers und des geistreichen Beurtheilers aller neuesten Erscheinungen zu vervollständigen, einige der pikantesten Artikel Janin's, aus dem **Feuilleton des Journal des Debats** hinzugefügt. Eben so die Lebensgeschichte Debureau's, des bekannten Pariser Paillasse, der durch unsern Autor große Celebrität erlangte. Diese kleine Brochure erscheint hier auch zum ersten Male übersetzt.

Man hat Janin oft schon den Deutschesten unter Frankreich's Schriftstellern genannt, und er ist es, wie es ein Pariser von **1830** nur seyn kann. Er hat wirklich Gemüth und streift an Humor. Zwei große Seltenheiten in Frankreich. Einige wollten eine Aehnlichkeit mit Jean Paul finden; ich glaube ihn eher mit Heine vergleichen zu können. Was ich noch über ihn und seine Schriften zu sagen habe, soll in einem eigenen Aufsatze am Schlusse des zweiten Bändchens geschehen.

Schließlich glaube ich noch bemerken zu müssen, daß die politischen Ansichten, die den eigentlichen Kern von Janin's Seele ausmachen, ganz unverändert wiedergegeben sind, daß seine Ansichten aber nicht immer mit den meinigen übereinstimmen.

L.

# Inhalt.


Aus meinem Leben . . . . . Seite 1.
Die Parodie . . . . . — 75.
Der Tod des Herzogs von Reichstadt . . . . — 89.
Lord Byron . . . . . — 137.
Das Stelldichein . . . . . — 173.
Kleine Freuden . . . . . — 181.
Freron und Voltaire . . . . . — 188.
Der Kritiker auf dem Lande . . . . . — 198.
Voltaire und Frau von Pompadour . . . . — 220.

# Aus meinem Leben.

Mir iſt begegnet, was allen Schriftſtellern der Welt zu begegnen pflegte. Ohne es zu wiſſen und ohne es zu wollen, habe ich die literariſche Laufbahn betreten. Nie werde ich des Tages vergeſſen, wo ich meiner Mutter Lebewohl ſagte, um ſie nie wiederzuſehen. Wir waren früh aufgeſtanden, denn wir mußten vier ſtarke Stunden weit fahren, um die Poſtkutſche zu erreichen, die mich jenſeits der Rhone mitnehmen ſollte. Das Zimmer meiner Mutter ging gerade auf den großen Strom. Man hörte ihn toben und brauſen, man ſah ihn durch die Vorhänge leuchten, gleich einer Flamme; das kleine, väterliche Haus gehörte der Rhone, es war ihr Eigenthum, ihr Erbgut. Im Sommer entriß der Strom dem Garten ſeine Früchte, im Winter entſchädigte er ſich im Hauſe ſelbſt, er wogte im Saal, und umſpühlte den Küchentiſch. Wir waren auf ſolche Beſuche vorbereitet; die Rhone war

unſer forcirter Gaſt, eine Art Einquartierung, wie zur Zeit der feindlichen Ueberſchwemmung; jedoch mit dem Unterſchiede, daß die Rhone für uns alle Jahre wiederkam.

An jenem Tage nun war die Rhone bitterböſe, ſie rüttelte am Fuße des Gebäudes und ſchlug an ſeine Thür, indem ſie mit lauter Stimme Einlaß begehrte. Ich warf mich reiſefertig in die Arme der Mutter, die ſchon an der Krankheit litt, welche ſie uns entriſſen hat. Arme Mutter! . . . . . .

Sie ſtreckte mir die Arme lautſchluchzend entgegen.

Meine Mutter war ſchön. Und in dem lebhaften und luſtigen Condrieu, ihrem Geburtsorte, wo man doppelte Feſte der Schifffahrt und der Weinleſe feierte, lobte man meine Mutter wegen der Friſche ihrer Wangen, der Weiße ihrer Hände, und der Schönheit ihrer Arme.

Ich hatte ſie noch nie ſo weinen ſehen, denn ſie war eine glückliche Frau, von hohem und ſtarkem Karakter, die ſich nicht über kleine Unfälle entſetzte, wie ſie in Haushaltungen ſo gewöhnlich ſind. Ihre ſtillen Thränen, die ich plötzlich über mein Geſicht ſtrömen fühlte, rührten mich erſt tief, als ich weit weg von ihr war, aber an ihrer Seite hielt ich mich zurück, denn wie hätte ſie erſt

weinen müſſen, würde ſie mich haben weinen ſehen. So ſaß ich ſtumm auf ihrem Bette. Auch ſie ſprach nicht, hielt meine Hand, umarmte mich, und trocknete nur ihre Thränen, um dann von Neuem zu weinen. Sonſt, wenn ich einige Meilen verreiſte, um wenige Monate fortzubleiben, konnte ſie nicht aufhören, mir Ermahnungen, voll der mütterlichſten Sorgfalt, mit auf den Weg zu geben. Jetzt, da ich nach Paris ging, ihr vielleicht für immer entriſſen wurde, hatte meine arme Mutter mir nichts zu ſagen. Ich gehörte ihr, ſie mir nicht mehr an. Sie hatte nur noch Thränen, keine Lehren mehr für mich. Wenn ich mir jetzt noch jenes ſtumme Leiden denke, ſo kommt es mir vor, als wenn ich ſeit dem nie ſo ſehr gelitten habe.

Aber meine Mutter war nicht die einzige treue Pflegerin, die ich bei meiner Abreiſe verlaſſen ſollte. Ich hatte noch eine Mutter, die mir nicht minder theuer war. Dies war meine Großtante. Eine herrliche Frau! Muth, Herz, Gemüth, alle edeln Kräfte vereinigt — eine erprobte Frau! — Sie hatte mich als kleines Kind angenommen, wie ſie einſtmals von Corſika heimkehrte, ſo wie wir von St. Cloud heimkehren. Ich war ihr entgegen gelaufen und hatte mich an ſie gehängt, als hätte ich

geahnet, was sie mir noch Gutes und Liebes erzeugen würde.

Sie liebte mich stärker noch wie meine Mutter, oder sie liebte mich vielmehr ganz anders.

Sie gab mir blindlings in Allem nach; sie war meine Sclavin, aufmerksam, geduldig, unterwürfig, immer bereit, für mich Alles zu ertragen. Noch zu dieser Frist, im zurückgelegten sechs und neunzigsten Jahre, sitzt sie hier neben an, im Kabinet, und leiht gleichsam instinktmäßig ihr Ohr meinen abgebrochenen Worten, die ich so hinmurmle, und horcht dem Geräusche, das meine flüchtige Feder auf dem Papiere macht, im Voraus schon darüber entzückt, welche schöne Sachen ich niederschreibe.

Von dieser Tante nahm ich aber keinen Abschied, und zwar aus dem Grunde, weil sie weggereist war, Niemand wußte wohin, um nicht von mir Abschied nehmen zu dürfen.

Welche glückliche Zeit ist die Kindheit! wie ist sie so gehegt, gepflegt, geachtet und beachtungswerth! Welch verschiedene Naturen gruppiren sich um ein Kind, und wie viele Herzen beschäftigen sich mit ihm. Macht das Kind einen Schritt, so geht die ganze Familie mit ihm; fällt es, so hebt man es auf; zaudert es, so wird es aufgemuntert; Jeder bestrebt sich, ihm das Beste und Schönste

darzureichen; Jeder will ſich berauben, um es zu ſchmücken! Und das Kind, unbeſorgt und jauchzend, nimmt dieſe Wohlthaten an, als ob ſie ihm gebührten. Armes Kind! —

Ich ließ mich bereits in der ſchlechten Kutſche ſchütteln und rütteln, und betrachtete mit großen Augen Alles, was ſich auf meinem Wege zutrug, indem ich Aug und Ohr willig herlieh und auf Treu und Glauben hinnahm, was mir geſagt wurde. Wie das Alles mit fünfzehn Jahren ſo mächtig auf uns einwirkt. Die Unterhaltung eines Handlungsreiſenden, die kriegeriſchen Mittheilungen eines Militärs, das lockende Lächeln einer alternden Dame, das Wiehern der Pferde und die fürchterlichen Flüche des Poſtillons!

Dies trug ſich zu, als die Reſtauration bei uns in voller Wirkſamkeit war. Die Diligence, welche mich in Lyon eingenommen hatte, als ich aus der Landkutſche von Vienne ſtieg, zeigte in ihrem Innern die Elemente jener ſonderbaren Epoche.

Es ſaßen mit mir in demſelben Wagen ein ausgehaltenes Frauenzimmer von Paris, noch hübſch und ganz aus der Kaiſerzeit, die ſich mit Enthuſiasmus noch der Feſte bei der Krönung und Salbung Napoleons erinnerte, und die Geburt des Königs von Rom auswendig wußte; dann war

bei uns ein Bittsteller aus der Provinz, bleich und dünn, der einer Lotteriekollekte nachjagte, übrigens aber ein wohlgesinnter Mensch, und mit der Liliendekoration geschmückt; auch ein Edelmann, ein Marquis war dabei, weiß gepudert, und Inhaber eines sehr dünnen Zöpfchens und einer Alles verachtenden Physionomie; ferner ein italiänischer Sänger, der bei jeder Mahlzeit rohe Eier schlürfte, um seine Stimme zu konserviren. Dieser Mann, der erste Bühnenkünstler, den ich in der Nähe zu sehen bekam, und mit dem ich gesprochen hatte, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Noch sehe ich die dicke Warze, die er auf seiner linken Backe hatte, noch höre ich seine formidable Stimme, die mir sehr schön vorkam, und womit er uns zum Dessert die rohen Eier bezahlte, die er sich während der Mahlzeit auf gemeinschaftliche Rechnung geben ließ. Dieser Mensch, dieser italiänische Sänger, meine erste dramatische Bewunderung, oder besser, meine erste dramatische Täuschung, war Profeti, derselbe, der neun Jahre lang die Statue des Kommandeurs im Don Juan auf dem Favarttheater spielte. Um diese seltsame Versammlung zu kompletiren, so mußte man noch über unsern Köpfen, in der Imperiale, zwei Militärs hinzurechnen, von sehr verschiedenem Aussehen. Der

Eine war ſchwarz gekleidet, mit einem ſchwarzen Schnurrbart, ohne Dekoration, traurig blickend, ärmlich, unzufrieden, verſchloſſen, innerlich unglücklich. Seine Stiefeln hatte er nicht ſorgfältig genug geputzt, um daran nicht einigen Sand von der Loire entdecken zu können. Der Andere war ein wirklicher Athlet außer allem Verhältniß, ein Koloß, wie er ſich an der Spitze einer Dorfprozeſſion, mit der Fahne, oder an der Spitze einer Kompagnie von Trommelſchlägern ſchickte. Dieſer war nichts Anders, als einer jener Luxusſoldaten, welche Ludwig XVIII. für ſeine Antichambre wieder anſchaffte, gleich wie er auch Mätreſſe und Beichtvater in ſein Schlafgemach wieder eingeführt hatte. Mein Mann war übrigens ein ächter Cent-Suisses; mit einem Worte, ſein Gefährte in der Imperiale nahm ſich nicht einmal die Mühe, ihn zu verachten.

So fuhren wir denn hin, unter einer Konverſation von tauſend Farben. Man ſprach viel über die verſchiedenartigſten Dinge, die ich armes Kind in meinem kleinen Gehirne unter und über einander warf. Ganz beſonders ſprach man viel von zwei Männern, die ſich ſehr ſeltſamlich hier begegneten: Napoleon und Scribe. — Wer hätte

mir damals gesagt, daß ich einst selbst so viel von Scribe sprechen würde? —

Da wir in Paris ankamen, trennte sich Alles, um seiner Bestimmung entgegen zu gehen: Der **Cent-Suisses** verfügte sich in die Tuillerien, der Oberst auf halbem Sold in das verfallene **Hôtel des Braves**, der Bittsteller, Gott weiß wohin, und Profeti, um der erste Statuendarsteller zu werden, den wir jemals auf dem italiänischen Theater bewundert haben.

Alle diese Leute waren so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß Keiner auf mich Acht gab, der ich ihnen Lebewohl sagte, und fast dabei zu weinen anfing, so liebenswürdig und geistreich waren sie mir vorgekommen. Nur das ausgehaltene Frauenzimmer nahm sich Zeit, mich gehörig zu umarmen, und mir ihren Rath zu ertheilen, wie ich mich vor bösen Gesellschaften zu hüten habe. Dann zerstoben sie Alle und ich blieb allein, mit meinem Empfehlungsbriefe in der Tasche, um im Kollegium Ludwig des Großen Aufnahme zu finden. — Wie ich schon sagte, ich war damals erst fünfzehn Jahre alt, aber mein Vater, meine Oheime und meine ganze Familie betrachteten mich als ein Wunder. Die Damen in meiner Vaterstadt, denen ich zu Zeiten Verse überreichte, hatten mir versichert, daß

ich, bei einigem Fleiße, es sehr weit bringen würde. Mithin war meine Pariser Reise so eigentlich eine Familienspekulation. Damit diese um so sicherer einschlüge, hatten meine Verwandten, welche große Freunde der Journallektüre waren, das berühmteste Kollegium für mich erwählt, welches in diesem Jahre den großen Preis erhalten hatte. Auch ich mußte daher, nach Aller Meinung, den Preis bekommen, das war gewiß, und das noch ehe das Jahr zu Ende war. — „Und", sagte mein Onkel Charles, „es sind noch andere Vortheile dabei. Du zahlst keine Einschreibe-Gebühren bei der Schule der Rechte — du verfällst nicht der Konskription", — und was weiß ich Alles noch! Aber man freute sich im Voraus auf meinen Preis, und was mich betrifft — ich zählte mit großer Gewißheit darauf.

Also zog ich meinen Brief aus der Tasche: „An das Königliche Kollegium Ludwigs des Großen, in der St. Jacques-Straße Nro. 167"; und fragte nach dieser Straße. Sie war bald gefunden, so wie man alle Straßen in Paris findet, nämlich: wenn man „tout droit, tout droit, tout droit" marschirt. Indem ich nun die Straße hinanstieg, fand ich auch das Kollegium, gab meinen Brief ab, und Alles ward richtig, bis auf den

Preis, den ich trotz der Vorausſagung meines Onkels nicht erhielt.

Uebrigens widerfuhr mir im Kollegium, was allen brillanten Lateinern der Provinz dort widerfährt; ich erfuhr gar bald, daß ich noch gar nichts wußte. Nachdem ich aber drei Jahre auf eine ſehr koſtſpielige Weiſe dort zugebracht hatte, wußte ich nicht viel mehr. Das Unterrichtsſyſtem an der Pariſer Univerſität iſt das erbärmlichſte von der Welt.

Mein Profeſſor war ein kleiner, ſehr gelehrter Mann, der Einzige, der Griechiſch im Hauſe wußte, und der ſehr ſtolz auf eine Grammatik war, die er mit Hilfe der Sprachlehre von Port-Royal gemacht hatte. Nachdem er den erſten Blick auf mich geworfen hatte, ſtieß er mich auf eine Bank, wo bereits an dreißig Schüler ſaßen, die eben ſo unfähig zu ſeinen Abſichten, wie für ſeine Lehren ſchienen, als ich. Von dieſem Tage an war es zwiſchen ihm und mir einverſtanden, daß ich ihn, als Lehrer, um nichts fragen, und er von mir, dem Schüler, gleichfalls nichts verlangen würde — als Stillſchweigen. Ich hielt ihm Wort, und halte es noch heute, wo mein Stillſchweigen, als Kritiker von einigem Einfluſſe, ihm vielleicht nicht ganz recht ſeyn dürfte.

Die Administration unsers Kollegiums war, wie die Gesellschaft der Diligence, das Produkt der Restauration. In jenem Abschnitte unserer Geschichte wird man stets die Restauration an diesen zwei Hauptmerkmalen erkennen: Aristokratie und Frömmigkeit; jene, die sie retten konnte, diese, welche sie gestürzt hat; jene als Schutz des Eigenthums, diese als Popanz für die Freiheit; überall also, in der Diligence und im Kollegium, in der Kirche, am Hofe, in der Stadt, fanden sich diese zwei Elemente wieder, im Kollegium Ludwigs des Großen aber am stärksten ausgesprochen.

An der Spitze dieses Instituts stand ein Mann von hartem, herrschsüchtigem und dabei kleinlichem Karakter, der mehr als Eine Jugend niederzudrücken vermochte, die er vollkommen wie seine Sclaven betrachtete, und es wäre ihm geglückt, wenn uns nicht der Himmel fesselfreie Gedanken, Sorglosigkeit des Herzens und innere Heiterkeit und Glück in hohem Maße geschenkt hätte.

Dieser Mann bildete sich eines Morgens beim Aufstehen ein, daß er christlich und moralisch geworden sey; und dachte dabei an nichts, als an den Preis, und nach diesem, an Ordnung und Disciplin. War Alles ruhig im Kollegium, und ward er beim Generalexamen ausgezeichnet, so

war es ihm genug. Er wollte nicht mehr, aber auch nicht weniger. Daher strebte er mit List und Gewalt nach seinem doppelten Ziele, und spionirte nach dem kleinsten Schein einer Unruhe, wie die damalige Polizei dem kleinsten Bonapartistischen Zeichen nachspähete, und vertheidigte seinen Preis, wie Villèle sein Budget. Dabei war er unversöhnlich und grausam. Er sperrte uns oft während acht ganzer Tage, in abscheuliche Käfichte ein, die er unter dem Dache entdeckt hatte; wahrhafte venetianische Kerker, zum Erfrieren im Winter, glühende Oefen im Sommer; und das nannte dieser Mensch: Erziehung!

Meine Freunde und ich versammelten uns in den Erholungsstunden im großen Hofraume des Gebäudes, und hier, unter den Augen des Proviseurs, bildeten wir eine Opposition, nach unserer Weise, gegen diesen lächerlichen und grausamen Despotismus.

Welch treffliche Spöttereien hatten wir stets in Bereitschaft gegen unsern Tyrannen! welch tolle Neckereien hefteten wir ihm an! wie züchtigten wir nicht seine frömmelnd-heuchlerische Bosheit! Unsere jungen Köpfe verfluchten die Restauration! Wird man es uns verdenken?

Die Restauration hatte gewaltsam dem Kaiser-

thum ſeine Jugend entriſſen, die tobend, ſtolz und lärmend war, um ſie in eine heuchleriſche, chriſtliche und ruhige umzuwandeln. Die Reſtauration hatte den Kollegien Feuergewehr und Trommeln genommen und ihnen dafür Meßbücher und Glocken verliehen. Daher ſchämten wir uns Alle ſo unendlich, weil wir beim Trommelſchlag erwacht waren, und nun beim Glockengeläute einſchlafen ſollten. Und das Verabſcheuungswürdigſte dabei war, daß die Grundſätze verändert, die Menſchen aber dieſelben geblieben waren. Dieſe jetzt ſo frommen Männer waren eben jene, die Voltaire unter dem Kaiſer vergöttert hatten; dieſe Männer, die Griechiſch lehrten, waren dieſelben, die unter Napoleon es nicht zu leſen verſtanden. An eben demſelben Tage war der chriſtliche Glaube und die griechiſche Sprache über ſie gekommen, und ſie gaben ſich dem einen wie der andern hin, ohne von Beiden ein Wort zu verſtehen; und wir waren in dieſe ſchandwürdige Epoche der Sinnesveränderung hinausgeſtoßen und unſere Erziehung mußte leider ihren verderblichen Einfluß erfahren.

Wir jedoch, ich und meine Freunde, nämlich die Unnützen und Gefährlichen, oder die, welche der Profeſſor zum ewigen Stillſchweigen condemnirt hatte, und von denen der Proviſeur beim

Haupteramen ſo gut wie nichts erwartete, wir ſtanden ſchon auf dem rechten Punkte, um über alle Heuchelei ſpotten zu können, und ſie mit unſern beißenden Sarkasmen auf das Aeußerſte zu verfolgen. Wir kämpften in Haufen, Alle gemeinſchaftlich, ich an der Spitze, und ſo begann ich ſchon damals mein mühſeliges Handwerk der politiſchen und literariſchen Kritik jedes Tages, wozu mich das Schickſal verdammt zu haben ſchien.

Von dieſen im Kollegium hingelebten drei Jahren iſt mir alſo nur eine höchſt traurige Rückerinnerung geblieben, was meine Erziehung betrifft; was ſich aber auf Freundſchaft bezieht, auf jene Verbrüderungen des zweiten Himmels, zu denen wir uns geſteigert, zu jener Familie endlich, die wir gebildet hatten, wir armen Waiſen, o! das iſt ein Glück, das über Elend und Schurkerei erhebt und noch in der Erinnerung zu bezaubern vermag.

Während jener drei Studienjahre habe ich wohl nicht viel gelernt im Reiche der Wiſſenſchaften, viel jedoch im Umgange mit Menſchen, dieſer großen Wiſſenſchaft des Lebens. Bei meinem Austritte aus dem Kollegium wußte ich nichts von Geſchichte, Mathematik noch Sprachen, aber ich wußte, wie man Freunde erwirbt und wie man ſie erhält, und

hatte eingesehen, mit wie wenig Kenntnissen, Verdiensten und Thätigkeit man in der Welt Etwas werden kann; und das war — denk' ich — bedeutend genug!

Aber ach! als ich aus diesem Hause ging, wo ich so unglücklich gewesen war, als ich an meine schöne Rhone und an meine Weinberge gedachte, da fühlte ich einen Augenblick mich sehr entmuthigt, so sehr, daß ich es nicht auszudrücken vermag. Ich blieb eine Weile auf der Schwelle stehen, und warf auf die Welt, in die ich eintreten sollte, einen Blick des Entsetzens. Was wird aus mir werden in diesem gähnenden Schlunde, den man die Welt nennt? Wie ich so dastand und horchte auf das entfernte Geräusch der Welt! wie mich das erschreckte!

Meine Mitschüler konnten dies Haus wohl freudiger verlassen! Mit welcher freundlichen Sorgfalt holte man sie ab! Ihre Mütter kamen, und waren entzückt, sie als junge Männer wieder zu erblicken, die sie als Jünglinge von sich gegeben hatten; ihre Väter erschienen, um sie bald, hinter sich, auf dem Pfade des Ehrgeizes emporklimmen zu sehen; selbst ihre Dienerschaft hoffte von der Zukunft ihrer jungen Herrschaft für sich selbst eine Zukunft; eine eben solche Quelle günstiger Schick-

ſale für Livreebediente, wie für Hofleute! So ſtürzten ſich meine Kameraden ihrer ſchönen Zukunft denn entgegnen, ohne mich zu ſehen. Ich aber ſah ſie nur verwirrt, unbeſtimmt, wie vor den Augen ſchwimmend. Einige davon trugen bereits eine ſchöne Uniform, wie z. B. Guilleminot, der Sohn des Generals, der nach Spanien in den Krieg zog; es war ein ſchöngewachſener, hübſcher Menſch, der in Konſtantinopel geſtorben iſt, während ſein Vater dort den Geſandtſchaftspoſten bekleidete. Er iſt todt, eben ſo jung und eben ſo glücklich, wie jener andere hübſche Jüngling Charles von Montalivet, gleichfalls unſer Mitſchüler, der auch geſtorben iſt — dort! — beweint von Allen. Er war ſo gut, ſo liebenswürdig, ſo geliebt! Das waren die Glücklichen, die Fürſten, die Reichen; ich Aermſter aber, ich ſah ſie von der Schwelle des Kollegiums freudig in die Welt fliegen, und wußte noch nicht, wo ich den Abend ſchlafen würde! —

Wie Viele habe ich ſterben ſehen, die fröhlicher und glücklicher waren als ich! Einige ſind auf dem Meere im Sturme untergegangen; Andere in Griechenland, bei einem Ueberfall; Andere haben wir im Bois-de-Boulogne verloren, durch einen Stoß mit dem Degen, in irgend einer Ecke,

hinter irgend einem Baum; noch Andere sind dahingegangen ohne ein Andenken zu hinterlassen; Manche brachten sich selbst um, durch das Vaudeville, durch das Couplet, durch das Epos, durch's Spiel oder durch die Liebe! Und ich, auf der Schwelle des Kollegiums, ich erblickte sie so schön, so lachend, so fröhlich, so thöricht! — Wir wollen für sie beten! —

Traurig und nachdenkend stand ich da — ich wäre in's Kollegium zurückgegangen, wenn man mich wieder hätte aufnehmen wollen. Und die lustigen Kinder, die nun zu Männern herangereift waren, ritten, fuhren oder liefen in die Häuser, die man für sie eingerichtet hatte — und ich war ganz, ganz allein! . . . .

Aber welch ein Glück! am untern Ende der Straße erblicke ich, mit so schnellen Schritten als die Jahre ihr erlauben wollen, meine gute, alte Tante auf mich zukommen, meine Stütze, meine Freundin, meine Hoffnung, der gebrechliche Stab meiner Kindheit — meine Tante — immer noch dieselbe! Arme Frau! Nun sind dies zehn Jahre; damals war sie schon über Achtzig alt; aber sie war noch aus der alten Zeit, ihr ganzes Leben hindurch schön und stark und muthvoll. Einen großen Theil ihres Lebens hatte sie auf dem Meere,

in einem Schiffe zugebracht, und in der Citadelle auf Corsika. Paoli hatte sie einst umarmt und geküßt, Pozzo di Borgo kannte sie noch als einen jungen Menschen, die Geschichte von Genua und Corsika wußte sie auswendig; und wie sie endlich als Wittwe so ganz allein von dort zurückkehrte, da war es ihr lieb, wenn sie mir ihr bewegtes Leben erzählen konnte, und ich mußte sie dafür recht lieb haben. So hatten wir uns schon früh verbunden und zwar für's ganze Leben. Sie hatte in unsre Kommandite ihr Alter, ich meine Jugend eingelegt, und mit dieser beiderseitigen Schwäche, mit dieser engverbundenen Ohnmacht bildeten wir eine Kraft, die nur uns eigenthümlich war; eine bewundernswerthe Kraft, welche noch besteht, und die immer bestehen soll; nicht wahr meine alte Freundin? —

So erschien sie denn an jenem Tage, getreu unserm stillschweigenden Uebereinkommen, uns nie zu trennen; sie kam nach Paris, um mich zu holen, oder daselbst mit mir zu leben, sie unbekannt und arm, arm und unbekannt gleich mir!

Welche Frau! In den Jahren, wo man sich zum Sterben einrichtet, in den Jahren der Ruhe und der Rückerinnerungen, da verließ sie Alles, um mich im großen Welttreiben aufzusuchen. Sie

hatte ihr wohnliches Haus, ihr immer brennendes Feuer, ihr Gärtchen, ihre alten Freunde, ihren ganzen Einfluß in der kleinen Stadt, ſie hatte Alles verlaſſen. Sie ſuchte mich auf an jenem Tage, in dem weiten Paris, und war doch erſt geſtern Abend angekommen von einer Reiſe von hundert Stunden. Ich erkannte ſie aber auch ſogleich da unten, mitten unter den Wagen, längs der Mauer, wie ſie ſich auf ihren Stock ſtützte, immer noch rüſtig; und nicht einmal mit den Augen ſuchte ſie mich, ſo ſtark ſagte ihr ihr Herz, daß ich da ſeyn müßte! Ich blieb aber unbeweglich und ließ ſie näher kommen; ich wollte nicht um einen einzigen Schritt ihr ſchönes Beginnen ſtören, ich wollte, daß ſie den ganzen langen Weg mache, um mich wirklich zu holen. Und, gute Mutter, du erreichteſt mich endlich. Nun aber, nun fühlte ich wieder, daß ich lebte; ich hatte einen Schutz, ein Leben, ich hatte Etwas, das mich liebte, ich hatte Etwas, das ich wieder liebte, ich hatte eine alte, gute Frau, die mit mir weinen konnte, mit mir ſich freuen, mit mir dulden. Mein Ehrgeiz war nun befriedigt, meine Hoffnungen verwirklichten ſich.

Aber dennoch — wie waren ſie tief geſunken! — Ein ganzes Leben hatte ich mir geträumt von

Reichthum, großen Damen, hohen Liebschaften, und rühmlichen Unternehmungen, und nun auf die Straße hinabzufallen, in die Armen einer achtzigjährigen Alten!

Hinaus zu treten aus dem Zauberpallaste der Phantasie und dann in den Straßen und Gäßchen des alten Quartier-latin herum zu wandeln, um alle Aushängetafeln an den Thüren zu lesen, damit man im fünften Stockwerke ein Zimmerchen für sich fände; denn dies war mein erster Schritt in die Welt. Ich mußte ja ein Nachtlager haben.

Das war wohl niederschlagend für einen Jüngling, der erst frisch von seinem Horaz aufstand, und von Virgil's Gedicht, und dem ganzen Luxus des alten Roms, seinen Palästen und frischen Villen am Meere — wie er nun zu Fuß durch die Straßen von Paris wandern mußte, um ein elendes Nest für seine Dürftigkeit zu suchen! Und somit stieg ich immer hinauf und hinauf! —

Wie viele Dachstübchen habe ich an diesem Tage besucht! wie viele Armuth erblickt — großer Gott! Das hieß wohl, gleich beim Anfange eine traurige Ansicht von der Menschheit gewinnen.

Ganze Familien waren hier in einem Raume von zwölf Schuhen zusammen gepackt, unreine Stiegen unter stinkenden Dächern, arme Mädchen

vor Kälte zitternd, traurige, grämliche Menſchen in einer Kammer ohne Tageslicht; kurz die ganze elende Wirthſchaft der armen Pariſer, die ſich zufällig vor den Augen ganz Fremder hier darſtellte. Und bei jedem neuen Hauſe, deſſen Dachregion wir durchſpähten, wagten wir nicht einmal, uns durch Blicke zu befragen: Wie? hier ſollten wir wohnen? Sie — ſo alt; ich — ſo jung? Wie? in dieſer Luft, bei dieſem Lärm, in dieſer Dunkelheit, in dieſer Nachbarſchaft, mitten unter dieſer Verderbtheit, dieſem Elende, unter der Botmäßigkeit dieſes Portiers, ſollten wir leben; ſie — ſo alt, ich — ſo jung? — Dieſe Betrachtungen ſtellten wir in unſerm Innern für uns an. —

„Ich bin alt", dachte ſie, „was kümmert's mich — aber er!" —

Und ich bemitleidete wiederum ihre Jahre.

So ſuchten wir während drei langer Tage eine Wohnung auf den Höhen des Quartier-latin, und wenn wir Abends in unſer Wirthshaus wieder einkehrten, ſo rekapitulirten wir alle Zimmer, die wir den Tag über geſehen hatten, und überlegten dabei: „das iſt zu ſchlecht — das iſt zu hoch" — oder: „das iſt zu theuer!"

Endlich finden wir einen Waffenhändler aus unſerer Stadt, einen wackern Mann, der in der

Rue-du-Dragon wohnt, und der uns eine, unter allen Umständen sehr passende Wohnung nachweist. Zwar auch traurig, aber doch anständig; hoch, jedoch nur im vierten Stocke; mit sehr finsterm Eingange, aber immer hell; durch einen Huissier gemiethet, aber dennoch nicht zu theuer. — Zwar kostete sie immer noch genug, aber meine Tante verließ sich auf die Vorsehung, ich auf den Zufall; und so miethten wir die Wohnung noch denselben Morgen. Sogleich holte ich die Meubel herbei, welche meine Tante mitgebracht hatte; ich fand darunter mein kleines Bett, meinen Tisch und meine Stühle, Alles von Nußbaum — und am selben Abende noch saßen wir schon bei uns — hatten unsere Thür- und Fenstersteuer zu entrichten und waren glücklich wie die Könige! Wir waren ja endlich einmal wieder zu Hause!

In dieser meiner ersten Wohnung habe ich vier Jahre verlebt, die wie ein einziger Tag dahin schwanden, vier Jahre des Vergnügens und der tollsten Lustigkeit. Wie viel Liebe wurde hier in den Wind gejagt, wie viel unnütze Poesie gemacht, wie viele Seufzer in die Wolken gehaucht, wie viel versucht, um mich, so gut es gehen wollte, zu ernähren!

Wie ich dies machte? ich weiß es nicht recht mehr; mir kommt es schwer vor, wenn ich mich

beſinne, und luſtig, wenn ich nicht ſehr darüber nachdenke. — Zuerſt begann ich, was man beginnen muß, wenn man aus dem Kollegium kommt; ich gab Unterricht gegen Billets, den Kindern guter Häuſer, die zu zärtlich erzogen werden, um ſie in's Kollegium zu ſchicken. Ich lehrte tauſend Gegenſtände, die ich ſelbſt nicht wußte. Lateiniſch, Griechiſch, Geſchichte, Geographie, und was Alles noch! Mit acht Tagen Vorbereitung hätte ich Hebräiſch und Syriſch gelehrt, ohne verlegen dabei zu werden. Nur Eines kann man nicht lehren, ohne es zu verſtehen, das iſt die Mathematik; daher halte ich ſo große Stücke darauf, weil ich nicht eine der fünf Species jemals begriffen hatte, um ſie ſelbſt einmal lehren zu können.

Somit war mir gleich eine ſchöne Erwerbsquelle geöffnet. Meine Schüler waren nicht ſehr zahlreich, aber auch nicht ſehr gewählt. Ich hätte nie geglaubt, daß Jemand auf ſeinem Wege ſo vielen Dummköpfen begegnen könne. Ich war unermüdet, ich kam zur beſtimmten Stunde, ſetzte mich an die Seite meines Schülers, und erfüllte in anderthalb Stunden zum wenigſten meine Pflicht auf das Gewiſſenhafteſte.

In jener langen Zeit, die ich leeren Köpfen widmen mußte, gewöhnte ich mich nach und nach,

dieſe Uebungen, die Niemanden Nutzen brachten, zu meinem eigenen Nutzen anzuwenden. Da ich den Kindern die Autoren nicht verſtändlich machen konnte, ſo verſuchte ich es, ſie mir ſelbſt zu erklären. So gab ich mir drei Jahre lang recht gewiſſenhaften Unterricht in der Rhetorik und Philoſophie; ich durchforſchte das römiſche und griechiſche Alterthum, ich lernte Geſchichte und machte die Grammatik auf's Neue durch; ſo nachſichtig ich gegen meine Schüler war, ſo ſtrenge wurde ich gegen mich. Die Geſchichte von Gil-Blas Onkel erneuerte ſich für mich; ich lehrte mich ſelbſt, was ich nur immer zu lernen im Stande war.

So hat mir das dreijährige Unterrichtgeben keinen Schaden gebracht. Ich ambitionnirte dabei nichts, ich fürchtete nichts, ich beneidete Niemand, ich lebte mit meinen Freunden, hielt gute und heitere Mahlzeiten mit ihnen, war glücklich im Glücke meiner Tante, und klebte von Zeit zu Zeit große rothgedruckte Holzſchnitte auf blauem Papier an die Wände meiner Wohnung, die ich in der That für ſehr ſchön hielt. Damals ſtellten ſie Griechen vor — heutzutage würden ſie Polen vorſtellen ſollen!

Das hieß nun leben! ein recht ſchönes, recht junges und recht glückliches Leben! Alle meine

Freunde aus jener Zeit erinnern ſich deſſen noch — wir wiſſen Alle noch ganz köſtliche Geſchichten davon zu erzählen. Und welche bezaubernde Heronien, welche rührende Namen! Alexandrine, Roſa, Lili! bald eine Deutſche, eine Spanierin oder Franzöſin, eine Dame oder Griſette, Alle waren uns recht! Es geht in ganz Paris nichts darüber, als jung und ſorglos hinzuleben; Ihr habt dann Alles — eben ſo wie die Mächtigen und Reichen. Jene haben die Tuilerien — Ihr habt Luxemburg und den Jardin-des-Plantes; die führen ein Sammtkleid am Arm, Ihr ein Rock von Kattun und ein rundes Häubchen; ſie gehen in's Théatre-italien, Ihr in's Ambigû. Mein Gott! die Pariſer Griſette iſt kein Hirngeſpinnſt; das iſt das einzige graciöſe Weſen des poetiſchen Lebens, und ſie iſt noch unterhaltender, lebhafter, naiver, wahrer, hingebender, unumwundener, philoſophiſcher in der Wirklichkeit, als auf der Bühne. Wir aber, wir übergoſſen dies Alles noch mit einer Ueberſchwenglichkeit an Jugend und Poeſie! Wie ſchön war das nicht, wenn die armen Kleinen zu uns kamen, mit kalten Näschen und rothen Händen! Und ſo lebten wir von einem Tage zum andern, vom Stegreife, ohne Ehrgeiz, ohne Entbehrungen und doch ohne Anſtrengung. Wenn ich ſage: ohne

Ehrgeiz, ſo habe ich Recht, denn während der vier Jahre meines damaligen Glückes habe ich kaum ein einziges Mal an das ſo leere Wort: der Ruhm, gedacht, und noch weniger an das noch leerere: der Nachruhm! Nein, gewiß nicht!

Wenn ich ſagte: Ohne Entbehrungen, ſo hab' ich wieder Recht; denn obwohl ich Manches entbehren mußte, ſo überwältigte ich alles dies ſo leicht, daß ich mich glücklich fühle, wenn ich daran zurück denke. Die größte Entbehrung war für mich: ein Hund. Seitdem ich auf der Welt bin, hatte ich Sehnſucht nach einem Hunde, wie zwei alternde Eheleute, die ſich lieben, ein Kind zu haben wünſchen, um ihren Namen fortzupflanzen und ihr Vermögen fortzuerben. In jener Zeit, wo ich mich ſo glücklich fühlte, kannte ich nichts Herrlicheres auf der Welt, als: einen eigenen Hund zu beſitzen, ihn ganz jung aufzuziehen, ihn gehen zu lehren, und faſt Empfindung beizubringen, ihn wachſen zu ſehen, ſein erſtes Bellen zu vernehmen, und ſeine erſten Kareſſen zu empfangen. Welche Luſt! man hat eine ganze Familie gefunden, wenn man einen Hund hat! Für den Armen iſt ein Hund — was das Pferd dem Reichen, worauf er in's Bois-de-Boulogne reitet; es iſt die geputzte Dame, die er Abends in die Oper führt;

es ist sein Freund, der schnurrbärtige Obrist, der ihn im Duell sekundirt; es ist der unablässige und zuvorkommende Schmeichler, aber der Hund ist noch mehr — er ist das Kind, das Euch Morgens guten Tag wünscht, die Frau, die Euch beim Nachhausekommen empfängt. — Wie das mit Euch springt, weint, scherzt, spielt, so froh ist, wie Ihr selbst! Es ist Euer getreuer Schatten! Wie aufmerksam, gefällig und ergeben! Aber ich wünschte mir auch damals einen Hund mit einer Leidenschaftlichkeit, die ich nie seitdem empfunden habe. —

Doch wie viele Kämpfe hatte ich mit meinem ökonomischen System zu bestehen, wie viele Berechnungen stellte ich an, bis daß ich glaubte, meinem heißen Verlangen genügen zu dürfen. Oft sprach ich mit meiner Tante von dem neuen Genossen, den ich mir wünschte. Wir wogen die Unbequemlichkeit und den Nutzen davon mit so großem Ernst und Scharfsinn gegeneinander ab, als ob es sich darum gehandelt hätte, das Gewinn- und Verlustconto eines Banquierhauses abzuschließen. „Was werden unsere Nachbarn, was wird der Hauseigenthümer sagen, mein Sohn? Du bereitest Dir großen Verdruß, und das kostet immer so viel!“ so sprach meine Tante. Unsere Debatten gingen in's Unendliche über diesen Gegenstand.

Ich that, was ich konnte, um ihren beständigen Einwürfen zu begegnen. Aber dennoch behielt sie recht, denn kaum war unser Hund da, so bekamen wir unsern Abschied in bester Form von unserm Hauseigenthümer.

Wer erinnert sich nicht seines ersten Hundes? Ich z. B. erinnere mich mehr meines Azors als Juliens — er hieß nämlich Azor, wie ihn meine Tante genannt hatte. Er war halb Windspiel, halb Pudel, und vereinigte so in seiner Person die Zierlichkeit des einen und die Treue und Verständigkeit des andern. Der Spezereihändler, unser Nachbar, gab ihn mir ganz klein, und wir erzogen ihn dann mit einer unendlichen Sorgfalt. Er profitirte ungemein. Es war ein starkes Thierchen, gescheut aber furchtsam, das schwächste Kind durfte ihn schlagen, nie zeigte er seine Zähne, die wohl sehr stark waren; nie erhob er die Stimme, die sehr laut war; immer war er zufrieden, freundlich, nicht sehr ehrgeizig, aber erpicht auf's Herumlaufen; auch wälzte er sich mit großer Wollust im Grase, und hatte immer einen gesunden Schlaf und guten Appetit. Meine Tante sagte oft lachend, ich und Azor wären Brüder. Ach! er ist seitdem gestorben, mein armer Bruder! er wurde vergiftet auf Befehl unsers neuen Hauseigenthümers, den

ich hier nennen würde, wenn nicht auch er schon durch den Tod meiner gerechten Rache entrissen worden wäre.

Wer hätte mir wohl damals vorausgesagt, daß dieser Bastardhund, der in dem kleinen Ladenstübchen eines Spezereikrämers das Tageslicht erblickte, und mir von jenem Krämer nur geschenkt wurde, weil er nichts damit anzufangen wußte, dereinst in meinem Herzen durch Lamartine's Hund selbst ersetzt werden würde, durch das liebliche Kind einer griechischen Mutter, geboren zu St. Point in dem Salon des großen Dichters, ein edles Geschenk von ihm, und von ihm besungen bei seiner Abreise nach dem Orient. Wer mir das gesagt haben würde, hätte dich sehr betrübt, mein armer Azor! aber mich nicht minder in Erstaunen gesetzt, mein Sohn!

Außer meinem Freunde Azor hatte ich damals noch eine andere sehr angenehme und artige Bekanntschaft. Dies war eine hübsche, kleine Stute, ein Pferdchen von achtzehn Monaten, lebhaft, neckisch, dabei dumm und natürlich; mit einem Worte, so liebenswürdig, daß ich alle Tage ihr meinen Besuch abstattete. Dieses kleine Thier, das nach meiner Meinung ganz unvergleichlich war, wurde von einem alten mürrischen und närrischen

Doctor erzogen, der selbst mit seinen Kranken brummte, und nur Vergnügen in seinem Stalle fand. Daher brachte er auch hier den größten Theil seiner Zeit zu, und sah mit Wohlgefallen, wie sein Pferdchen gedieh. Und wahrlich, er hätte dies Vergnügen noch in höherm Grade haben können, wenn er minder geizig gewesen wäre, aber er hatte seine Frau und sein Pferd auf halbe Portionen gesetzt. Das Pferd bekam niemals Hafer und sehr wenig Heu, dafür fraß es aber viel Kohl, gelbe Rüben und Grünzeug, auch Stroh, wenn es dazu kommen konnte. Alle Köchinnen des ganzen Viertels hatten das Thier sehr lieb, und brachten ihm daher die Reste des geputzten Gemüses.

Der gute Doctor starb jedoch ehe er die hübsche Stute reiten konnte; er starb gerade in dem Augenblicke, als er sich dafür entschied, daß man dem Pferde doch endlich ein wenig Hafer geben müsse. —

Ich hatte bereits lange nichts von meinem Lieblinge gehört. Endlich las ich es unter mehreren Pferden, die zum Verkauf ausgeboten wurden. Es konnte kein anderes seyn; es war sein Alter, seine Beschreibung, seine Wohnung. Welch ein Glück für mich! Ich fliege hin, ich sehe es wieder,

ich red' es an, ich erkenn' es; zwar iſt es minder ſchön, minder geſtreckt, leicht und luftig, wie ſonſt, aber immer noch meine alte Bekanntſchaft, mein geliebtes Pferd! Ich ruf' es auch ſogleich bei ſeinem Namen, zur großen Verwunderung des Portiers. Noch denſelben Tag gehörte mir das Pferd; es verließ den Stall ſeiner Kindheit, um mir, ſeinem alten Nachbar, zu folgen. Jetzt kann es thun, was es will; es geht nur aus, wenn es ihm beliebt, nie darf es im Regen ausgehen, noch weniger im ganz ſchlechten Wetter; drei Mal des Tages bekommt es Hafer, und Stroh hat es ſo viel es mag. Wenn ich mit meinem kleinen Pferdchen beim **Café-de-Paris** vorüberfahre, ſo rümpft das **Café-de-Paris** über Herrn und Pferd die Naſe, ich aber werde mein Pferd von der **Rue-du-Dragon** nicht um alle Engländer des **Café-de-Paris** vertauſchen.

Dieſe Geſchichte von dem Hund und dem Pferde mag jungen Leuten, die der Zufall, das Schickſal, Unglück oder Talent (denn auch das könnte ja ſeyn) in die Schriftſtellerlaufbahn treiben, den Beweis liefern, daß man mit Eifer und Fleiß, mit Ernſt und Beharrlichkeit, mit gänzlicher Selbſtverläugnung und Aufopferung einer jeden Stunde des Tages und der Nacht, mit Hilfe einflußreicher

Freunde, und ſein Leben jedem Ungefähr, jedem Verdruſſe, ſo wie allen Plackereien literariſcher Kämpfe preisgebend, nach ſechs Jahren einen paſſabeln Hund und ein ſchlechtes Pferd haben kann.

Doch da ich von der Schriftſtellerlaufbahn ſpreche, ſo iſt es auch einmal Zeit, daß ich erzähle, wie ich ſie antrat. Ich habe, um über das literariſche Treiben unſerer Zeit zu ſchreiben, viele wichtige Materialien geſammelt, die ich alle noch zu verarbeiten gedenke, hier jedoch beſchränke ich mich bloß auf meine Perſon, und glaube, daß hierin ſchon ein ziemlich getreues Bild unſers literariſchen Lebens gefunden werden dürfte.

Ich lebte, wie ich ſchon erwähnte, von einem Tage zum andern, meinen kleinen Begierden nachjagend, unbekümmert und umherſchlendernd, ein guter und fröhlicher Junge, nichts mehr —, nichts weniger. Im Uebrigen ahnete ich noch nichts von meinen Verdienſten, wenn ich ſolche etwa haben ſollte. — Ich glaube nicht, daß es einen Schriftſteller auf der Welt giebt, der ſich weniger verſucht hätte, ehe er öffentlich auftrat, als ich. Ich kann, ohne der Beſcheidenheit zu nahe zu treten, dreiſt behaupten, daß ich vor meinem erſten Journalartikel nicht Eine zuſammenhängende Zeile geſchrieben habe. Ich hatte die großen Poeten und Proſaiſten geleſen,

beſonders den Horaz überſetzt, aber ich hatte keine Idee, wie man einen Roman machen könne, oder noch Geringeres als das, ein Trauerſpiel in fünf Akten und in Verſen; dies war mir noch nie in den Sinn gekommen. Ferner glaube ich behaupten zu können, vor meinem Auftreten als Schriftſteller nicht zwanzig Tageblätter in der Hand gehabt zu haben. Alles, was ich von Journalen kannte, das waren die Feuilletons von Geoffroy und die Artikel von Duſſaulx, die geſammelt erſchienen waren; auch pflegte ich noch, vom väterlichen Hauſe her, ein unbeſtimmtes Gefühl der Ehrfurcht für Geoffroy zu hegen, das ſich ſelbſt bis auf das Blatt erſtreckte, woran er Mitarbeiter war, und daher erſchien es mir als die größte Unwahrſcheinlichkeit, nur jemals drei Zeilen an einem ſolchen Journale zu ſchreiben. Dies iſt wiederum dieſelbe Geſchichte, wie mit dem Hunde Lamartines und dem Pferde der Rue-du-Dragon.

Eines Tages ging ich vor einem Theater auf und ab, welches jetzt nur noch zum Theil exiſtirt, für mich aber damals der Gipfel aller Kunſt war, was ich heute gar nicht mehr begreifen kann; ſo ſehr verändern die Jahre unſern Geſchmack. Dieſes Theater war, aber lache Keiner! die komiſche Oper. Die Liebhaber der Komödie liebten es,

weil man dort nur wenig ſang, und die Liebhaber der Muſik, weil man dort nur wenig Spiel zu ſehen bekam. Ich liebte es, ſo glaub' ich jetzt, weil man Beides dort haben konnte. Wie oft ging ich Sonntags, zu der ſchönen Zeit der zweiten und letzten Aurora Martins nach dem engen und dumpfen **Passage-Feydeau**, und wartete dort fünf geſchlagene Stunden ſtehend und hungrig auf ein Billet, und ſtritt mich wüthend für Madame Pradher gegen Madame Rigaut, für Martin gegen Ponchard. Welche göttliche Extaſe bemächtigte ſich meiner in dieſem Parterre! Ich glaube nicht, daß jemals ein vollendeterer Verein von Mittelmäßigkeiten aller Art, ſowohl was Muſik und Gedicht, Schauſpieler und Sänger betrifft, in der Bruſt eines jungen Menſchen größern Enthuſiasmus erregt habe. Ich war trunken vor Bewunderung — trunken vor Glückſeligkeit — mein Herz pochte in der gepreßten Bruſt — was ſollte ich beginnen? wie war mir zu Muthe? Glückliche Zauberei, wo ſchwandeſt du hin?

Das Theater, wo ſich dieſer unſchuldige und komiſche Enthuſiasmus erzeugte, währte jedoch noch kürzer als meine Begeiſterung. Es ſtürzte zuſammen auf die Befehle eines Maurers. Wenn man jetzt durch die Straße Feydeau geht, kann man noch ſeine

Ruinen erblicken. Friede ſeiner Aſche! — So ſaß ich denn, noch ſo jung, auf den Ruinen dieſes Theaters, wie Marius auf Carthago's Trümmern; aber wir, die wir ſo viele große und kleine Trümmer täglich ſehen, ſo viele Sieger von geſtern, die heute beſiegt ſind — ſind wir in unſern beſchränkten Sphären nicht ſchon einmal gleich Marius auf Carthago's Schutthaufen geſeſſen? —

Ich irrte alſo um die komiſche Oper herum, wie eine arme Seele, und ging dabei immerwährend mit mir zu Rathe, ob ich dieſes Mal wieder die unerhörte Ausgabe, den Eintrittspreis von 44 Sous, daran wagen ſollte. Noch war ich unentſchieden, als ich von einem jungen hübſchen Menſchen angeredet wurde, den ich von Luxemburg her kannte. Unſere Hunde hatten Freundſchaft geſchloſſen und dadurch waren auch wir uns näher gekommen. Er führte eine ſehr elegante, ſchöne Frau am Arme, und ſie gingen alle Beide in die komiſche Oper. Es war gerade das Debut Lafeuillade's und Gavaudans Wiederauftreten in Berton's Oper „le délire.“ Man denke ſich mein Entzücken, wie dieſer junge Mann, der ſeine eigene Loge hatte, mir einen Platz neben ſeiner ſchönen Dame anbot. Ich nahm es haſtig an, indem ich ſtotternd meinen Dank murmelte; wie aber ward

mir erſt, als mein Freund mir mittheilte, daß die Dame, die er ſo mir nichts dir nichts! am Arme führte, nichts Geringeres ſey, als eine Sängerin der großen Oper; ja, der großen Oper, und eine Choriſtin dazu! Da gehörte ich nicht mehr dieſer Welt an, in meinem Kopfe ſummte es, wie damals, als mir in der Schwimmſchule das Waſſer in die Ohren lief. Ich wußte gar nicht mehr, welchem Enthuſiasmus ich mich überlaſſen ſollte.

Neben einer Choriſtin der großen Oper und Gavaudan gegenüber! O wie fühlte ich mich neben ihr! die zerſtreut, untheilnehmend, ihr Glas auf andere Männer richtete (ich bedauerte es um meines Freundes willen). Wie ſie zuhörte, was ich an faden Komplimenten ſo zitternd und blöde vorbrachte, und es doch nicht verſtand, wie ſie meinen Veilchenſtrauß annahm, ohne ihn zu acceptiren! — Der Abend war entzückend!

Zu jener Zeit waren für mich alle jungen und ſchönen Frauen mit einem blauflammenden [illegible]ligenſchein umgeben, der aus dem [illegible] ſtrömte, und den ich mit Worten nicht wei[illegible]hildern vermag. Welch ein Gefühl hatte [illegible]mals! Nur einmal wollte ich noch das [illegible]enes Abends, das poetiſche Ohrenſauſen nur einmal noch empfinden!

Wer zeigt mir wieder den blauen, flackernden Schein, der jenes Weib umgab? wer ſchafft mir wieder mein ſtill anbetendes Herzklopfen, wer endlich jene ſtets willfährige und einfältigliche Bewunderung, dieſes univerſelle Wohlwollen, jene tiefe Unwiſſenheit der Myſterien wie der Anforderungen der Kunſt. O! hebt mich wieder zu jenem zwanzigſten Lebensjahre, ſo friſch und blühend, ſo keuſch und unſchuldig, empor, und dann ſagt noch, ich habe ein trockenes und kaltes Gemüth, ein verſtocktes Herz, einen Alles verachtenden, zänkiſchen Sinn, ich ſey ein unverſöhnlicher Kritiker! Aber, wo ſind ſie hin, meine zwanzig Jahre? Und ſie, meine Sängerin, wo iſt ſie, was iſt aus ihr geworden, oder vielmehr, was iſt aus ihr nicht geworden? Wer kann mir das beantworten? Aber nur ruhig, ich habe ganz friſche Nachrichten darüber. — Vor drei Jahren hielt ich mit der Diligence in Nevers, um zu Mittag zu eſſen. Zufällig leſe ich am Thore des „weißen Pferdes“ den Anſchlagezettel eines Concerts für den Abend. Welche Ueberraſchung! Es war der Name meiner Sängerin, die ich noch nicht vergeſſen hatte. Sie, deren unaufmerkſamer Blick mich, wie man bald hören wird, in die Schriftſtellerlaufbahn brachte; ſie verſprach auf dem Zettel, daß ſie viel von

Rossini und Panseron singen würde. Der Name dieses Frauenzimmers, welches ich während einer dreistündigen Andacht einst bewundert hatte, überraschte mich hier seltsam nach fünf Jahren, mitten auf der Landstraße, und in einer Provinzstadt; ich nahm mir daher vor, sie noch einmal vor ihrem oder meinem Tode zu sehen.

Die Diligence ging ab, und ich erwartete ungeduldig den Anfang des Concerts.

Endlich schlug die Stunde. Ich war der erste Gast in dem schlechterleuchteten Saal, wo ein dummes, stilles Fortepiano stand, das irgend einer jungen Vermählten in der Präfektur oder Mairie angehörte. Das Instrument befand sich da mit aufgesperrtem Maule, und da ich nichts Besseres zu thun hatte, beguckte ich es von allen Seiten.

Eine unerfreulich-stumme Betrachtung! Ein Fortepiano in der Provinz zu seyn, welch ein Loos! welche unerschöpfliche Quelle von falschen und schneidenden Tönen, von mittelmäßiger und hausbackener Musik! Was für abscheuliche Romanzen, welche Sonaten ohne Ende, sind in diesem hölzernen Kasten enthalten! So Etwas kann in Schrekken setzen, wenn man an all diese tragbare Harmonie denkt, die eine leichte Fingerbewegung erwecket!

Meine Viſion mochte lange gedauert haben — endlich fing der Saal an, ſich zu füllen. Ich übertrug meine Gedanken von dem Inſtrumente auf die Dilettanten, von dieſen aber auf die Künſtlerin, die ich erwartete. Endlich erſchien ſie, man annoncirte ſie mit lauter Stimme — und ſie war es! — Und war ſie es denn aber wirklich?

Ich ſah eine arme Frau, mager, mit einem rothen Geſicht, umhüllt von einem bunten Kleide, in farbigen Handſchuhen und mit einem zugleich unſtäten und hochmüthigen Blicke. Welche Enttäuſchung! Und doch war es derſelbe Blick, der mich, ohne es ſelbſt zu wiſſen, zum Schriftſteller gemacht hatte.

Was dieſe Frau geſungen — ich kann es nicht verrathen. Sie ſang ſo ſchlecht, daß ſie von den Lokal-Autoritäten wüthend beklatſcht wurde.

Es war um ſie geſchehen, die civiliſirte Zigeunerin war zu ihrem herumſchweifenden Leben wieder zurückgekehrt. Sie hatte von Neuem dieſes elende Nomadenleben angetreten, das ſo großen Reiz für den dramatiſchen Künſtler hat. Ich erlebte in dieſem Concert, was der Knabe Milton einſt erlebte. Er ſchlief, da erſchienen ihm zwei Fräuen und ließen ihm zwei Verſe von Liebe in den Buſen gleiten. Beim Erwachen fand er die Verſe, aber

die schönen Frauen waren fort. Ich erwachte wie Milton, aber ich erblickte meine poetische Vision — doch sie war in Lumpen! Lebe wohl, meine Vision! —

Ein trauriges Lebewohl, in der That, wem aber wurden nicht vor der Zeit schon die Augen geöffnet? Welcher junge Mensch, und wär' er der verständigste, muß nicht heutzutage beschwerlich von einem Enthusiasmus herabklimmen, den er zu achtzehn Jahren mit einem einzigen Satze erreichte? Ich kenne Jemand, der seitdem zwei Mal zum Tode verurtheilt war; ein sehr energischer Mensch, der vor der furchtbarsten Jury gestanden hat, und den der Belagerungszustand von Paris an's Leben wollte, und auch dieser selbst schätzte sich einst glücklich, nachdem er drei Jahre voll Bewunderung und Sehnsucht bei der komischen Oper geschmachtet, den Handschuh zu embrassiren, den ein Mädchen getragen, das er heute nicht in seine Dienste nehmen würde. Also mag es uns doch immer erlaubt seyn, trüb und nachdenkend zu werden, wenn eine Illusion von uns Abschied nimmt; sie schleicht weg mit schweren Schritten und hebt ihr schmutziges Kleid dabei auf, gleich einer losen Dirne, die nach Mitternacht von der Polizei auf offener Straße überrascht wurde.

Doch ich kehre zu meiner Geſchichte zurück. — Ich ſitze noch in der Oper, und bin ganz freudetrunken. Wie Alles aus war und wir wieder auf der Straße uns befanden, giebt mir mein Freund den Arm der Sängerin, um ſie nach Hauſe zu begleiten. Es war ein ſchöner Sommerabend, und wir führten ſie durch das Gewirr des Boulevard-de-Coblenz nach ihrer Wohnung in der Rue-du-Helder.

Zum erſten Male bemerkte ich da die Rue-du-Helder, ſo geheimnißvoll, ſo voller Liebesintriguen und Abenteuer aller Art; eine Welt für ſich in der Welt des Glanzes; voll kleiner Häuſer, die dem Vergnügen gewidmet ſind, von denen jedes Fenſter eine Silhouette zeigt, deren Thür einem andern Zeichen noch, als der bloßen Nummer, unterworfen iſt. Eine Art von Boudoir, mit doppeltem Eingang ſind dieſe Häuſer; der eine für den reichen Alten, der andere für den armen, aber ſchönen Jüngling; ein Aſyl für das Laſter, wie für die erlaubte Zuneigung. Ich verſtehe dieſes Alles nicht recht zu erklären, aber die Rue-du-Helder verdient einer beſonderen Erwähnung unter den Straßen von Paris. Sie hat ein Leben, welches nur ihr eigenthümlich iſt, Wohlgerüche, die man nur in ihr antrifft, ein Gemurmel, das man nur

dort vernimmt. — Bemerkt Ihr wohl jene Frau im zweiten Range der Oper? Sie ist schön, geputzt, erst fünf und zwanzig Jahr alt, sie lacht, ihr ist so wohl, sie kennt die Herren des Balkons, die sie grüßen. Sie scheint fast eine Dame, und so weit von den unbefangenen Neigungen der Jugend als von den Ausschweifungen des reifern Alters entfernt zu seyn. Es ist eine Frau, welche ausrastet zwischen vergangenen und zukünftigen Aventüren, zwischen Andacht und Spiel, zwischen Freiheit und Ehe; nun wohl! dies ist eine Frau aus der **Rue-du-Helder**.

Ach! wie wir in jener Nacht die Sängerin verließen, und ich auf meinem Arm noch den warmen Druck des ihrigen empfand, wie selig, wie glücklich war ich! Damals fühlte ich zum ersten Male meine Nichtigkeit und meine Armuth! Damals zum ersten Male erschien mir die **Rue-Taranne**, die ich sonst so schön gefunden hatte, mit ihrem hellen und reinen Springbrunnen abscheulich, im Vergleich mit der **Rue-du-Helder**! War doch die komische Oper so weit von ihr entfernt, und unsre schöne Sängerin auch! . . . .

Diesen Augenblick benutzte mein Freund, mir eine Handthierung anzurathen, die er für mich schicklich fand. Er selbst war nichts weniger und

nichts mehr als Journaliſt. Wenn man ihn reden hörte, ſo regierte er das dramatiſche Univerſum. Ihm mußte die Kunſt freundlich und unterwürfig ſeyn; ſein ganzes Leben war ein entzückendes Feſt, ſo ſagte er mir, und als Beweis konnte mir ja gelten: die Loge, worin er mir einen Platz gegeben hatte, die Sängerin, die von mir nach Hauſe geführt worden war, das Journal, welches er jeden Morgen erhielt, die Karte zum Diorama, die er bei ſich trug, ſein freier Eintritt endlich in die Theater; denn das ſind die unſchuldigen Köder für einen jungen Journaliſten. Welcher ſchwache junge Menſch wird ſich davon nicht fangen laſſen? — Das Vergnügen, das man ſo leicht und ſchnell haben kann, überwiegt reichlich ein Gut, das man erſt nach jahrelanger Anſtrengung erlangt. Alſo war es geſchehen, ich widerſtand nicht mehr, ich entſagte meinen ernſten und ſtrengen Studien, ich ward Schriftſteller, und ich werde als ſolcher ſterben, bloß weil ich an einem ſchönen Sommerabende, ſehr zur Unzeit, in der komiſchen Oper geweſen und hierauf über den **Boulevard-Coblenz** durch die **Rue-du-Helder** nach Hauſe gegangen bin.

Nicht als ob ich mich über den von mir ergriffenen Stand zu beklagen hätte; nein, ich werde nie ſo undankbar gegen die nobelſte Handthierung

in dieſer Freiheitsperiode ſeyn. Die Klagen früherer Schriftſteller erſchienen mir immer wie eine Ungerechtigkeit, jetzt aber würden ſie mir wie eine plumpe Dummheit erſcheinen. Und wenn wir noch ſo weit in unſerer Geſchichte hinaufſteigen, ſo werden wir ſtets die Dichter arm in ihren Verſen, aber reich in ihren Häuſern finden. Denn zu denen, die nicht reich an Golde ſind, geſellt ſich der Ruhm, dieſe großartige Tröſtung jedes Ungemachs. Man blicke nur einmal hin! Dem Einen reicht Franz I. die ſtolze Rechte, dem Andern bietet ſich Richelieu als mächtiger Mitarbeiter an; dieſem hier Ludwig XIV., jenem der Herzog von Burgund, oder ſpäter Madame de Pompadour, Katharina und Friedrich II. Das vermag doch wohl Muth zu machen! Das ſind doch wohl eigenthümliche Stellungen, die beſſer ſind als die beſten anderer Menſchen; ein ganzes Leben, ſo unabhängig, voll von Genüſſen, Träumen und Glück! Man frage nur einmal dieſe begünſtigten und ausgezeichneten Menſchen, wer von dieſen Fürſten und Ariſtokraten des Genies und Talents in das gemeine Leben herabſteigen wollte? Keiner mag um den größten Preis dieſe moraliſche Erniedrigung erdulden. Die Klagen der Poeten, ihr großes Elend, ihre ſo oft beſungene Armuth, ihre Abgeſchiedenheit, das Alles

ſind eitel Lügen poetiſcher Art, denen man keinen Glauben beimeſſen muß. Das Leben der Schriftſteller, meine Freunde, war immer ein ganz beſonderes unter den Größen dieſer Welt; heutzutage jedoch iſt es noch etwas beſſeres, nämlich ein ganz beſonderes unter den Mächten dieſer Welt.

Der heutige Schriftſteller macht ſeinen Weg, wie der vornehme Herr ihn ſonſt gemacht hat. Die Konſtitution umfaßt ſie Beide, ſie ſind Beide ächte Bürger, aber außerhalb der Menge, und trotz dieſer Bürger für ſich, ariſtokratiſche Bürger mit einem Worte. Um dies beſſer zu verſtehen, wollen wir von dem Dichter einer frühern Zeit zum Schriftſteller der jetzigen übergehen.

Der letztere hat das Eigenthümliche, daß er mit ſeiner Feder ſich eine feſte Exiſtenz begründet und erringt, eben ſo gut und beſſer noch, wie Advokaten, Notarien und dergleichen; die Konſtitution kann ihrer Natur nach nicht anders als durch Streitigkeiten und Fehden aller Art, ſowohl für als wider, beſtehen.

In unſerer Zeit iſt ein Journal mehr noch als ein Bedürfniß, es iſt zur Pflicht geworden. Es iſt eine Nothwendigkeit, die zu allen Stunden des Tages fühlbar wird. Das Journal iſt die Reproduktion des ganzen Lebens und umfaßt es in

öffentlicher, literariſcher und philoſophiſcher Beziehung, durch alle Klaſſen der Geſellſchaft. Und weiß man denn wohl, wie viele thätige Schriftſteller erforderlich ſind, um allen Anforderungen dieſer unerſättlichen Macht zu genügen, die ſich ſelbſt zu verzehren bereit iſt, wenn ihr der Nahrungsſtoff ausgeht? Kennt man wohl genugſam dieſen endloſen Schlund, in den alle Augenblicke eine ſolch ungeheure Menge von Leidenſchaften, Ideen, Paradoxen, Narrheiten und Hirngeſpinnſten hinabgeworfen wird, die aus dem Herzen und Verſtande der Menſchen, von ihren Tugenden und Laſtern geboren werden? Was iſt die periodiſche Preſſe? Ein Ungeheuer mit hunderttauſend Stimmen, ein Geier, der, um zu leben, jeden Augenblick die friſchwachſende Leber verſchlingen muß; eine unermüdende Konverſation, die im Augenblicke von einem Ende der Welt zum andern vernommen wird, an das Ohr der Könige und Völker ſchlägt und die entgegengeſetzten Meinungen zu gleicher Zeit predigt; eine ungeheure Stimme, welche der Welt eine andere Geſtalt gegeben, wie der Dampf und die Eiſenbahnen! Und als mich nun, an einem heitern Sommerabende, dieſes Ungeheuer, die periodiſche Preſſe, erfaßte, da fühlte ich augenblicks eine unbeſchreibliche Angſt; ich ſah mich weit

fortgeriſſen; nach und nach gewöhnte ich mich jedoch, und fing an, das widerſpenſtige Roß mit der Hand zu ſtreicheln; dann ſetzte ich mich im Sattel zu recht. Nun bleib' ich oben, mag mich Bellerophon hintragen, wohin er will, ich bin ſein mit Leib und Leben, ich liebe ihn von ganzer Seele, aus tiefer Bruſt. Es koſtet nur einen einzigen Schritt und bald gewöhnt man ſich an die außerordentlichſten Lebensverhältniſſe; ob im Luftballon, oder auf der Eiſenbahn, als Redakteur eines Journals, oder ſonſt etwas dergleichen; bald fühlt man ſich glücklich und ruhig, während die überraſchte und zitternde Menge tief unten ihre Blicke hinaufſendet. Das iſt das Ganze! —

Doch nicht der vom Gas emporgetragene Ballon, noch der blitzesſchnelle Wagen, den der tauſendarmige Rieſe: Dampf genannt, forttreibt, können Euch ſo in's Weite ſchnellen, als dieſe Schweſterkraft des Dampfes: das Journal. —

So auch ich, ein armes Kind, geſtern noch ſo ruhig, ſo glücklich und unthätig — kaum hatte ich das Journal an ſeinen unſchuldigſten Enden berührt, ſo packte mich dieſer neue Briaräus tauſendmal fürchterlicher, als jener der Fabeln. Von dieſem Augenblicke an ſchwand die Ruhe, die Muße, mein gewohntes Leben. Ich fing zwar, wie alle

periodiſchen Schriftſteller an, nämlich unbekannt; aber dennoch mußte ich halb wider Willen vorwärts. Die Arbeit wuchs, die Leidenſchaft der Schriftſteller wuchs auch; die Nothwendigkeit, das Urtheil zu ſchärfen, miſchte ſich in alle meine Genüſſe, und bald verſchlang die Kritik, als Geſchäft, alle meine Gefühle. Die Sucht, wichtig zu erſcheinen, verwandelte in Galle meinen guten Willen für Andre, meine leicht zu erregende Bewunderung entwich. Und welch ein Unglück war das für mich? Geſtern noch ſo naiv, ſo geliebt, ſo liebend, heute hadernd, alle Intereſſen berührend, glänzende Namen angreifend, und ſie wie Glas zerbrechend! Und alles das, weil ich an einem ſchönen Sommerabende in die komiſche Oper gegangen war, mit einer ſchönen Sängerin der großen Oper! —

Denn damals enthüllte mir mein Freund das Geheimniß ſeines eleganten Lebens, ſeiner Freilogen und ſchönen Damen darin, und ich reckte den Hals hin, um den Journaliſtenorden zu empfangen, und bemerkte nicht, daß der Hals meines Freundes geſchunden war! —

Das Leben eines Schriftſtellers iſt voll der traurigſten Enttäuſchungen. Man tritt in die Bahn voll der ſchönſten Erwartungen, aber mit jedem

Schritte verſchwinden dieſe, um nicht mehr zurückzukehren.

Man muß zwei Parthien in der Kunſt wohl unterſcheiden: Parterre und Kuliſſen. So lange man im Parterre iſt, geht es gut, die Kunſt ſchmückt ſich für uns mit Sorgfalt, lächelt, ſpricht ſüß, macht ein Sammetpfötchen, iſt glänzend, glücklich und geehrt. Aber ſtets im Parterre geblieben, wenn man ſie immer ſo erblicken will! In den Kuliſſen ſieht Alles anders aus. Dort iſt die Kunſt — und ſey ſie welche Kunſt es wolle — nur häßlich und unerfreulich. Dort ſieht man wie der Dichter ſich abmüht und ſeine Verſe feilt, wie der Muſiker mit dem Fuße ſtampft, weil die Begeiſterung nicht kommen will, wie der Maler arme Dirnchen von der Gaſſe holt, und ſie enkleidet, um Göttinnen der Mythologie oder Heilige der Legende daraus zu machen; und endlich wie die hübſche Schauſpielerin ſich Hände und Geſicht entſchminkt und mit den falſchen Locken ihre ganze Leidenſchaft auf die Toilette legt.

Dies nenne ich die Kuliſſen! Sich dort hineinwagen, das heißt, ſich auf Tod und Leben in jene nebelige Atmoſphäre ſtürzen, die der glückliche Menſch ſorglich vermeiden, und wenn er ſich ihr nahet, ſtets die größten Vorſichtsmaßregeln anwen-

den muß. Doch wahrhaft Glückliche genießen nur und bringen ſelbſt nichts hervor, und dieſe allein ſind es, die ihre Illuſionen behalten. Sie verdienen unſere Achtung.

Nun werde ich aber bereits müde, ſtets von mir zu ſprechen; wer bin ich denn wohl, um über meine ſo gewöhnlichen Anfänge eine fade Geſchichte ohne alles Intereſſe niederzuſchreiben? . . . .

Ich ſchlug mich lange Zeit für die Oppoſition, denn unter den Bourbons war die Oppoſition der allgemein betretene Pfad. Wenn ich jetzt daran denke, ſo finde ich, daß nie eine Dynaſtie wie dieſe angegriffen wurde.

Wir ſind jetzt gemachte Leute, Schriftſteller in Anſehen, die damals damit anfingen, ein Journal mit Perſönlichkeiten zu füllen gegen Alles, was Macht hieß. Eines dieſer Journale wurde ſehr bald populär. Es hieß Figaro, es war voll Erbitterung und Galle. Alle Tage brachte es neue Sarkasmen, neues Gift. Alles geſellte ſich zu uns — wir wurden furchtbar. Jedes Mal, wenn ich dieſe feurige und unermüdete Polemik wieder zur Hand nehmen will, erſchrecke ich ſelbſt über die Geduld, womit der damalige Hof ſie ertragen hat. Er brachte dadurch, zu ſeinem eigenen Nachtheil, der Freiheit der Preſſe ein großes Opfer. Ich muß jedoch geſtehen, daß es ihm nicht möglich war, anders zu handeln.

Uns hielt zu sehr die Meinung, wir waren zu junge Kämpfer, um leicht geschlagen zu werden, und wie hätte man uns wohl Sarkasmen mit Sarkasmen vergelten können? Wir waren alle noch sehr jung, wackere Bursche, alle ohne Ehrgeiz, alle böse ohne Bosheit, und grausam, ohne es zu wissen.

Und neben unserm politischen Hasse gaben wir unsere Liebschaften von jedem Tage in unserm köstlichen Pamphlete zum Besten; Alles mußte sich vereinigen, um unser Blatt zu füllen; nicht Einer von uns lebt, der dort nicht sein ganzes Leben beschrieben hätte, und das unterhielt das Publikum, das sich den freien und ganz neuen Eindrücken hingab, da es der alten Journale längst überdrüßig war.

Denn unser Beginnen hatte das Eigenthumliche an sich, daß ein neues Journal anfing und die alten zu Grabe gingen. So wie ich da bin, ein Mann von 1804, das schöne Jahr des Glücks und des unerhörtesten Ruhmes, zählt man mich jetzt schon zu den ältesten Journalisten in Paris. Auch fühle ich, wie sehr ich schon zurückstehe!

Ich habe neben und über mir unsere talentvollsten periodischen Schriftsteller entstehen sehen, die nun in ihrer Hand das ganze Geschick Frankreichs tragen. Ich schrieb schon, wie diese erst

anfingen. Aber mit welcher feurigen Kraft, großer Gott! Wie sie sich sogleich scharf aussprachen und verkündeten! Und welche Thaten sie vollbracht haben! Sie warfen, in sechs Sprüngen, das Ministerium Polignac über den Haufen; nahmen die Julirevolution bei der Hand, die schreckliche Dirne, und bemühten sich, sie auf dem Wege zu leiten, den sie ihr schon zum Voraus gebahnt hatten. Alle diese haben die Sprache der Presse bereichert, Alle haben der Kritik ihre alte Würde und ihren Glanz zurückgegeben.

Welch ein schönes Schauspiel bietet die periodische Presse dar! große Namen, unerschütterlichen Eifer, festen Muth, strahlenden Ruhm, hohe Selbstverläugnung — heiligen Zorn und unerschöpfliche Kraft! Alle Tage schlagfertig! Emeute, Revolution, Krieg nach Außen, Pest, Alles gleich! immer sind sie da — da auf der Bresche! Wie viel Geist wird vergeudet, in den Wind gestreut, dem vorübergehenden Haufen hingeworfen! Und dabei so lange Kriminalprozesse, unendliche Kerker, Reisen von Versailles nach Paris zwischen zwei Gensdarmen, harte Geldbußen, und die armen Weiber, welche vor Angst umkommen, wenn sie den Gensdarmen hören, der während des Belagerungszustandes der Stadt die Mauern des friedlichen

Hauſes erſtürmt. Aber der Schriftſteller vertheidigt dennoch allein, was Alle angreifen, er bleibt leidenſchaftlos, treu an ſeinem Rechte und an ſeiner Pflicht, und ſteht er am Ziele, das er ſich ſteckte, ſo wird er es weder feige verlaſſen, noch es frech überſchreiten. Das iſt ſtoiſch — das iſt groß!

Unſer Jahrhundert iſt das Jahrhundert der Preſſe; es iſt das Jahrhundert des freien Gedankens; ihm war jede Unabhängigkeit vorbehalten. Es gelte dem Beſtehenden, dem längſt Dahingeſchwundenen, oder dem rüſtigen Vorwärtsſtrebenden, immer wird man Alle dafür bereit finden: nicht Einer wankt und weicht! Was ſollen uns nun noch, nach dieſen hohen und triftigen Beweiſen, jene leeren Deklamationen früherer Zeiten gegen die Schriftſteller überhaupt und die Verfaſſer periodiſcher Blätter insbeſondere? Das galt lange nur für einen autoriſirten Scherz. Voltaire ſelbſt, obgleich er der erſte Journaliſt Frankreichs war, (denn was iſt ſein Briefwechſel anders als ein Journal, wie es jene Epoche geſtattete) bewarf die Schriftſteller vom Fache mit Spöttereien, die jedoch heute unmöglich ſind. Denn jetzt iſt vor Allem einem jeden Journaliſten die Wahrheit eben ſo wichtig wie die Gerechtigkeit.

Man leſe doch die zeitgemäßen Journale, man vergleiche ſie untereinander und man wird finden, daß im Grunde Alle darin übereinſtimmen, das Schändliche zu verdammen und das Gute und Edle zu loben. Es iſt unmöglich, daß es bei der Preßfreiheit anders ſeyn könnte, ſie iſt in der That das goldene Zeitalter des periodiſchen Schriftſtellers. Daher werden wir auch bald keine Bücher mehr haben, nur Journale.

Ich fühle mich faſt eben ſo unwerth, als glücklich, dieſer Zeit und dieſem Geſchäfte anzugehören. Seit acht Jahren arbeite ich Tag und Nacht daran mit allem Eifer, und mache Bücher nur, um mich zu zerſtreuen, und um einige Ideen, die ſich in meinem Kopfe beim Leſen der Ideen Anderer erzeugen, auf dieſe Weiſe zu verwirklichen.

Da ich zu ſchreiben anfing, fragte ich mich nur, wie Figaro, mein Meiſter: Was geht vor in der Welt? und die Antworten ſtrömten mir herbei, und ich hatte große Mühe, ſie alle zu ſondern. Was ſich damals in Frankreich vorfand, war dem Anſcheine nach ungeheuer, unerſchöpflich, eine ganze Welt für einen zwanzigjährigen Journaliſten wie ich. Ach! und Alles, was damals in Frankreich war, iſt nun todt oder verſchollen, man weiß nichts mehr davon; Alles hat das Journal

verſchlungen; jenes damals unbedeutende Ding, worauf der Cenſor jeden Abend ſeinen entehrenden Hauch kehren durfte, um einen Gedanken eben ſo kaltblütig zu verſtümmeln, wie der Scharfrichter den Kopf eines Menſchen abſchlägt.

Damals lebte noch Byron, der in Griechenland ſtarb; Griechenland, das wiedererwachte, das in Konſtantinopel ſtarb; Caſimir Delavigne der Dichter, der über eine Ballade ſtarb, und Béranger der Dichter, der ſeit der letzten Revolution todt, oder doch mindeſtens ſtumm iſt!

Damals hatte man die Geſchichte der Revolution und Herrn Thiers; aber Herr Thiers ſtarb im Miniſterium; Shakespeare und Schiller, die man überſetzte und dadurch die Hoffnung auf eine neue Literatur gründete, die aber nie erſchienen iſt; noch lebte Walter Scott, aber der ſtarb auf der Reiſe von Rom nach Abbotsford; Talma ſtrahlte im vollſten Ruhme, doch auch er iſt todt und mit ihm die ganze franzöſiſche Tragödie.

Auch ich folgte mit dem Volke ſeinen irdiſchen Reſten, die dem Erzbiſchof von Paris ſo großen Aerger gegeben hatten; aber auch dieſer Prälat iſt ſeitdem todt, und viel todter noch als die Tragöde, denn die Ruinen des Théatre-français ſtehen, geſchützt durch die Gleichgiltigkeit der Menge und

den Namen des Beſitzers; indeß die Ruinen des Erzbisthums, die nur eine achtzehn Jahrhundert alte Religion ſchützte, an einem tollen Tage im Carneval mit einem geſchickten Handgriffe umgeſtürzt wurden.

Großer Gott, wenn man alle dieſe Ruinen betrachtet! Welch ein Abgrund von dem Augenblicke, da ich meine Feder ſchnitt, bis zu dem, wo ich dieſes Leichenreſumé niederſchreibe. Was iſt aus Cuvier geworden, der Alles wußte; aus St. Martin, der Sanscrit verſtand; aus Göthe, der ganz Deutſchland war. Was iſt aus dem ganzen Orient bei uns geworden? Alles hin! und alles dies war die nährende Speiſe für das Journal jener Epoche. Das Journal aber lebt ewig.

Ich ſah ſie welken, einzeln, jene Namen, die unſer Stolz, oder unſre Luſt waren. Ich ſah ſie aber auch fallen jene Mächte, die ſo heftig angegriffen wurden.

Was iſt aus St. Acheul und Mont-rouge geworden? Wo fänden ſie jetzt jene gefürchteten und doch ſo wenig zu fürchtenden, chriſtlichen Zeitverwechſelungen? Wo würden ſie ſelbſt in der Schrift nunmehr eine paſſendere Spötterei finden, die auf die Schnelligkeit ihres eigenen Vorüber-

ſchwindens anzuwenden wäre, als: Transivi, et non erat!

Ich ſah Mont-rouge auskehren. Ich ſah Herrn von Frayſſinous wegreiſen, wo iſt er hin? Ich ſah Herrn von Polignac neben den jungen Miniſter des Innern, Herrn von Montalivet, in den Wagen ſteigen, der ihn von Vincennes abholte, um ihn aus den Händen des Volks zu retten; denſelben Polignac, den erſten Miniſter, den König Karl X. ſo lange über der Charte ſchwebend erhielt, an dem Faden des vierzehnten Artikels. Und alles dies hat das Journal todt gemacht, aber das Journal lebt noch immer.

Und damals zitterten ſelbſt unſere kühnen Hände, wenn ſie jene Männer angriffen, die vor dem erſten Hauch des Volkszorns zerſtoben. Karl X., der König von Rambouillet, eine Art Stoiker der letzten Gattung, der mit einem mehr als chriſtlichen Gleichmuthe die ſchönſte Krone der Welt verlor — welch ein verehrter König war der einſt in Paris! Aber wir, die wir den Sarg Ludwigs XVIII. an uns vorübertragen ſahen, waren auch bei dem Fall von Karl X. gegenwärtig. Und glaubt man etwa, daß ihn ein Blitzſtrahl zur Erde geworfen? Nein — viel mehr als Blitz — es war ein Journal.

Das Journal iſt der Herr der Welt; der unbeugſamſte Despot der neuern Zeit; die einzige unantaſtbare Hoheit; es iſt mehr als eine Macht nach Rechtsbegriffen, es iſt eine wirkliche, wahrhaftige Macht. Alle Größe der Welt muß an dieſer Klippe zerſchellen. Selbſt Bonaparte fiel unter der Preſſe, und ſeinem Sohne, der nach ihm ſtirbt, wirft nur die Preſſe einige Phraſen einer Leichenrede auf den Sarg; und dann verdenkt man es uns noch, wenn wir einigen Stolz hegen, dieſem Corps anzugehören.

Um gerecht zu ſeyn, muß ich geſtehen, daß zu keiner Zeit das neuere Frankreich ſich ſo blühend in Künſten und Wiſſenſchaften zeigte, als damals, als ich meinen kleinen Platz in der literariſchen Welt mir zu erbitten kam. Roſſini ſtrahlte im vollſten Ruhme; Gros, der noch nicht baroniſirt war, malte die Kuppel des Pantheons, die wieder zur Genovefenkirche gemacht worden war; Lamartine publizirte ſeine neuen Meditationen; Chateaubriand bereitete ſeine geſammelten Werke vor (eine Schwachheit, die ihm allein zu verzeihen iſt); Victor Hugo kündigte Marion de Lorme an, die ſelbſt König Karl X. gegen die unedelſte Petition in Schutz nahm, welche jemals gemacht wurde ſeit

jener berüchtigten der Fleiſchergeſellen an Eliſabeth gegen Shakespear, den Dichter.

Alles ging herrlich. In der kleinen Kunſt beſaßen wir Scribe, der uns entzückte mit einer Ariſtokratie von ſeiner Fabrik. Boieldieu machte die Dame blanche — Andere — ja, was weiß ich — was Andere noch alles machten? Gérard z. B. das Portrait des Königs, worin es ein ſehr ſchönes Pferd zu bewundern gab. Und wie erfüllte dies Alle, ſo glücklich, ſo reich und unthätig waren wir! Jedes Jahr hatte man auch einen Ruhm zu ertheilen, oder zu rauben — für ein Journal eine leichte Mühe! Dazu kommen noch die Ausſtellungen der Induſtrie, ganz voll von verbeſſerten Lampen, vervollkommneter Seife, perfectionirten friſchen Locken, Fortepiano's und anderen Perfectionirungen, die uns unſer Leben ſehr angenehm machten. Alles wogte in Glanz und Vergnügungen! Alles florirte! Die Porzellanmanufaktur in Sèvres, die Gobelins, die Geſellſchaft der Aufmunterung für die bildenden Künſte, die Concerte der Apolloſöhne; dann die Diners im Rocher-de-Cancal und bei Véry. Und was erblickte man nicht jeden Augenblick? — Jene ſchöne Dame mit der Partitur in der Hand, ſie kommt vom Feydeau und begiebt ſich in die Königliche Kapelle; dort

der Mann, der ſeine Violine in das Kabriolet trägt, ſoll die Herzogin von Berry accompagniren; das Kind, von Gardes-du-Corps begleitet, es iſt der Herzog von Bordeaux. Seht! das Tuilerienſchloß wird beleuchtet! es giebt dort ein Feſt der Mächtigen und Edeln! Sie träumen ſich in das Mittelalter zurück, ſie wollen ſich mit aller Kraft in die Zeit der abſoluten Gewalt hineinſchieben, ſie ſchwelgen eine ganze Nacht in jenen längſt vorübergeſchwundenen Tagen des Feudalweſens.

Aber am Morgen dieſer Feſte, wenn die Lichter ſchon erloſchen ſind, bemerkt man einen armen Mann, der ſtumm ein Blatt zu dem Portier des Königs hineinlangt. Ihr Schildwachen! präſentirt das Gewehr vor dieſem armen Mann! Tretet an, Ihr Gardes-du-Corps! Verſchwinde du Mittelalter von einer Stunde! Dieſer arme Mann wird die Tuilerien zertrümmern! denn wiſſe, es iſt der Herumträger eines Journals! — Und gedenkt Ihr denn noch, wie zu jener Zeit das Kleinſte uns in Anſpruch nahm? Wie Alles für uns zum Schauſpiel wurde? Wie ſehr wir nach Schauſpielen verlangten? Nichts ging unbemerkt vorüber, Alles machte damals Lärm in der Welt!

Mit demſelben Gefühle drängten wir uns zu dem Königlichen Leichname Ludwigs XVIII. hin,

wie zu den Zwillingen Rita-Chriſtina; der Obelisk von Luxor durchkreuzte ſich in unſerm Kopfe mit dem Kinde, das den Namen: Napoleon in ſeinem Auge hatte; wer erinnert ſich nicht noch des hübſchen kleinen Mädchens, welches Léontine Fay hieß? Alles hatte damals eine Bedeutung, ſelbſt die philotechniſche Geſellſchaft. Ich werde dieſe Geſellſchaft nie vergeſſen. Ein Freund meiner Tante pflegte mich in ihre öffentlichen Sitzungen mitzunehmen, die am ſelben Tage in einem weiten Saale des Stadthauſes gehalten wurden. Der größte Dichter in dieſer Geſellſchaft war zu jener Zeit Herr Viennet. Stets ſah ich ihn mit einem Manuſcripte in der Hand herbeilaufen, den Kopf trug er dabei ſehr hoch, ſtellte ſich ſtolz vor die Baluſtrade, und mit belebter Miene und begeiſtertem Blicke gab er ſehr ernſt ganze Geſänge eines burlesken Gedichtes zum Beſten, wovon die Verſammlung entzückt war. Man kann ſich keinen Begriff davon machen! Der Gedanke war ganz dem Style, und dieſer wiederum dem Gedanken angemeſſen. Bei Lichte beſehen, hätte man es für eine ſchwache Nachahmung der „Pucelle“ halten können; aber die philotechniſche Geſellſchaft, welche dabei kein Arg hatte, applaudirte aus allen Kräften. Herr Viennet, der Dichter jenes Poems, ſtieg

aber auch aus dieſer Geſellſchaft in die Akademie und wurde Benjamin Conſtant vorgezogen, jenem erhabenen Todten in dem langen politiſchen Leichenzuge, der mit Foy eröffnet wurde und ſich mit Caſimir Perier und Lamarque erſt wieder geſchloſſen hat.

Ohne es zu wollen, komme ich wieder auf Leichenzüge zu reden; ich bin wirklich ſchon in dem Alter, wo man über die Todten, die man hinter ſich zurückließ, erſchrecken darf. Es iſt indeß ein trübes Geſchäft, ſich derjenigen zu erinnern, die man einſt kannte und die nicht mehr ſind. Wir wollen daher von den unbedeutenden Dingen dieſer Art wie von vergeſſenen Moden ſprechen; — von „Ourika“ und „Eduard“, zwei Plaidoyers zu Gunſten der Vorſtadt St. Germain; von den Oſagen, und von jenem Thiere, das man jeden Morgen mit ſolch neugieriger Bewunderung in ganzer Toilette beſuchte, ich meine die Giraffe, und vor dem großen Mann, den man in den Kirchen vernehmen konnte, nämlich den Miſſionnär Guyon? Und wer erinnert ſich nicht noch des Prozeſſes von Caſtaing, einem zweiten Fualdès? und des Generals Berton, welcher mit kaltem Blute erſchoſſen wurde? und des verworfenen Geſetzes der Erſtgeburtrechte? und der Statue Ludwigs XIII., die

wieder auf den Place-royale kommen ſollte? der Magdalenkirche endlich, die gar nicht fertig wurde? der Königlichen Jagden? u. ſ. w. u. ſ. w. Und davon haben wir uns Alle ernährt, und mit Erbitterung dafür oder dawider geſprochen. Aber auch Hof und Hofleute und ſo mancher Eigenname mußten den Stoff liefern: Herr von Damas und Frau von Gontaut, der Herzog von Guiche und ſeine ſchöne Frau. Selbſt von Mamſell Noblet und den Romanzen von Romagneſi ſprach man. Guter Gott, womit beſchäftigte ſich nicht damals die müßige Welt!

Und Alles dies iſt jetzt ſchon für uns alte Geſchichte! Eine Revolution hat alle dieſem eine Weihe ertheilt, die nur einer längſt hingeſchwundenen Zeit zukommt. Wie der Blitz in ein neues Haus fährt und ihm das dunkle Kolorit eines Denkmals aus dem Mittelalter verleiht, ſo iſt es der, im tiefſten Schlafe überraſchten, Geſellſchaft widerfahren. Sie wurde plötzlich von Frankreichs Zukunft durch eine tiefe Kluft getrennt. Sie erſcheint nun gänzlich unbrauchbar, ſelbſt als Uebergangsperiode betrachtet. Alles, was ſie geſchaffen hatte, Ariſtokratie, Religion, Sitten, ſelbſt Moden und ſchöne Künſte, hat ſich mit ihr zu Cherbourg eingeſchifft, und hat im umgekehrten Sinne die

verwiſchte Bahn wieder aufgefriſcht, welche einſt die Königin Henriette von England zu uns zurückbrachte, eine verwitterte Geſchichte, die alle hundert Jahre von Neuem beginnt, und dieſelben Leiden, dieſelben Begierden mit ſich bringt.

Mithin wird man mir einräumen, daß ein Menſch, der allen dieſen Ereigniſſen beigewohnt hat, der — mit der Feder in der Hand — den kleinſten Details dieſer Geſchichte gefolgt, wahrlich auch keine andere Geſchichte zu erzählen wiſſen wird. Ich befand mich übrigens in Lagen, daß ich ſie nunmehr zu begreifen vermag, da ich die einzelnen Theile unſrer Geſchichte des Tages im Ganzen überſchaue.

Ich war anfänglich ein unbekannter Schriftſteller, opponirte in Epigrammen, machte den kleinen Krieg als leichter Schütze mit, neckte die Regierenden, die ich kaum kannte, und die mich noch weniger kannten; ſo ſtieg ich vom kleinen zum großen Journal, vom Volksblatt in das ariſtokratiſche, doch ſtets derſelbe, was man auch hier und dort von mir geſagt hat, und machte nur immer Oppoſition hier und dort.

Die, welche mir vorwarfen, ich ſey von einem Journal zum andern übergegangen, können mir nicht nachſagen, ich hätte eine Meinung gegen die

andere vertauſcht. Ich war immer derſelbe Schriftſteller, der das Starke angriff und dem Mächtigen feindlich geſinnt war, kein perſönlicher Ehrgeiz leitete mich dabei, denn ich verließ eine ſchwererrungene Stellung, ſobald ſie anfing, mir vortheilhaft zu werden. Ich wandte meinem kleinen Journal der liberalen Oppoſition den Rücken, als dieſe unter Martignac die ſiegende wurde; und gab mein großes Journal royaliſtiſcher Oppoſition auf, noch an demſelben Tage, als Polignac an's Ruder kam. Jeder weiß, daß ich damals eine ſehr ſchöne Ausſicht hatte, aber ich ergriff die Flucht. Andern Tages ſchuf ich mir eine neue Oppoſition. Die Oppoſition iſt ſo ganz mein eigenthümliches Leben, wie Andern die Vertheidigung der Gewalt es iſt. Der Erſte, der eine Stimme der Oppoſition nach dem Juli erhoben hat und ſie mit ſeinem Namen unterzeichnete, war ich. Alles, was ich hier ſage, iſt nicht Eitelkeit oder Sucht, für etwas Großes gelten zu wollen, ſondern einzig und allein eine Antwort ein für allemal auf das, was man über den Karakter eines Menſchen ſagen könnte, den man zwar einer kühnen Inkonſequenz beſchuldigen, nie aber einer niedrigen Geſinnung, einer Feigheit oder ſchlechten Handlung anklagen darf. — Wozu wir jungen periodiſchen Schriftſteller gedient

haben, und was wir in zehn Jahren geleiſtet, das iſt bald geſagt. Kaum hatten wir bemerkt, um was es ſich handle, und wer die Männer an der Spitze waren, ſo wußten wir auch gleich ſehr gut, was zu thun ſey, und nach welchen Höhen wir zielen mußten.

So waren wir auch die Erſten, die mit offener Stirne die Literatur des Kaiſerreichs angriffen, jene dumme literariſche Uſurpation, die noch aufrecht zu ſtehen wagte, nachdem ihre kriegeriſche und glorreiche Mutter auf einem Felſen geſtorben war.

Ihr, die Ihr jetzt lebt und ſchreibet, friedlich und uneingeſchränkt von Monopolen, Ihr könnt Euch nicht vorſtellen, was vor zehn Jahren für eine Literatur bei uns die herrſchende war. Ueberall war ſie gebietend, ſtolz, neidiſch und dabei doch nur höchſt mittelmäßig. Sie hatte Alles in Beſchlag genommen, was ſich ihr darbot: Theater und Markt, Akademie und Journal; und bei jedem Schritte, den ein armer Jüngling machte, der etwas von Geiſt und Herz in ſich verſpürte, fand er ſeinen Weg grauſam durch dieſe Unbeweglichen verſperrt. Niemand konnte durchdringen! Welche Erniedrigungen haben dieſe Leute nicht der ganzen jungen Schule widerfahren laſſen? Es iſt kaum

glaublich! Die Messeneniennes von Delavigne fanden keinen Verleger; die Meditations von Lamartine wurden zitternd und nur aus besonderer Gefälligkeit publizirt; Lord Byron wurde als Dichter öffentlich ausgezischt, und es erforderte einen unternehmenden Verleger, auf Walter Scott's Ivanhoe die Hälfte der Kosten zu verwenden, die er auf Mr. Botte von Pigault-Lebrün verschwendet hatte.

Damals hätte Armand Carrel seine Geschichte von England nicht herausgeben können; Merimée würde einen Mitarbeiter der Pandora zur Publizirung seiner Chronik haben hinzuziehen müssen, und Michael Raymond einer Vorrede von Paul de Kock bedürftig gewesen seyn, um seine Contes de l'attelier zu publiziren. Ich sah, daß Victor Hugo seinen **Han d'Islande** nicht für hundert Thaler anbringen konnte, diese lebendige, ergreifende, wenn auch grobe Skizze eines Menschen, der bereits Notre-Dame im Kopfe und die Orientalen im Herzen hatte. Das Theater vollends war ganz in Beschlag genommen. Das **Théatre-français** und das Trauerspiel war das Monopol jener Herren, die große Oper war ihnen förmlich verschrieben nebst allen Tänzerinnen, die komische Oper betrachteten sie als ihre Wiege, und in der That

von dort erhoben sie sich gewöhnlich zur Kammer oder zur Akademie. O über die schöne Literatur, meine Freunde! Die schöne und gelehrte Literatur, die damit anfing, Dramen für die Musikanten des Feydeau-Theaters zu schreiben! Eine solche Schmach konnte unsre jungen Herzen wohl niederbeugen! Wie oft, wenn ich durch die hölzerne Gallerie des Palais-royal ging, des Tempels des Buchhandels und der öffentlichen Schande, die alle beide jetzt zu Grunde gerichtet sind; wie füllte ich da mein Herz vor Unwillen in der Brust zittern, wenn ich die reichen Laden voll von Büchern sah, in denen weder ich noch irgend Jemand nur vier Seiten lesen konnte. Das Palais-royal gehörte nur den Eingeweihten. — Alfred de Vigny, der unter tausend Mühseligkeiten anfing, wurde zuerst angekündigt bei den Buchhändlern des Quai's de la Vallée, die seinen Namen nicht zu nennen wagten; Alexander Dumas, der in einem finstern Büreau verlorne Schreiber, träumte einsam von einer Berühmtheit, die er erst sechs Jahre später realisirte. Welche Qual empfanden diese jungen, muthigen Herzen!

Aber sie schlichen ängstlich um die eherne Mauer, ohne sie erklimmen zu können. Um zu leben, gab es nur zwei Wege, entweder arm und ungekannt

hinzuwelken, oder ungenannt mitzuarbeiten an den Geſchichten, Trauerſpielen, Journalen, komiſchen Opern, Biographien oder akademiſchen Reden jener Herren; ein anderes Mittel gab es nicht. —

Fragt man diejenigen Alle, die zu Etwas gekommen ſind in der literariſchen Welt, ſo wird man erfahren, durch welche Anſtrengungen und Mühen dies geſchehen. Es iſt ſchrecklich, wenn man daran denkt!

Aber nun begreift man leicht, daß ein Menſch, der — einer der Erſten — ſich dieſer erbärmlichen Literatur der Kaiſerzeit entgegenwarf, ſie Tag und Nacht angriff und ihre Vernichtung ſich zum höchſten Lebenszweck erkohr, daß ein ſolcher Menſch, nachdem jene Literatur nur todt da liegt und die Jungen und Starken alle Hinderniſſe endlich beſiegt haben, ſich wegen ſeines ſchwachen Antheils an ihrer Vernichtung ein wenig zu rühmen liebt.

Und ſomit thu' ich's denn auch, ich, der dieſes hinſchreibt. Ja, ich war das kleine Thier, das mit ſeinen Zähnen das Netz des Löwen zernagte. Nun will ich aber auch ſehen, wie mein junger Löwe ſpringt. Der Löwe iſt unſre junge Literatur, unſere muntere und ausgelaſſene Poeſie, unſere ernſte poetiſche Geſchichte, unſer Drama ſelbſt, der rieſige Kämpe, der noch nicht Alles

auszuführen vermag, was er so gern unternimmt. Aber auch unsere einfache und natürliche Beredsamkeit ist es, von aller Emphase entfernt, die bis zum Wahnsinn gesteigerte Leidenschaft in unsern Romanen, voller Interesse und hoher Wahrheit.

Dies sind nun Früchte eines zehnjährigen Kampfes in der Literatur. Was für Folgen dieser Sieg der Neueren haben wird, kann Niemand noch bestimmen; unsere kühnsten Versuche haben noch kein Meisterwerk hervorgerufen. Die Häupter unserer Schule haben so manche Niederlage erfahren müssen, und die hereinbrechende Revolution hat Entmuthigung in die Herzen gesenkt und den glühenden Enthusiasmus Vieler zerstört.

Es ist recht schlimm, wenn ein Schriftsteller, der emporstrebt, von solch einem großen Dinge, Revolution genannt, aufgehalten wird. Das überrascht, erschöpft — ja vernichtet ihn für einige Zeit. Kommt er wieder zu sich, so braucht er lange dazu, die Sprosse der Ruhmesleiter wieder zu erklimmen, worauf er sich mühsam geschwungen hatte, als die vorübersausende Revolution ihn mit der Spitze ihres Flügels auf die Erde warf.

Und so stehen wir nun da, Alle, wie wir sind, und harren der Poesie, die da kommen soll, und fragen besorgt, von welcher Seite die Posaune

der poetiſchen Auferſtehung erſchallen wird. Aber noch lange werden wir warten müſſen, bis wir ihr Schmettern widerhallen hören in dieſer modernen Geſellſchaft, die ſo ganz politiſch iſt!

Thaten gehen den Ideen, die Geſchichte der Poeſie voraus. Man muß der Geſchichte Zeit laſſen, erſt Geſtalt zu gewinnen, und iſt dies geſchehen, dann werden wir mit Hilfe derſelben eine Poeſie bilden, wenn wir Kraft genug dazu haben.

Dies iſt wieder ein Vorzug des Journals, daß es zu gleicher Zeit die politiſche, ſo wie die literariſche Geſchichte jedes Tages liefert. Die Kritik erſetzt die Poeſie, wenn dieſe aufgehört hat; die Kritik erſetzt in den Uebergangsperioden alles das, was nicht mehr vorhanden, ſo wie das, was noch nicht vorhanden iſt. Kritik iſt alsdann Gedicht und Drama. Sie allein beſchäftigt die Geiſter, ſie erwärmt und unterhält, ſie erleuchtet und brennt, ſie belebt und tödtet, ſie bewirkt Alles, was die Kunſt bewirken ſollte, bei einem an Poeſie gänzlich verwaiſten Volke. So kann, zu gewiſſen Zeiten, ſich das Geſchäft des Kritikers, dem Scheine nach nur untergeordnet, zum höchſten Gipfel des Ruhms, der Macht, der Achtung und der Nützlichkeit erheben.

Und so ständen wir denn wieder einmal bei der Kritik! Es ist schon öfter so gekommen, daß wir nach mannichfachen Umwälzungen unsere literarischen Gesetze mit den politischen zugleich erneuerten. Will man nun von mir wissen, was aus unserer jetzigen Literatur werden wird, so muß ich gestehen, daß ich es vor den Tagen des Juli wußte, jetzt aber nicht mehr weiß; daß jene Revolution uns in einem unbezweifelnden Fortschreiten überrumpelte, daß sie aber dies Fortschreiten vielleicht für immer erstickte, so daß wir vielleicht beständig nur eine Uebergangsliteratur bleiben werden, wie es auch die Literatur der Kaiserzeit war; mit dem Unterschiede, daß wir ein besseres Loos verdient hätten als jene.

Doch wir wollen uns auf die Zeit und unsere Jugend verlassen, das sind zwei mächtige Förderer.

Sollte ich nun den gesammten Inhalt dieses Artikels kurz zusammenfassen, so würde es mir nicht leicht werden. Wem würde es aber auch nach einem Resumé gelüsten dieser unter so verschiedenartigen Gefühlen niedergeschriebenen Zeilen? Sie beginnen wie eine Biographie und schließen wie eine Dissertation. Dies ist allerdings eine fehlerhafte Zusammenstellung, nicht aber eine Ungeschicklichkeit des Verfassers zu nennen. Nach

meinem Urtheile nimmt der literariſche Theil von jener Biographie das Unbedeutende und Einfältige weg, ſo wie dieſe jener einige Wahrheit zu verleihen im Stande iſt. Wie jedoch Euer Urtheil über dieſe Zeilen ausfallen möge, es war mir Bedürfniß, ſie zu ſchreiben. Ich wünſchte lange ſchon, mich Euch zu zeigen, nicht wie ich etwa bin, ſondern wie ich mir ſelbſt vorkomme. Es iſt endlich einmal Zeit, mit den unbedeutenden Arbeiten der Jugend aufzuhören; nehmt dieſe Fragmente noch, wie ich ſie Euch gebe; und möge dieſe ehrerbietige Vorrede ſie Euch gütig aufnehmen laſſen, wenn Ihr hiermit erfahrt, daß es das letzte ſchlechte Buch ſeyn ſoll, das ich Euch bringe!

Fragt Ihr mich nun, nach dem hier Geſagten, warum ich dennoch dieſe Bände herausgebe, ſo werdet Ihr mich natürlich in große Verlegenheit dadurch ſetzen.

Aufrichtig geſagt, hätte die Herausgabe unterbleiben können und Niemand würde dabei verloren haben; aber es giebt einen Augenblick im Leben, wo es erlaubt ſeyn mag, geſammelte Werke zu publiziren, wenn dies nämlich mit aller Beſcheidenheit geſchieht, und mehr dazu dienen ſoll, zur Kritik eines Schriftſtellers als zu ſeinem Ruhme den Maßſtab abzugeben. In dieſem Falle erheiſcht

die Selbſtverläugnung eines Mannes, der Euch ſeine Jugendarbeiten übergiebt, deren Gutes und Schwaches er ſelbſt einſieht und eingeſteht, mindeſtens Nachſicht.

Und deshalb habe ich Euch hier ganz ohne Stolz mein literariſches Leben mitgetheilt; wie ich dazu gekommen bin, ſo viele gedruckte Bücher gemacht und mir Euch zu getreuen Freunden und Genoſſen gewonnen zu haben; und dies alles ohne Erfindungsgabe, ohne Schöpferkraft, ohne überwiegenden Geiſt, ohne einen beſonders korrekten Styl, und ohne viel zu wiſſen. —

Glücklich iſt, wer als Poet geboren wurde, und nach ihm glücklich der Geſchichtſchreiber, nach dieſem der Redner! Nach dem Redner nenn' ich glücklich den dramatiſchen Schriftſteller! Und nach ihm den Kritiker, den rechtlichen Mann! —

Aber über allen dieſen verlornen Kindern der Kunſt, die kämpfend oder ſiegend ihre Tage hinleben, ſehe ich dreimal beglückt denjenigen, der nichts hervorbringt, ſondern das genießt, was Andere hervorbringen, der die Kritik ſelbſt vor ſeinen Richterſtuhl zieht und als letzte Inſtanz über ſie das Urtheil ſpricht!

# Die Parodie.

Ich wohnte der Parodie von Marion de Lorma bei. Man hat Marion in den Variétés und im Vaudeville parodirt. Aber wißt Ihr, wo ſie dieſes zarte und ſchwärmende Mädchen, dieſe große Dame eines roſenfarbenen Boudoirs hinparodirt haben? — In eine ſchmutzige Straßenecke haben ſie Marion de Lorma verpflanzt. — Nimm Abſchied, Marion, von Deinen weißen Spitzen, von Deinen ſtrahlenden Diamanten, von der Seide und den Teppichen Deiner Wohnung; nimm nur Abſchied von Deinen eleganten, ſauber gepuderten Stutzern. Marion fällt, und nun ſehen wir ſie in dem Dachſtübchen; ſie iſt jetzt eine bettelnde Courtiſane in Lumpen, duftend von gemeiner Pomade, abgemagert und bleich — geliebt von Laſtträgern der Straßenecke, von den Cenſoren, den Wucherern und den Spionen. Dies iſt das Tagewerk, was unſere Vaudevilliſten eine ganze Woche hindurch unterhalten

hat! Ein Verbrechen mehr, das an franzöſiſchem Witze verübt wurde!

Ich ſage „franzöſiſcher Witz“ und wahrlich es geſchieht mehr aus Gewohnheit als aus Eitelkeit; denn ich finde wenig Witz und Geſchmack in der Wuth, Alles zu parodiren. Ueber Alles lachen wollen, heißt an nichts mehr glauben; unſere Sucht, zu ſpotten, hat Alles Gefühl erſtickt, hat die Thränen erſtickt, hat uns das Herz angeſchwellt, hat uns erſt Zweifler, dann ungläubig, zuletzt Gotteslängner werden laſſen.

Und ich bitte recht ſehr zu bedenken, daß das immerwährende Lachen ja gar nicht mehr zu unſern Sitten paßt, daß — wenn wir noch Etwas ſeyn können — wir durchaus ernſthaft ſeyn müſſen; ernſthaft in unſerm ganzen Weſen, in Bezug auf Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit; ernſthaft aus Pflicht und aus Bedürfniß, ernſthaft in unſern Liebhabereien und in unſern Geſchäften — überall ernſthaft, beſtändig ernſthaft. Mithin erſcheint es als ein kindiſches Beginnen, uns bei jeder Veranlaſſung zum Lachen reizen zu wollen. Welche elende und verlorene Mühe, uns dieſen alten Witz ohne Mitleid und Erbarmen die kreuz und queer hinzuwerfen! In unſerer Zeit iſt die Parodie ein Unſinn, da das gräßlichſte Drama

uns nicht mehr genügen will, da selbst Mord und Entehrung uns in der Literatur nicht mehr zufrieden stellen können. Und da will man noch, daß ich über eine Paillasse lache. Talma selbst würde Mühe haben, mir Entsetzen einzuflößen.

Dies waren meine Gedanken, da ich im Vaudeville und in den Variétés zusehen mußte, wie Marion de Lorma zur letzten Stufe ihres vormaligen Handwerks hinabgestiegen war. Wie sie sie nach Herzenslust entwürdigt haben! Nicht nur nahmen sie ihr das Hofkleid mit dem goldenen Gürtel, sondern auch ihre Poesie stahlen sie ihr, ihr Ideal, ihre zarten Gefühle, ihre reiche Hingebung, ihre Thränen, ihre Liebe, Alles, was sie noch zu einem Weibe machte. Sie haben dafür eine parfümirte Courtisane mit Witz und grobem Salz eingemacht: sie nahmen das arme Mädchen, das seine Liebe bekämpft, und warfen es einem Liebhaber von der Gasse an den Hals; wir bekamen eine gemeine Tabackspfeife in Victor Hugo's Drama zu riechen; eine niedrige Prosa hat den leidenschaftlichen Vers ersetzen müssen; die Uebertreibung ward eingeschwärzt in diese Figuren, die so phantastisch, beweglich und geistreich waren, die gestickt auf allen Näthen erscheinen, gestickt à jour, Franzosen durch und durch, wie sie leb-

ten, dachten, ſtritten unter einem eiſernen Geſetze. Das Unedle durfte alle dieſe Eigenthümlichkeiten des Dichters niederſchlagen, das Poſſenhafte laſtete nun auf allen dieſen ernſten Zügen; der Witz hat das ganze Drama verdorben; Richelieu wurde zum Dorfpfarrer gemacht und Ludwig XIII. zum Unterpräfekten. Welche Entwürdigung!

Und das nennt man dann eine Parodie! Dies ſind Parodien, wie die Larve das Geſicht parodirt, unförmlich, ohne Leben, unbeweglich, abſcheulich anzuſehen; farbloſe Parodien, an welchen ſich nichts als der Ekel entwickelt, Parodien, worin die Sitten beleidigt werden, die Kunſt befleckt und das Drama verkannt wird. Und dann wollt Ihr noch, daß man Dramen dichte, daß man ſich für das Drama intereſſire? Kaum iſt das Drama fertig, ſo ſteht ſchon Euer Doppelgänger hinter Euch, um es noch einmal zu machen — und wie noch einmal? ich bitte Euch!

Euer Held hat ſechs Fuß, gut! — ſo muß der Held der Parodie vierzig oder doch mindeſtens zwei und dreißig haben; Euer Held iſt erhaben, beim Parodiſten wird er zum Verrückten oder zum Cretin; Ihr ſeyd ein kühner und glühender Dichter; Euer Doppelgänger macht Euch zu einem frechen oder rohen. Unter ſeiner Hand zerbricht und ver-

welkt Alles. Und nicht auf Drama und Styl allein haben ſie es abgeſehen, auch die Darſteller müſſen heran. Laßt ſie nur gewähren, die Parodie verdirbt Euer Werk mit Rumpf und Stiel. Aus Eurer Sommernacht macht ſie eine Winternacht, aus Eurer Iphigenie ſchafft ſie eine freche Putzmacherin, Ajax placirt ſie auf den Markt, Agamemnon wird zum Hausmeiſter, und der Palaſt zur Scheune. Laßt ſie gewähren und die Parodie ſetzt die Carmagnole für das Hoffeſt ein, die rothe Mütze für den runden Hut, es wird ihr weder an Bettlerlumpen fehlen noch an Schminke, weder an Schminkpflaſterchen noch an Puder, weder an Perücken noch an Anachronismen, Lügen und Verläumdungen; ſie wird zerſtören, was ihr unter die Hände kommt, denn, wie ſie ſelbſt ſagt, ſo hat ſie das Recht, Alles zu vernichten und zu verderben, weil ſie die Parodie iſt. Und das iſt's, was wir jetzt unterſtützen und aufmuntern! —

Ich bitte Euch, werft nicht auch noch die Parodie auf die Kunſt, ſie hat ſchon an der Kritik genug zu tragen. Die Kunſt iſt jetzt ein zu ernſtes und ſtrenges Ding, um ſich aus dem ſpottenden Lachen der Menge viel zu machen. Wollt Ihr denn aber durchaus Parodien, Thoren, die Ihr ſeyd! ſo ſeht Euch um, die Parodie iſt überall,

wohin Ihr die Blicke wendet; rechts und links, hinten und vorn, in der Stadt, außen der Stadt, sie stößt Euch mit dem Ellenbogen, sie duzt Euch, sie setzt sich Euch zur Seite. Was ist die neuere Geschichte anders als Parodie? Was ist die allgemeine Geschichte anders, als eine fortwährende Parodie, die alle hundert Jahre von Neuem beginnt?

Urtheilt einmal selbst. Jüngst, in der Oper, tritt der Kaiser Don Pedro in eine Loge. Der Kaiser setzt sich; man sieht ihn an und grüßt ihn und seine Frau. Das ist der Kaiser, denkt man dabei, der hat ganz Brasilien gehabt, der hat auf dem Throne von Braganza gesessen, und der geht jetzt in die Oper, wie ein Bürger von Paris. Ohne Zweifel war das ein ganz passables Schauspiel, diesen Mann zu sehen, den Volks-Eigenwille gestürzt hat, diesen Verbündeten der Familie Bonaparte, eine große Ruine! Diese Frau, die einst Bonaparte hieß, zum zweiten Male in Trauer um ein Königthum; zwei Königswürden begraben im Beisein ihrer Träger, ist das nicht seltsam? Wohlan! die Lorgnetten zur Hand: vergeßt diesen Komponisten, der Rossini parodirt, den Dichter, der Quinault parodirt, jene Sängerin, welche die Sonntag parodirt, diese Malereien, welche

Gérard und Girodet parodiren, hier die Damen in den Logen, die Stutzer daneben, welche das ganze achtzehnte Jahrhundert parodiren, bis zum brennenden Gas, der die Wachskerzen des Kronleuchters parodirt, vergeßt alles dieſes, ich bitte Euch, denkt nicht an dieſe fortlaufende Parodie, und blickt nur nach der Loge des Kaiſers, nach jenem vollkommenen und feierlichen Drama, nach jenem Geſchenke Europa's, das Amerika nunmehr Europa wieder zurückgiebt, jenem König der neuen Welt, den dieſe ganz wie einen König der alten Welt behandelt hat, betrachtet alles dies, Pariſer, und ergötzt Euch daran. Aber ſputet Euch; denn gedenkt dabei der Parodie; doch bittet die Parodie, daß ſie Euch einen Augenblick nur verſchonen möge.

Doch nein, nein, keine Schonung. Die Parodie iſt ſchonungslos. Sie iſt nothwendig bedingt; dadurch ſelbſt, daß Ihr ſeyd, Ihr oder Euer Werk, ſeyd Ihr auch ſchon parodirt. Nennt mir einmal etwas Großes, das nicht ſeine Parodie hätte? Und was iſt denn dieſer ſo hoch herabgefallene Kaiſer von Braſilien anders, als eine Parodie von Karl X.!

Plötzlich öffnet man eine Loge dem Kaiſer gegenüber. Man gafft hin und mit einem Male iſt Braſilien vergeſſen, mit allen ſeinen Goldminen

und ſeinen Revolutionen. Ein Bart tritt ein, den ein Turban beſchattet, man ſieht, wie ſich ächte Shawls entfalten, welche die ſchönſten Damen, die ſie am wenigſten brauchten, danach lüſtern machen, geſchmeidige Dollmetſcher, die ſich bemühen, Verſe auf Arabiſch zu erklären, die ſich nicht auf Franzöſiſch erklären laſſen; Diener, welche Taback und Paſtillen präſentiren. Und wer iſt wohl dieſer Mann? welchen Rang bekleidet er, welchem Stande gehört er in der Welt? Uebereilt Euch nicht mit der Antwort, denkt darüber nach. Es liegt viel Gewicht in meiner Frage.

Ich ſehe, wie Ihr lachet — Ihr ſeyd Eurer Sache ſo gewiß. Huſſein hat erſt dieſen Morgen ſeine Karte bei Euch abgegeben, als bedeutungsloſe Parodie eines freundſchaftlichen Beſuchs. Aber verſteht mich wohl, was Ihr in jener Loge ſeht, der Turban, der Bart, die Shawls, der Dollmetſcher, die Diener, das iſt nicht Huſſein, das iſt nicht der Dey von Algier! Das iſt wohl mehr, viel mehr, guter Himmel! — Das iſt die Parodie Don Pedro's, die den ſtrahlenden Kaiſer bis in ſeiner Loge aufſucht. So hat denn auch dieſer geſtürzte Monarch nicht zehn Minuten auf die Parodie warten dürfen.

Die Parodie iſt ſchneller als der Tod, und

zwar iſt dieſe hier die vollkommenſte, Titel für Titel, Unglück für Unglück.

Der Eine iſt Kaiſer, der Andere Dey; der Eine verläßt Amerika, der Andere Afrika; Beide verjagt, Beide fremd, ſuchen ſie Schutz bei einem Volke in Aufruhr. An demſelben Tag, zur ſelben Stunde, befinden ſie ſich am nämlichen Orte, ſie, deren Throne an den beiden äußerſten Enden der Welt zertrümmert wurden! Aber ſeht Ihr wohl, wie ſie ſich beugen, um ſich recht zu betrachten, wie ſie einander mit ihrer Aehnlichkeit Furcht einjagen?

Ach, dieſer einſt ſo gefürchtete Dey ahnet nicht, daß er nur eine Parodie ſey, er, der die Caſauba verlor, hat den Schmerz, einem größern Mißgeſchick, als das ſeinige iſt, gegenüber zu ſtehen. Er iſt zweimal überwunden, einmal in Afrika, einmal in ſeiner Loge der großen Oper. Ich bin faſt geneigt, ihn zu beklagen. Ich beklage ihn wirklich. — In unſern Tagen ganz beſonders darf man dem Unglück ſein Mitleid nicht verſagen. Nein, der Dey iſt keine Parodie, ich hatte Unrecht, der Dey iſt ſelbſt ein ganzes Drama, tief ernſt und vollendet. Don Pedro und der Dey von Algier ſind zwei Dramen.

Alſo betrachtet ſie denn mit aller Neugierde, die Euch nur immer zu Gebote ſteht, da dieſe in

jetziger Zeit bei uns die Stelle der Achtung vertritt. Seyd ernst in Gegenwart dieser ernsten Schicksale; weiterhin, wenn ich mein System der Parodien verfolgen will, soll uns die Parodie hiezu dennoch nicht fehlen.

Gebt mir Zeit, ich will sie aufsuchen. Nur ruhig! hier hab' ich eine, die schon ganz fertig ist. Während nun Se. Hoheit sich das Ballet l'Orgie und die Entführung eines kleinen Mädchens erklären lassen, das so unbedeutend erscheint neben den enormen Weibern seines Serails, und während der Kaiser, als guter Musiker, sich den Eindrücken hingiebt, die das Orchester auf ihn macht, erlaubt mir, die Parodie zu diesen gefallenen Herrlichkeiten mir herbei zu holen. Ich bin gleich wieder da. Ich gehe nur in's Hospital.

„Wo sind", frage ich, „die barmherzigen Schwestern? wo sind die Prinzen von jenseits des Meeres? wo ist der große Geist, so stolz und schön? wo ist der kleine Geist, so fröhlich und näschig? wo ist endlich die Prinzessin, ihre Gattin und Schwester?"

Die barmherzige Schwester führt mich hierauf lächelnd in den Saal St. Joseph, und ich sehe in dem Bette eines Hospitals, halb todt vor Hunger und Kälte, den großen und den kleinen Geist, die

ſchnarchend von beſſern Zeiten träumen. Die Oſagen-Prinzeſſin ſteht im Hofe am Waſchtroge, wie einſt ſchon das Fräulein v. Lavallière.

„Ach, meine gute barmherzige Schweſter, leihe mir deine Oſagen, ich brauche ſie auf ein Stündchen, ich habe eine Lehre der Eitelkeit zu geben, und ein Schauſpiel der Menge zu zeigen, wohl eben ſo viel werth, als die beiden Todtenköpfe, welche Boſſuet dem Abbé von Rance ſchickte.“

Und die gute Schweſter vertraut mir ihre zwei Prinzen und ihre Prinzeſſin.

„Nehmt ſie wohl in Acht, ſchöner Herr“, ruft ſie mir nach, „traget Sorge, daß ſie ſich nicht erkälten; ſie haben das Fieber, zieht ihnen die Mütze fein über die Ohren.“

Und nun ſchnell vom Hospital nach der Oper zurück. Ich ſetze mich in eine Loge, dem Theater gegenüber, neben der Loge des Königs.

Nun, meine Herren, aufgeſchaut! Da iſt meine Parodie, meine Parodie in höchſter Potenz! Da hab' ich zwei Könige, *meine* zwei Könige, entthront, verjagt, herumirrend wie Landſtreicher, die in Frankreich aufgenommen wurden, die in St. Cloud endlich vorgeſtellt wurden, ganz gewaffnet, geſchmückt und tätowirt. Auch ſie haben einſt Eure Feſte verſchönert, Pariſer, auch ſie haben

einſt im erſten Rang dieſer vergoldeten Logen geſeſſen; auch ſie haben einſt die beſtändige Aufmerkſamkeit Eurer Lorgnetten in Anſpruch genommen. Vergängliche Gegenſtände Eurer Neugierde! Opfer der Volkslaune! Von St. Cloud zogen ſie nach dem Hotel de Rivoli, von der großen Oper nach der Porte-St. Martin; von Tivoli begaben ſie ſich nach der „Chaumière", um Griſetten und Schüler zu unterhalten, die ihnen auch endlich den Rücken zukehrten, und nun wären ſie faſt im Spital vor Hunger geſtorben. So mangelte einſt der Tochter des vierten Heinrichs mitten in Paris Holz im Winter. O welch ſeltſame Geſchichte irdiſcher Größe! —

Aber nun kommt das Stärkſte der ganzen Sache. Die Parodie will das Drama zwingen, daß es ihr Etwas vorſpiele, ſie fordert vom Drama, welches ſie parodirt, daß es ſie unterhalte, ſie, die Parodie! Das iſt gewiß ſtark — nicht wahr? Das iſt, als wenn die Gothon der Variété's ſich in eine Loge ſetzen wollte und die wirkliche Marion zwänge, ſie den Abend über zu unterhalten.

Und ſo wurde denn der Dey von Algier von der Porte-St. Martin eingeladen, wie ein Oſage, die Tageseinnahme zu verſtärken. Man ſtellte es übrigens Sr. Hoheit frei, das Schauſpiel ſelbſt

zu wählen. Und wißt Ihr nun wohl, was er wählte, was ihm, dem Barbaren, am meiſten zuſagte? O Eitelkeit des menſchlichen Stolzes! Eitelkeit großer Menſchen, welche ſtets als Muſter gelten wollen! Folgendes wollte der Dey ſich vorſpielen laſſen. Aufgemerkt! Ihr müßt vor allen Dingen wiſſen, daß zu ſeiner Diſpoſition geſtellt waren: Tauſend Zauberſtücke, Vaudevillen, worin man ſingt, Melodramen, worin man mordet, Ballette, worin man tanzt; er konnte verlangen: Feuersbrünſte, Mord- und Todſchlag, Nothzucht, Läſterungen; noch mehr, er hätte können beſchimpfen ſehen Biſchöfe, Erzbiſchöfe und Pfarrer, die ganze katholiſche Kirche, und das mußte, das ſollte ihm doch Freude gewähren, ihm, dem gläubigen Sohne Mahomets. Aber wie, Huſſein wollte weder Mord noch Flammen, noch dramatiſche Läſterungen haben; vor der Läſterung entſetzt er ſich, weil er ein Gläubiger iſt, und ſelbſt wie er noch in Algier herrſchte, konnte er nicht ohne tiefe Schaam ein Kruzifix mit Füßen treten ſehen.

Nun, und wißt Ihr, was der Dey zu ſehen verlangte? Noch einmal o Eitelkeit! Eitelkeit! Er wollte Napoleon ſehen, nicht den Napoleon der Pyramiden und von Auſterlitz, aber den Napoleon von St. Helena; nicht den Kaiſer, aber

den Gefangenen. Und für dieſen Dey von Algier, der ſelbſt nur die ſchwache und unbedeutende Parodie Bonapartes iſt, hat man Napoleons Tod parodirt. Er ſah, wie der Löwe den Tritt vom Eſelshufe empfing; er hörte das Röcheln des Sterbenden; er lernte, wie man mächtiger ſeyn könnte als Mahomet, und dennoch ſterben müſſe! Wenn Bonaparte gewußt hätte, daß ein entthronter Afrikaner ſich einſt bei ſeinem Exile und bei ſeinem Tode unterhalten würde! Bonaparte ſollte deshalb auf St. Helena geſtorben ſeyn, um nach zwanzig Jahren den Dey von Algier zu tröſten! — Das ſind wen deinen Streichen, Parodie! — Die Parodie iſt das Fatum des modernen Europas. Die Parodie iſt die Seele unſerer Geſchichte. So enthalten die „Ricochets“ von Picard die Geſchichte unſerer Zeit. Aber eben deshalb, weil die Parodie überall iſt, muß man keine Parodien machen wollen.

Uebrigens iſt die Parodie zu weit gegangen, wie jede andere Macht; ſie ſchweifte von der Kunſt in die Geſchichte hinüber: Einen gefallenen Kaiſer und ein Drama, das gefallen hat, zu gleicher Zeit parodiren wollen, das ſind offenbar der Parodien zu viele in einem Tage.

# Der
# Tod des Herzogs von Reichstadt.

## An einen Amerikaner.

Sie stellen mir eine in jetziger Zeit schwierige Frage, die kitzlich zu beantworten ist. Sie wollen, daß ich Ihnen sage, wie es um die Poesie in Frankreich stehe, in diesem Frankreich, das ganz verwittwet an Poesie ist. Käme die Frage nicht aus so weiter Ferne, oder käme sie nicht von Ihnen, so würde ich glauben, daß Sie meine Kritik daran prüfen wollten. Weil Sie aber immer wieder darauf zurückkamen, und ihre Frage hartnäckig wiederholten: „wie steht es um die Poesie?“ und noch dazu „um die Poesie in Frankreich?“ so mußte ich endlich in allem Ernste annehmen, daß Sie eine erschöpfende Antwort von mir erwarteten. Ich lächelte ein wenig über Ihre Bonhomie, und beneidete Sie darum; doch endlich ent-

ſchloß ich mich, Ihnen zu willfahren und wollte nur erſt noch eine ſchickliche Gelegenheit dazu abwarten. Wo aber ſollte ich die Gelegenheit ſuchen, um von Poeſie ſprechen zu können — ich, der ich vom rein Poſitiven aller Art umgeben bin. Und wenn es mir Blinden endlich gelungen wäre, die franzöſiſche Poeſie aufzuſtöbern, wie ſollte es mir möglich werden, zu ihr zu gelangen, mitten durch die ſchwirrenden Emeuten und Verſchwörungen aller Art, die man von der Straße aus auf den Kirchthürmen entdeckt. Wie ſoll ich Leute um Poeſie befragen, die in wüſtem Hin- und Herrennen alles andere eher ſuchen, als die Poeſie?

„Wohin, mein Herr?“ — „Nach der Börſe, mein Herr.“

„Und Sie, junger Menſch?“ — „Nach der Deputirtenkammer, mein Herr.“

„Und Du, Alfred, der ſo eben die Schule verlaſſen hat, Du, der geboren ſcheint zur Freude und zum Vergnügen?“ — „Ich bin mit wichtigen Geſchäften nach Baiern beauftragt.“

„Und Sie, meine Schöne von zwanzig Jahren?“ „Ich muß meinem Manne das fünf und zwanzigſte Protokoll der Conferenz vorleſen.“

„Und endlich Du, Sophie, erſt achtzehn Jahre

alt, ſo hübſch und blond, ganz geſchaffen zu melancholiſchen Schwärmereien im Herbſte?“

Glauben ſie nun wohl, daß Sophie Ihnen die Hand giebt, oder den Arm reicht, um mit Ihnen ein ſtilles, trauliches Plätzchen aufzuſuchen? Gott bewahre! das hübſche Kind muß eine Stunde im Deutſchen, Engliſchen, oder in irgend einer andern diplomatiſchen Sprache nehmen, die ihr vielleicht einmal von Nutzen ſeyn könnte. O armſelige Welt! — Ja wohl, eine armſelige Welt für die Poeſie, mein Herr! Die Poeſie wird ſo gerühmt wie die Tugend, und läßt eben ſo kalt wie ſie. Die Poeſie, dieſe wunderbare Erſcheinung unter den Menſchen, dieſer Adel, der alle Ahnen überflügelte, dieſer große Aufſchwung der Gedanken, der in Jahrhunderten nur Einmal wiederkehrt, rauſchend, beſeelt, ſtrahlend und dann wieder ſchwächer wird, bis er hinſterbend verſchwindet! Ich könnte dieſe Erſcheinung mit den kleinen Orcheſterchen vergleichen, wie ſie die kunſtgewandten Genfer in Doſen anbringen und die ſo lange tönen, als die Feder aufgezogen iſt. Wir haben nun dieſe Feder geſprengt und den Schlüſſel verloren, es iſt kein lebender Ton mehr in dem kunſtloſen Holze; geben Sie es getroſt einer alten Dame, ſie möge ihren Taback daraus ſchnupfen.

Ich hatte alſo ein ſchönes Feld vor mir, als ich Ihnen verſprach, bei erſter ſchicklicher Gelegenheit mit Ihnen über Poeſie zu ſprechen, und ich konnte ganz ruhig ſeyn, ſelbſt mit dem beſten Willen, mein Wort ohne Beſchwerde halten zu können.

Eine Gelegenheit, über Poeſie zu ſprechen! Wo ſie hernehmen? Ich wußte ja, daß die Julirevolution ſelbſt, dieſer Blitz, welcher einſchlug und dann ſchnell wieder in das Gewölk zurückfuhr, das ihn herabſandte, das aber nur noch finſterer hernach wurde, keine andere Poeſie in's Leben zu rufen vermochte, als die arme Pariſienne. Dies wohl bedenkend und immer noch auf eine Gelegenheit harrend, begab ich mich zur Geduld und ſtand müßig in der Sonne, dieſe ewige Poeſie, die beſtändig Macht, Jugend, Wärme und Kraft bewahrt.

Plötzlich — (ich habe Unrecht, daß ich plötzlich ſage, das iſt eine alte Gewohnheit, womit man Geſchichten anzuheben pflegt; ſtreichen Sie alſo plötzlich aus und ſetzen Sie dafür allmählig;) Allmählig alſo, und von acht zu acht Tagen, wenn die Korreſpondenten gerade Zeit hatten! vernahm man ein Gerücht aus Deutſchland, ein Geſchwätz, das allen Geſchwätzen ähnlich ſah. — Der Her-

zog von Reichſtadt iſt krank. — Der junge Menſch beſſert ſich. — Er wird ſchwächer. — Man erwartet ſeinen Tod!

Ich und einige Zweifler, gute Jungen, die ſehr wenig in gewöhnlichen Zeitläufen zu bewundern pflegen, um dann beſſer zu rechter Zeit und am rechten Orte bewundern zu können, wir alſo, die wir immer ſehr zurückhaltend, der Kaiſerzeit gegenüber, uns benommen hatten, wir ſtreiften unſere Abſpannung von uns, bei den erſten Nachrichten von dem Tode des jungen Herzogs. Die nachträgliche Liebe, die man gewohnt war, dem Vater an den Kopf zu werfen, ſchien uns in dieſem Falle ſehr geeignet, auf das Haupt des Sohnes übertragen zu werden. Alſo liebten wir dieſes Kind. Aber wir liebten es nicht wie die alten Schnautzbärte in Vaudevilles, nicht wie ſyſtematiſche Oppoſitionsmänner, nicht wie diejenigen, welche von einer Zeit träumen, die nicht mehr iſt und die wir nicht einmal zurück haben möchten, aber wir liebten es wie Künſtler, oder vielmehr wie Neugierige; wir liebten es, wie man wohl den ſchönen, jungen Helden einer verwickelten Romanintrigur liebt, die noch durch drei Bände zu laufen hat, ehe man ſie zu errathen vermag; wir liebten den Herzog, wie man Quentin Durward

liebt, wenn er in den erſten Kapiteln Walter Scott's erſcheint. Der junge Schotte kommt nach Frankreich, um ſein Glück zu machen. Er iſt jung und hübſch, gut gewachſen, voll einer ſchönen Zukunft, hungrig wie Einer, der in vier und zwanzig Stunden verliebt ſeyn wird, der es aber noch nicht iſt. Man liebt den jungen Bogenſchützen, ſobald man ihn erblickt; man wohnt ſeiner Mahlzeit bei und es freut uns, ihn eſſen zu ſehen, wenigſtens eben ſo ſehr als Ludwig XI. Was würde man nun aber dazu ſagen, wenn in dem Augenblicke als Quentin den Strick abſchneidet, woran ein Unglücklicher hängt; und nun der Scharfrichter ſelbſt, Ludwigs geſchäftiger Gevatter, den Strick für Quentin herrichtet, der Verfaſſer ſeinen Helden wirklich aufknüpfen ließe? Lebe wohl, Quentin, mein ſchöner Jüngling! Der ſchimpfliche Strick ſchnürt Deinen weißen und feſten Hals zu; wie er ſo fürchterlich ſich verlängert, er ſtirbt und ſeine ſchwindende Kraft läßt den Falken aus der Hand entgleiten. — Nicht wahr? Da würden wir voll Unwillen das Buch bei Seite werfen und ſagen, Walter Scott habe den Intereſſanteſten ſeiner jungen Helden meuchlings ermordet.

Und ſo liebten wir den Napoleon II., wir liebten ihn wie einen Abentheurer, den unſer Jahrhun-

dert geboren, wie unſern Milchbruder, wie Männer von 1804! — wie das Kind, welches die wenige Milch noch bekommen hatte, das unſerer Amme noch übrig geblieben war. — Wir liebten ihn, weil er dazu beſtimmt ſchien, ein Glücksritter zu werden, gleich uns Uebrigen; Jeder in ſeiner Art, verſteht ſich. Wir, die Kinder einer Revolution, erzogen in einer Revolution, groß geworden und wahrſcheinlich auch zu ſterben beſtimmt in einer Revolution, wir liebten ihn als den Sohn ſeines Vaters; nicht etwa als den Sohn ſeines Vaters, des Kaiſers; aber ſeines Vaters, der mehr als Kaiſer war, ſeines Vaters des herabgeſtürzten Gottes, und dann göttlicher als je. Wir liebten dieſes Kind, auf deſſen Bildniß Bonapartes Thränen rannen, wie das einzige Ueberbleibſel des rieſenhafteſten Geiſtes, der die Welt je erſchütterte und umgeſtaltete. Und ſchließlich und ganz beſonders, ſo ſeltſam iſt ſtets der Egoismus in die menſchliche Natur verwebt, liebten wir ihn — als den Helden eines zukünftigen Romans.

Und welch ein Held! welch ein ſchöner Abentheurer!

Wir wollen nunmehr unſern Roman beginnen.

An einem ſchönen Abend entſchlüpfte der junge Menſch der Wachſamkeit des Herrn von Metter-

nich. Der alte Hofmann fragt beim Aufſtehen ſeinen Kammerdiener: „Wo iſt meine Adlerbrut?“ Und der zitternde Bediente erzählt ihm, daß die Brut zum Adler geworden und ihren erſten Flug verſucht habe.

Das wird wohl für Herrn von Mitternich ein trüber Moment ſeyn. Er wird es ſogleich an Herrn von Talleyrand ſchreiben, der aber nichts darüber an Jemand ſchreiben wird, weil er die Flucht des jungen Menſchen vier und zwanzig Stunden eher wußte, als der Herzog von Reichſtadt ſelbſt.

Nun iſt mein Prinzchen im Freien, wohin wird es ſich wenden?

Er ſtreckt die Naſe dem Winde entgegen, und findet er dieſen mild und warm, ſo ſagt er gewiß: hier iſt Frankreich! und nun geht er geradeaus, wie der Kaiſer.

Welche ſchöne Reiſe! Mein guter Deutſcher iſt wieder zum Franzoſen geworden. Nur vorwärts! Bei jedem Schritte merkt er auf, ob die Welt noch nicht zittre. Aber die Welt zittert nicht — es bleibt in ihr Alles beim Alten. „Das iſt doch ſeltſam!“ meint er. — Da er aber ein guter Prinz iſt, beruhigt er ſich dabei und denkt: Béranger wird ſich wohl geirrt haben.

Er geht immer weiter und vergißt Alles, was

er gelernt hat, und lernt Alles, was er vergeſſen ſollte; kurz er macht ſeine Geſchichte — die Geſchichte Frankreichs — und was für eine Geſchichte iſt das wohl? Eine Geſchichte voller Soldaten und Helden, mit Trommeln und Trompeten und fliegenden Fahnen, ein ewiges Schmettern! er horcht auf — aber kein Schmettern iſt vernehmbar! Statt Trommeln und Kriegsgeſchrei hört er das Blöken der Heerde. — Frankreich muß noch fern liegen, da er es noch nicht vernimmt, das Frankreich ſeines Vaters Napoleon! — Er geht weiter. Suche Deines Vaters Frankreich, mein Kind! Suche das kriegeriſche, das leuchtende Frankreich! Frankreich in Süden und Norden, das Frankreich Italiens und das Frankreich von Moskau — ſuche! ſuche! Es war von kürzerer Dauer als dein Vater; es war ſchneller dahin als er, und ſtieß ſterbend nicht einmal einen ſo ſtarken Schrei aus, als Dein Vater, da er ſtarb. — Suche! ſuche das Kaiſerthum Frankreich! Kaum kehrte Dein Vater den Rücken, ſo warf Frankreich, nicht mehr gehalten durch ſeinen dämoniſchen Blick, die Waffen weit — weit weg, und ergriff ein Gebetbuch und betete daraus in ſchlechtem Latein, das einzige Latein, das ihm verſtändlich war. Seitdem hat Frankreich nur noch ein einziges Mal Lärm in der

Welt gemacht, das war in einem Julimonat mit Pflastersteinen, sonst nichts. — Aber der junge Napoleon geht dennoch vorwärts. —

Zur selben Zeit flieht aus dem alten Schlosse von Edinburg ein junger Mensch, der zweite Held unsers Romans. Eines Morgens nimmt er Abschied von seiner Schwester, drückt seine Lippen auf die Hand seiner Mutter und empfiehlt sich dem stumpfsinnigen Greise, der sie Alle an diesen Verwahrungsort gebracht hat, als wären sie junge Verschwender; hierauf betet er an der Thürschwelle, wo seine Tante schläft, und verläßt endlich seine trauernde Familie. Nun ist er draußen. Also vorwärts, junger Mensch! entfliehe auch Du Deinen aristokratischen Wächtern, noch aristokratischer, als die des Herrn von Metternich. Vorwärts! Und nun schreitet er hinaus aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV., aus der Regierung Ludwigs XV., aus der ganzen Periode dieses unumschränkten Königthums, das 89 endete, dessen Geschichte man ihm wahrscheinlich mit eben so vieler Sorgfalt als großen Lobeserhebungen gelehrt hatte.

Vorwärts also, meine jungen Gefährten, Euch Beiden eine glückliche Reise! — Ja! Euch allen

Beiden! Wir grüßen Euch herzlich, wir, Eure Brüder! Euch, deren Geburtsfeſt wir einſt ſo ſchön begangen haben.

Dich, König von Rom, dem wir unſere Huldigungen ſtammelten, um es den faden Schmeichlern, unſern Vätern, nach zu thun — Dich haben wir noch nicht vergeſſen, wie unſere Väter den Deinigen vergeſſen haben. Und Du, Bordeaux, ſchöner, reizender Knabe, Du ſollſt uns nicht die Fehler Deiner Amme büßen. Es iſt Zeit, Kinder, daß Ihr der unwürdigſten Vormundſchaft entzogen werdet. — Kinder, Söhne allmächtiger Könige, denket nicht mehr an die Throne Euerer Väter, die nicht wiederkehren können. Zwillingsgeſtirne! der Eine erwartete den Andern im Exil, und dieſer hat ihn nicht lange warten laſſen. Da Ihr nun aber nicht ſeyd Könige dieſer Welt, da Ihr nicht zu uns kommt, um den Königsmantel zu begehren, ſondern nur die männliche Toga, eine Toga von weißer Wolle, nicht einmal verbrämt mit dem Purpurſetzen des Patriciers — ſo ſeyd unter uns willkommen, Kinder! Unter uns, die weder Furcht, noch Haß, noch Zorn gegen Euch empfinden; tretet in unſere Mitte, Ihr Könige eines Tages, wie alle Könige dieſer Welt, deren Brüder Ihr ſeyd! —

Und ſo ſtrecken wir ihnen die Arme entgegen!

Wir ſtehen auf der Landſtraße, wo ſie einherziehen, dieſe unglücklichen Waiſen. Dieſe beiden Köpfe, geſchaffen für ſo große Kronen, die ſie nicht einmal bei ihrer Rückkehr entblößen dürfen, denn weder der Eine, noch der Andere iſt groß genug mehr, um das Recht zu haben, ein Volk grüßen zu dürfen. — Sie ſehen, wie ſchön mein Roman wird! Welche Helden, welche Namen, welche Schickſale! Und welche Verſchiedenheit darin? Der Kaiſer von geſtern und der alte König von Jahrhunderten her — Beide werden repräſentirt durch ein verbranntes Kind! Das Kind des Volks, Herrſcher durch dies Volk — nun entthront! und das Kind von Gottes Gnaden, ebenfalls entthront! Zwei Jünglinge ohne Zukunft, ohne Vaterland, aller Bürgerrechte beraubt. Veraltete Echos, die nicht mehr befragt werden! geſtürzte Götter, die nicht mehr angerufen werden! So jung noch und ſo greis ſchon an Erinnerungen! Trümmer von funfzehn bis achtzehn Jahren! Junge Ruinen, blühend und ſchön, deren Bartpflaumen noch kein Meſſer berührte. Der Eine, erſt der zweite ſeines Namens, ſchon ſo hinfällig, wie der Andere, welcher der funfzigſte ſeines Geſchlechtes iſt. Die beiden herrſchenden Prinzipe, Volk und Gott, pilgern mit funfzehn Jahren auf der Landſtraße, von der Sonne

gesengt, und bitten den vorüberfahrenden Bauer um ein Plätzchen auf seinem Karren, denn sie sind müde und der Weg ist weit, und sie besorgen, nicht genug Geld zu haben, ein Nachtlager und ein Stück Brod bezahlen zu können. — O, über die schönen Jünglinge! die interessanten Reisenden, die poetische Wanderschaft! Sprecht mir nicht mehr von Euern Romanen mit entführten und gefallenen Mädchen, verlorenen und zerrissenen Jünglingen, Räubern, Meuchelmördern, oder gar mit Kosaken und feindlichen Heeren! Alle erfundenen Scenen, Freude oder Leid, Jugend oder Alter, Heirath oder Verführung, alle Erfindungen der Welt — sogar ein Sterne — ich sagte Sterne; Richardson — ich sagte Richardson, Cervantes, Rabelais, Rousseau und Lesage — ich sagte Cervantes, Rabelais, Rousseau und Lesage! — alle diese haben nichts geschaffen, nichts erfunden und konnten auch wirklich nichts erfinden, was meine Reisezwillinge aufzuwiegen im Stande wäre.

Während nun Napoleon von Ruhm und Siegen träumt, und wie ein junges Roß einherspringt! denkt der ernstere Heinrich, der heiliger erzogen wurde, an sein geliebtes Frankreich und horcht gleichfalls auf. — Ja, das ist Frankreich, meint er. — Er glaubt nämlich, Geläute in der Ferne

zu vernehmen, fromme Gesänge, und dazwischen den muntern Hörnerschall in den Wäldern, der zum edeln Waidwerk ruft. Er denkt sich Paläste und Leibeigene, Edelleute, die unumschränkt auf ihren Besitzungen schalten, das ganze alte Frankreich, wie es sein Frankreich war, seitdem es existirte, sein eigenthümliches Königreich, sein gottesfürchtiges, unterwürfiges, leibeigenes, reiches Frankreich, so blühend unter dem weißen Banner, die Lilie seines Hauses, den Lorbeer, hoch überragend, und selbst die Eiche, selbst die ältesten Stämme! So denkt Heinrich, von Priestern erzogen, durch den Telemach erzogen; eine Erziehung, die zu Ludwigs XIV. Zeiten liberal genannt zu werden verdiente, und nun so veraltet erscheint.

Horche wohl auf, Heinrich! horche wohl auf! und Du, Napoleon, höre hin, dorthin, nach Frankreich! Ihr höret Beide nichts von dorther erschallen, oder wenn Ihr ein Geräusch vernehmt, so ist es nicht die kriegerische Trompete, nicht das wiehernde Pferd, aber auch nicht der heilige Glockenton, nicht der mittelalterliche Jagdhornruf, nichts von alle dem, was Ihr zu hören vermeint, Du Heinrich und Du Napoleon! sondern es ist die Emeute, welche das Haupt erhebt, die häßliche Emeute, ungekämmt, mit struppigem Haar; es ist die Empö-

rung mit bewaffneter Hand; es iſt der Kampf der Partheien, die ſich unter einander metzeln. — Dein Vater wußte nicht, was eine Parthei iſt, Bonaparte! Dein Großvater, Heinrich, hätte Dir es ſagen können, wenn er wollte; aber der unbeugſame Greis wäre bei dieſem Geſtändniſſe roth geworden. Nur Ludwig XIV., der Einzige der Bourbons, hat ſeinem Sohne ſterbend eine Lehre der Weisheit hinterlaſſen.

Wird unſer Roman nicht ſchon poetiſcher? Finden Sie nicht bemerkenswerth, wie ſehr dieſe beiden jungen Prinzen erſtaunen müſſen, nicht das in Frankreich zu finden, was nothwendigerweiſe doch daſelbſt angetroffen werden ſollte? der Eine den Kaiſerthron, den Ruhm, Waffen, und was weiß ich? der Andere den legitimen Thron, die katholiſche Religion, die Vorzeit, und was weiß ich? Und nicht Eines, nicht das Andere, weder in dem Frankreich, das des Einen Vater erſchuf, noch in dem Frankreich, das des Andern Großvater wiederherſtellte; nicht Eines, nicht das Andere, was ſie mit ſolcher Gewißheit dort anzutreffen hofften. — Iſt es nicht zum Verzweifeln! —

Was findet man aber nunmehr dort? hör' ich Sie fragen. —

Was habt Ihr mit dem Ruhm, mit dem Despo-

tismus meines Vaters gemacht? ſpricht Bonaparte.

Was habt Ihr mit dem Glauben und dem Despotismus meiner Väter gemacht? ſpricht Bordeaux.

Da tritt ein alter Soldat hinzu und erwidert: Das iſt Alles vorbei, Sire! Ein junger Prieſter tritt heran und ſagt: Man glaubt nichts mehr, Ew. Majeſtät!

Hierauf wird der alte Soldat Forſtwärter in den Jagdbezirken Louis Philipps werden, der junge Prieſter wird ſich vor dem Altar verheirathen dürfen, und unſere Reiſende werden ihren Beſcheid haben.

Sie beklagen ſie vielleicht — ich nicht. Mögen ſie doch ihre Erziehung ſelbſt vollenden. Dieſe Erziehung muß hart ſeyn, um ihren Bedürfniſſen vollkommen zu entſprechen. Wenn ich irgend Etwas hier beklage, ſo iſt es nur Frankreich, das weder Ruhm noch Glauben mehr hat, das nicht das kleinſte Pröbchen ſeiner zwiefachen Vergangenheit mehr aufweiſen kann, das eben ſo ſehr Bonaparte, wie Karl X. vergeſſen hat. Strebt nun noch darnach, Protektor des Rheinbundes zu heißen, oder Euch in Rheims ſalben zu laſſen.

Bonaparte! — und Sie können noch fragen, wie es um unſere Poeten ſteht? Glauben Sie denn wohl,

daß Poeten ſo geſchwind wie die Pappeln emporſchießen? und ſelbſt die Pappeln brauchen zwanzig Jahre, um groß zu werden und in der Luft ein poetiſches Säuſeln vernehmen zu laſſen. Bonaparte!! — ſo bedenken Sie nur: als das franzöſiſche Kaiſerthum noch nicht einmal kalt geworden war, als die Könige Europa's noch bleich von ihren Niederlagen und ihrem Siege umherſtanden; als St. Helena, jener kleine Felſen, noch ſo unbekannt den Schiffern war, daß man oft einen Tag ſpähen mußte, um ihn im weiten Ozean zu entdecken, jetzt ein ſo leuchtender Punkt in der Geſchichte; da war Bonaparte ſchon todt, und alles dies war kaum im Stande, einen einzigen Poeten zu begeiſtern. Ich verſtehe nämlich nur Poeten, wie wir ſie beſitzen, Nationalpoeten, um nicht zu ſagen mittelmäßige Poeten; mit einem Worte, die courſirende poetiſche Münze, wie ſie täglich im Verkehr erſcheint, und mit der man es nicht zu genau nehmen muß, weil die Poeſie in unſern Tagen und ſchon früher zu der Stufe jener Dirnen herabſank, die noch immer, hübſch und gefällig, Alles gern hingeben, was ſie haben, aber die am Ende vom Liede doch nicht mehr geben können, als was ſie haben.

Nun aber zögerte die Poeſie der Reſtauration lange, bevor ſie dem Grabe Bonapartes dasjenige gab, was ſie hatte. Bonaparte war todt, und die Welt blieb ſtumm; das Geſchrei des öffentlichen Ausrufers in den Straßen von Paris etwa ausgenommen. Man nahm ſich vor, wenigſtens noch hundert Jahre zu warten, bis ſein Ruhm ſelig geſprochen werden dürfte. Man wandte auf Bonaparte eine Regel des Ariſtoteles an, die unter der Regierung Philipps von Macedonien vorgeſchrieben worden war. Die Einfältigen! Damit wir Bonaparte als einen paſſabeln Stoff zur Ode anerkannten, wenigſtens ſo gut, wie Auguſtus, Sieger der Parther, bei Horaz, mußte in England, in Wellingtons Vaterland, ſich ein Dichter finden, ein Ariſtokrat, ein Dandy, der Bonaparte für ſeinen Genius nicht unwürdig hielt. Lord Byron! dieſer ſublime Geck, dieſer ſelbſt vernichtete und Alles vernichtende Spötter, dieſer naive und bewundernswerthe Stolze, mit ſeiner erhabenen und dennoch verletzenden Liebe, die ein ſo fürchterliches Aufſehen machte; Lord Byron warf eine Ode der Ehrenlegion hin. Die Ode iſt ſchön, ſie iſt rührend; ſie trägt jenen Reiz in ſich, den unwillkürliche Huldigungen, auf Trümmern dargebracht, ſtets dem Herzen gewähren. Die Ode machte ihren

Lauf um die Welt und gab Bonaparte der Poeſie wieder.

Hierdurch nun, und durch die politiſche Oppoſition begünſtigt, fing Bonapartes Tod an, einiges Aufſehen in Frankreich zu machen: er wiederhallte ſogar im Inſtitut, man bemerkte ihn ſelbſt im Théatre-français. Das war nun wohl ein großes Glück für den gefallenen Helden, nicht wahr? Der Gegenſtand war jetzt gegeben und angenommen, und man hätte glauben ſollen, es handle ſich um einen griechiſchen oder römiſchen Gegenſtand, ſo ſehr nahm er unſre Poeten in Anſpruch. Es entſtand nunmehr eine Sündfluth von Verſen, ſeitdem Lord Byron die Schleuſen geöffnet hatte. Aus dieſem Schwalle ragen einige bedeutend hervor. Lamartine, Victor Hugo, Béranger riefen den großen Namen nicht vergebens aus dem Grabe herauf; der Enthuſiasmus des Volks und hauptſächlich die Oppoſition thaten das Ihrige, und ſo — Dank ſey dafür dem Lord Byron! — iſt Bonapartes Tod doch nicht ſo ganz unbeachtet an unſerer Poeſie vorüber gegangen, wie der Tod ſeines Sohnes.

Da ſein Sohn todt war — (und dies iſt die große Gelegenheit, die ſich mir darbietet, um Ihnen die Frage, bezüglich auf unſere jetzige Poeſie, zu be-

antworten) da also nunmehr Napoleon II. gestorben war, ohne daß man weiß warum, ich hätte fast gesagt: ohne daß man weiß, mit welchem Rechte — da fragte ich mich ernstlich, einmal für mich, das zweite Mal für Sie: „Was werden wir mit diesem großen Todesfall anfangen? — Welch Lebewohl werden wir dem verhallenden Echo nachsenden? Was würde Byron thun, er — der so reiche Thränen beim Tode seines eigenen Kindes vergoß — wenn er hörte, daß Bonapartes Sohn gestorben? Welch ein Signal würde er geben zu Grabeshymnen und einer langen Reihe poetischer Trauer?" — Alles dies fragte ich mich, im Schatten mich ergehend, am Ufer sanfter Bäche und inmitten fetter Wiesen, welche ganz von Milch dufteten; und so gelangte ich, zwar langsam nur und auf tausend Umwegen, zu Ihrer Frage: wie steht es um die Poesie in Frankreich, und was treiben dort die Poeten?

Bei uns giebt es nur wenig Poeten, gleich wie in allen Ländern, wo es überhaupt Poeten giebt. Zu den dreien, die ich bereits genannt habe, füge ich Chateaubriand, den größten vielleicht, hinzu, und dann haben Sie unsern ganzen Parnaß. Nun, um einen Parnaß zu bilden, das ist eine Vorspiegelung des Alterthums; drei Poeten, das

will ſchon viel ſagen — ich kenne Leute, welche ſprechen: Das iſt ein zu großes Glück!

Dichter! die Julirevolution überraſcht ſie wie ein Wolkenbruch. Sie ſtehen mit offenen Mäulern, ſchauen nach oben und ſehen nichts! — Von wo kommt der Hagel? — Alle drei genannten Dichter unterlagen der Aufgabe. — Victor Hugo war kaum von Notre-Dame herabgeſtiegen, die er — ohne es zu wollen — armen Verſchwörern bezeichnet hatte; Victor, noch ganz geblendet von der Höhe, die er verlaſſen, wollte die Julitage beſingen. Herr d'Argout nahm ihn in ſein Programm von 1831 auf, und gab ihm darin den beſten Platz, das Panthéon; auf mein Wort! nichts Geringeres. Der Dichter ſollte nämlich die Trauerode auf die Julitodten machen. Anfänglich fand er das groß und ſchön. Die Julitodten! das Panthéon! und das Julivolk als Auditorium! Nur vier und zwanzig Stunden waren ihm zu ſeiner Ode bewilligt, ein glücklicher Umſtand für ſein Genie. — Doch ſeine Ode iſt ihm gänzlich mißlungen, er hat die ſchlechteſten Verſe darin gemacht, die er jemals machte. Victor Hugo hat alſo der Julirevolution nicht genügt, und das mußte ſo kommen, ich wünſche ihm Glück dazu von ganzem Herzen; denn die wahre Poeſie eilt den Revolutionen immer voraus, wie

Milton neben Cromwell war; die Poesie ist nicht sehr lüstern, Revolutionen zu besingen, die sie nicht selbst hervorrief; und wenn je die Poesie einer Revolution gänzlich fremd war, so ist es die unsrige. Darum preise ich Victor Hugo, daß er dort nicht Dichter war, wo er es nicht seyn konnte. Mußte er denn nicht erdrückt werden von dieser Trauerfeierlichkeit ohne Trauer, von diesem Feste ohne Enthusiasmus, von diesem Panthéon ohne Karakter, ohne Kraft, ohne Glauben, dessen zwanzigmal veränderte und wieder ausgelöschte Inschrift keinen Kredit, weder im Himmel noch auf Erden haben konnte.

Wird nun aber Victor Hugo, der an der Julirevolution scheiterte, den Tod des Letzten vom Namen Bonaparte feiern? Er, der die Säule des Vendomeplatzes wie ein Begeisterter sang, wird er bei diesem unscheinbaren Sarge verweilen? Ich glaube es nicht, die Wahrheit zu sagen; aber wenn, wie es heißt, Victor Hugo dem heiligen Eifer nachgeben sollte, sich mit dem Kinde Bonaparte's zu messen, so wette ich darauf, daß der Dichter dabei unterliegen wird. Victor Hugo ist wie alle muthvolle Männer seiner Zeit, er ist durch zu viel Täuschungen überwunden worden; er glaubt nicht mehr an die wirkliche Welt, weil er sie so oft sich verändern sah; er glaubt nicht

mehr an Macht und Gewalt, ſo ſehr iſt er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Macht und Gewalt nur Erbärmlichkeiten ſind! — Der Menſch, der geboren ward, als die Republik den Geiſt aufgab, der Menſch, der den Sarg Ludwigs XVIII. und die Wiege des Herzogs von Bordeaux geſehen, eine Wiege, die aus den Brettern eines Sarges gemacht worden war, der Dichter, der von einem Abgrund in den andern ſtieg, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß von allen eitelen Dingen Volksgunſt das eitelſte ſey; der Mann, welcher es erlebte, daß der Zufall Wellington und Bonaparte auf dieſelbe Linie ſtellte, und der vor Entſetzen zurückſchauderte bei dieſem abſcheulichen Glücke Wellingtons; der Mann, der eingeſehen hatte, daß die Poeſie nicht ſeiner Zeit angehöre, und der weislich dieſe Poeſie in ältere Zeiten zurückverlegte, um ein Recht zu haben, dichten zu können; ein ſolcher Mann, behaupte ich, wird nicht verſucht werden, was ihm auch der Ehrgeiz zuflüſtern möge, ſich an den großen Namen „Bonaparte“ hinan zu wagen, unter dem ein Kind den Tod fand! Nein — ſicher nicht! Der Stoff iſt zu undankbar, und das Opfer iſt zu todt! das Herz der Völker zittert zu ſehr! die Welt erwartet bangathmend zu große Revolutionen, als daß der Dichter ſeine Worte, das heißt:

seine innerste Seele verlieren sollte, um Napoleons zweiten Untergang zu besingen. — Victor Hugo muß sehen können, um zu dichten — er ist nicht der Mann, der in Dunkelheiten tappt — er muß wissen, wohin sein Weg führt; und daher konnte er hier nicht seinen poetischen Flug beginnen. Denn wer in der Welt, Herr von Talleyrand nicht ausgenommen, dürfte vorherzubestimmen wagen, wo es jetzt mit uns hinaus will?

Ganz dem entgegengesetzt ist aber der große christliche Dichter Lamartine. Dieser, voll Glaube und Liebe, befindet sich in der tiefsten Nacht eines wolkenbedeckten Himmels sehr wohl. Ihm zur Seite gehen seine Führer, Glaube und Liebe, die beiden Engel der lyrischen Poesie. Er liebt und glaubt! Er schreitet vorwärts und achtet nicht auf die Trümmer von Altären und Thronen, die er unterweges antrifft. In seiner Brust keimt die Hoffnung, daß diese Trümmer, die ihm so heilig erscheinen, einst wieder erstehen könnten. Lamartine hat Napoleon besungen, wie es ihm das kriegerische, das besiegte, das Ehrfurcht erheischende Frankreich geboten. Jetzt hat der Dichter zu großen Kummer, um sich Anderer Unglücks als seines eigenen anzunehmen. Was hat hie Julirevolution in seinem Herzen für Verheerung angerichtet! Sie hat ihm seinen zwei-

fachen Glauben entriſſen, ſie hat ihm ſeine ganze Begeiſterung geraubt! Sie hat ihm ſein Landhaus verleidet, ſeine Kinder, ſeine Gattin, ſeinen treuen Hund, ſeinen Weinberg, den er gepflanzt; ſie hat dem edeln Dichter Alles verweigert, dieſe Julirevolution, bis auf das Ding, was die Geſellſchaft: Aide-toi, le ciel t'aitera, verleiht, das heißt: einen Platz in der Deputirtenkammer.

Da ergriff auch ihn ein edler Verdruß, und ſprach ſich aus, wie bei Chateaubriand und Byron, in der Luft zu reiſen. Eine ſeltſame Gemüthsbewegung iſt es, welche dieſe Lieblinge der Muſe beim erſten Schmerze jenſeits der Meere treibt. Sie ziehen weit fort, und ſuchen wüſte und unglückliche Gegenden auf; ſie verſchmähen das weiche Italien für den Sand der Wüſte, die Paläſte Venedigs für Griechenlands Ruinen, Arioſt, Taſſo und Dante für Homer oder, beſſer noch, für die Bibel, dieſe alte und einfache Poeſie, die aus den Höhen zu uns herabkam, und dauerhaft gleich der Sonne iſt.

Fluch den Revolutionen, welche den Dichter mit Kummer erfüllen und ihn vom Heerde vertreiben! Fluch den bürgerlichen Kriegen, die aus Dante einen Ausreißer machen, die Chateaubriand in die Wälder Amerika's ſcheuchen und Lamartine

zu den Ufern des Jordan — zu jenen Ufern, wo die Dichter ihre Leyer an die Weiden hängen und über Zions Untergang weinen.

So verließ uns Lamartine, und ſagte uns Lebewohl, uns Allen, die wir ihn wie den Vater der modernen Poeſie lieben. — Lebe wohl, Dichter! wir hatten keinen Horaz unter uns, der dem Schiffe Virgils ein Lebewohl ſang! Die Poeſie blieb ſelbſt Lamartine etwas ſchuldig, er, der nie der Poeſie etwas ſchuldig geblieben war!

Ach! wenn er einige Tage früher abgereiſt wäre, ſo hätte er auf ſeiner Bahn ein anderes Schiff Virgils angetroffen, das von Rom kam und Walter Scott trug, ausgeſtreckt auf ſeinem Todtenbette. Wie traurig muß nicht das Meer ſeyn, da es die troſtloſen Wanderungen der Könige und Dichter aus den Zeiten der Stuart ſich wieder erneuern ſieht. Dieſer wandert ins Exil, jener kehrt nach Abbotsford zurück, um dort zu ſterben. Und der Eine wie der Andere ſprach in Verſen und vom Ruhme — zwei leere Klänge!

Nur eine Poeſie ſchickt ſich noch für uns — die wir mit dem **To Deum** ſo viel zu thun hatten — dieſe Poeſie heißt: *de profundis!*

Göthe ſtirbt in Deutſchland, Walter Scott in England, Cuvier in Frankreich, Napoleon II. in

Oeſtreich; und zu derſelben Zeit ſterben die Völker in Maſſe zu Hauſe bei ſich, ſie ſterben ſtumm, ohne Klage, als wären ſie große Männer. Und nun fragen Sie noch, wie es um die Poeſie bei uns ſteht? wie um die Poeten? Und ich gefalle mir noch darin, Ihnen zu antworten — weil man ſo gern ſpricht, ſelbſt zu einem ſtummen Grabe, wenn man den Todten liebte, den man dort eingeſcharrt glaubt.

Es bliebe nunmehr noch ein einziger Sänger für den Sohn Bonapartes — der Sänger Bonapartes ſelbſt, wie der Sänger Liſetten's, der aus Liſette und Bonaparte ſich ſeinen Stoff machte und Beide gemißbraucht hat. Ich ſpreche von Béranger. Faſt wage ich nicht — ich, der ich ſo viel ſchon wagte — von Béranger zu ſprechen; weil, um wahr zu ſeyn, man Alles ſagen muß, was man weiß; es giebt jedoch gewiſſe Namen, an denen die Bewunderung klebt, und ſchon der Enthuſiasmus der Punkt iſt, von dem man ausgeht, um ihrer nur zu erwähnen. Béranger iſt wie Lafayette, man berührt ſie nicht, ohne daß die Hand vertrocknet. Und obgleich ich auf meine rechte Hand viel halte, ſo will ich doch einen Finger auf's Spiel ſetzen, aus Gefälligkeit für Sie. Sie ſehen, daß ich gefällig bin. Aufrichtig

geſtanden, als Knabe und als Jüngling, ſelbſt im Kollegium, wo wir Parny und Florian bewunderten, habe ich die Lieder Béranger's nie recht bewundern können. Luſt und Traurigkeit darin ſchienen mir immer gemacht. Es war weder für mich Ode noch Lied; es ähnelte weder Collé noch meinem Meiſter Horaz. Ich liebe nicht den Rhum, der im Trinkchore immer wiederkehrt; ich liebte nicht die altmodiſchen Herausforderungen, die der Dichter, mit dem Glaſe in der Hand, gegen den Himmel ausſtieß; ich konnte die heftigen Sarkasmen nicht leiden, die eigens zugerichtet wurden, um nach einer Mahlzeit aufgetragen zu werden; die Politik zwiſchen Birnen und Käſe ekelte mich an; das alte Vaudeville-Geleier war mir zuwider, und ich wußte mir nicht zu erklären, wie die Jeſuiten, die der Poet ſo abſcheulich malte, ſeine häßlichen Hofleute, ſeine andächtigen und liederlichen großen Damen, irgend Jemand unterhalten konnten; kurz ich begriff nicht, wie ſo etwas ein Trinkgelag, ein franzöſiſches Trinkgelag, wie dieſes Trinklieder genannt werden konnte. Das glich Alles zu ſehr den Liedern der Gefängniſſe und der öffentlichen Plätze, zwei Arten des Liedes, die ich gleichmäßig verabſcheue. Und — um Alles zu ſagen — neben Béranger befand ſich ein Lieder-

dichter, der ihn in meiner Gunſt und der Gunſt vieler Leute von Geſchmack, die ſich aber aus Furcht noch nicht nennen wollen, bedeutend beeinträchtigte. Dies war Désaugiers. Er war ein heiterer Dichter, voller Leben, munter, aufgeweckt, faſt immer halbtrunken, der zwei Dinge ſehr wohl begriffen hatte, die wir Armen gar nicht begreifen, den Wein und die Weiber! Er war ein roſenfarbener Dichter, ohne Zorn und Galle, unbekümmert um die Stunde, die da kommen ſoll, ſich der Gegenwart freuend, ſein Lied, wie es ihm einfiel, in den Wind trällernd, und es nicht feilend, als wär's ein Epos.

Das war ein Sänger, der nie eine Seele betrübte. Guter Désaugier! Er ſtarb lachend unter den wildeſten Schmerzen. Er ſtarb ohne Freund, weil er nie Feinde hatte. Trinken Sie auf ſeine Geſundheit, bei erſter Gelegenheit, mein Herr!

Hätte ich dies während der Reſtauration geſchrieben, ſo hätte man ein großes Geſchrei dagegen erhoben. Die Reſtauration war eine glückliche Zeit für die Literatur. Es war die Zeit der literariſchen Kämpfe und Partheien.

Jetzt wird mir Jeder eingeſtehen müſſen, daß Béranger zu viel vom Kaiſer geſprochen hat, daß er von unſerer Nationaleitelkeit zu verſchwenderiſch

Gebrauch gemacht, daß er Waterloo gemißbraucht, dieſe Wunde, die ſo lange geblutet, trotz aller Schmeicheleien, die man darauf applizirte. Doch muß ich ebenſo geſtehen, daß für einen Mann, der aus dem Stegreif dichtete, der das Alterthum nicht kannte und dennoch rühmlich da ſtand, dichtend im Angeſichte der Leiden ſeiner Nation, der gleich Bonaparte bewundert ward und eben ſo populär war, Béranger wirklich als ein Dichter und auch guter Bürger gelten mag. Dies iſt Alles, was ich über ihn ſagen kann. Was er gedichtet, wird beſtehen, zwar nicht als Ode oder Lied, aber als Ausdruck der Wünſche und Hoffnungen, des Ehrgeizes, der Abneigung und der Gelüſte, eines unerhörten Abſchnittes unſerer Geſchichte, den man freilich ſpäter und ſchwerlich ganz wird erklären können, ſelbſt nicht einmal mit Hülfe der frommen Geſänge der Jeſuiten und der Trinklieder von Béranger.

Béranger, ſo wie alle Poeten, ſeine Brüder, hat der Julirevolution den Rücken gedreht, um ſich uns ſelbſt einmal poetiſch auszudrücken. Nicht ein einziges Mal hat er gewagt, ſie anzureden, dieſe verlorne Dirne, die er zu allererſt ausgebrütet hatte. War er ſelbſt eingeſchüchtert von ſeinem Werke, das er und die Seinigen wie eine Mißge-

burt zu betrachten gewohnt waren, oder behagte ihm nicht die Undankbarkeit dieſer Tochter für ihren Vater? kurz Béranger ſagte kein Wort zu dem Kinde ſeines Genius. Sie wuchs auf ohne ſeinen Rath, ſie ging fehl ohne ſeine Warnung, er wird ſie ſich gänzlich verirren laſſen, ohne ihr zuzurufen: „dorthin geht der Weg.“ Béranger, der ehemals, in der goldnen Zeit ſeiner Oppoſition, jede leichte, rühmliche Wallung der franzöſiſchen Nation ergriff, hat ruhig vorüberſchwinden laſſen: die drei Tage, den Hund des Louvre, ſelbſt Warſchau, das verblutende Polen, Benjamin Conſtant auf der Bahre — er! Foy's und Manuel's Sänger! er, Griechenlands Sänger und Praga's Rächer! Er konnte hier ſtumm bleiben und mit grauſamer Geringſchätzung ſeine Parthei verlaſſen.

Die Republik ließ ſich in der **Rue-des-Prouvaires** erwürgen! Das hätte ein ſchönes Couplet gegeben! aber Béranger ſchwieg. Wo iſt er? was treibt er? iſt er todt? Das Volk vergißt ſeine Lieder, die ſchon ſehr veraltet ſind.

Wie aber jetzt? wird Béranger dem Kaiſer treu bleiben? Wird er ſich erinnern wollen, daß dieſer Kaiſer ihn, Béranger, populär gemacht hat. Wird er nicht einige Blumen auf das Grab Napoleons II. werfen? Das iſt hier die Frage!

Und ist sie auch nicht sehr wichtig, so ist sie mindestens gemacht, die Neugier der Kritiker zu reizen; denn es ist wirklich die Frage über Leben und Tod für Béranger. Er hüte sich wohl! die Julirevolution hat seinen Liedern einen großen Schlag versetzt. Die Hälfte davon erhielt sich nur noch in der Gunst durch einen tödtlichen Haß gegen die Bourbons; ein wilder, stolzer Haß, welcher dem Dichter ziemte, so lang er nicht ein triumphirender war, es ist ehrenvoll, so zu hassen, so lange als dieses noch der Untersuchung und dem Kerker aussetzen kann; aber jetzt als ein todter, oder vielmehr als ein triumphirender Haß, ohne Zweck und Ziel, von dem Niemand mehr etwas wissen will, selbst Jene nicht, die sich in der Vendée schlagen, wird er zur Leidenschaft beschränkter Köpfe und mittelmäßiger Menschen, die Galle in ihren Herzen nähren, wie Andere Pferde im Stalle halten — aus Eitelkeit; mit dem einzigen Unterschiede, daß die Galle gegen das Haus Bourbon keinen Hafer frißt! —

Erhielt sich nun die eine Hälfte der Lieder Bérangers durch den Haß gegen Ludwig XVIII. und Karl X., die in der That nur wenig Liebenswürdigkeit besaßen, wenn sie eben keine besitzen wollten, so erhielt sich die andre, größte Hälfte

jener Lieder durch die Liebe für Bonaparte. Bonaparte iſt ihr Held. Es giebt keine Verſe, die das Volk leichter behalten hätte, als dieſe. Ich ſpreche nämlich von politiſchen, denn ich weiß, daß venetianiſche Gondoliere ganze Geſänge des Taſſo auswendig kennen. Doch der ſchönſte politiſche Vers verhallt am Ende. So wie der Held geſtorben iſt oder weit weg, ſo ſchwindet Haß und Liebe im Volke auch, und der politiſche Vers ebenfalls, und ſo vergeht Alles faſt zu gleicher Zeit: Das Kaiſerreich und das Lied des Ruhms, die Reſtauration und das Lied des Haſſes, Napoleon und Béranger, Karl X. und Béranger. Der Dichter iſt in dieſen doppelten Sturz verwickelt worden, und mit Karl X. ganz hingeſchwunden, weil die Völker milder und nicht ſo rachſüchtig wie Einzelne ſind, und niemals bis in's dritte Glied verfluchen.

Ein wenig noch hielt des Kaiſers Sohn unſern Dichter, denn Volksliebe dauert länger als ſein Haß, zum Glücke für die Großen und für die Könige.

Nun aber, da Napoleon II. todt iſt, hat auch die zweite Hälfte von Bérangers Liedern ihre Stütze verloren, ihr Echo in der Zukunft, nämlich ihre Hoffnung, denn die Hoffnung iſt das Echo

der politiſchen Leidenſchaften. Jetzt iſt Béranger eben ſo verloren für die Liebe, wie für den Haß. Dieſes wollte ich anfänglich nicht behaupten, und doch behaupte ich es jetzt, durch die logiſche Folge meiner Gedanken geleitet. Die Logik, glauben Sie mir, iſt ſeltener als die Begeiſterung, aber tauſendmal überführender.

Kann nun Béranger mit Reichſtadt's Tod im Volke keine Bewegung hervorbringen — findet er nicht einige kränkende Worte für die Mutter, einige neue Bewunderungsphraſen für den Vater; einige Vorwände, die Julimänner zu befeuern — läßt er dieſe Gelegenheit ſtumm an ſich vorüber, ſo begrabt den Dichter neben den Herzog von Reichſtadt! In der That zu viel Ehre! —

So alſo ſteht es um unſre Poeſie! Der Sohn Napoleons begeiſtert weder zur Ode, noch zum Liede — nicht zu einem Verſe, der gut und ſchön wäre!

Der Tod dieſes Kindes wird für uns nicht poetiſcher ſeyn, als die Julirevolution es war. — Hieraus mögen Sie nun ſchließen, daß alle politiſche Poeſie, das heißt die Ode, der ſchönſte, feierlichſte und älteſte Ausdruck derſelben, todt bei uns iſt. Es giebt aber wohl Leute unter uns, die ſich nicht darüber betrüben werden. Cromwell fluchte Buttler.

Da Sie sehr weit von uns wohnen und gänzlich fremd jener Bewegung im umgekehrten Sinne sind, die alle acht Tage bei uns eine literärische Revolution herbeiführt, so fragen Sie vielleicht, Sie ewiger Frager! warum ich Casimir Delavigne, den Verfasser der Messeniennen, nicht unter die Dichter des Tages gezählt habe?

Ich will es Ihnen ganz frei heraussagen, weil es wirklich nicht möglich ist, weniger Dichter zu seyn, als es Delavigne seit den Julitagen war. Die Geschichte Delavigne's, des Dichters, ist die absonderlichste, die es geben kann, und hätte ich nicht Debureau's Leben beschrieben, so würde ich mir seines erwählt haben. Ich spreche hier nicht von Casimir Delavigne unter der Restauration; damals führte er ein thätiges Leben, bald voll Mißgeschick, bald voll Glück, ausgeschmückt mit schönen Versen, ferne, leidenschaftslose Klänge, die an Racine mahnten, schwache aber anmuthige Spiegelbilder der Athalia und Esther. Auch er war einst Opposition, aber eine mildere und weniger populäre als Béranger's.

Als das kollerige moderne Drama sich bis zur Barbarei verirrte, da folgte Delavigne, so viel es ihm möglich war, dem modernen Drama. Er trieb seine Gefälligkeit so weit, sogar eine Prozes-

ſion von Mönchen in ſeinem Ludwig XI. anzubringen. So weit iſt Alles recht.

Als aber die Julirevolution kam, da verirrte ſich Herr Caſimir Delavigne ganz und gar. Es iſt nicht möglich, daß ein Menſch von Geiſt eine Revolution ärger mißbrauchen könne, als er es gethan hat. Am letzten der drei Tage machte er eine Cantate; Sie glauben, daß er etwas Neues machte, für dieſe ſo ganz neue Revolution, und inſonderheit für dieſen ganz neuen König? Keineswegs; ſondern er ſchreibt ſeine Cantate ab, noch mehr, er richtet ſie zu, Wort für Wort, Vers für Vers, nach einer andern Cantate, die er vor acht Jahren auf Italien gedichtet hatte, und deren Melodie ſeit acht Jahren ſchon bekannt war. Statt „Partons pour l'Italie“, ſchreibt er: „Courons à la victoire!“ das Rondo aber: „en avant, marchons!“ läßt er ganz wie es iſt.

In einem Abende iſt die ganze Cantate gemacht. Man giebt ſie Nourrit, der faſt die ſchönſte Stimme der großen Oper dabei eingebüßt hätte, da er ſie auf allen Theatern ſingen mußte. Weil nun ein Volk mit aller Gewalt, ſo wie eine neue Kokarde, auch eine neue Cantate haben muß, ſo nahmen die Pariſer, in Ermangelung einer beſſern, Delavigne's Cantate an, und wußten nicht, daß ſie

alt, geflickt, abgeſchrieben und nach einer ſchon lange wieder vergeſſenen Melodie zu ſingen war. So kam es, daß die Julirevolution, die nicht ein einziges Denkmal, keinen Stein, der ihr gehörte, erhalten hat, nicht einmal das beſitzt, was doch ſo leicht zu haben geweſen wäre, ein eigenes Lied! Sie hat nur dafür ein altes Geleier, wobei man ſich jetzt die Ohren zuſtopft, nachdem man es zugleich mit der Marſeillaiſe geſungen. Dies beweiſt indeß genugſam, daß jede neue Revolution nicht beſorgt ſeyn darf um die rechten Leute, die ſie ausführen, noch um die Lieder, welche jene Leute eraltiren ſollen. Alt oder neu, friſch oder abgeſchrieben, eingegeben oder geſtohlen, es werden ſich immer welche finden laſſen. — Doch ich fahre fort. Ermuthigt durch dieſen erſten, ungeſchickten Succeß, der jetzt immer ein Murren zur Folge hat, wenn die Pariſienne geſungen wird, wollte Delavigne noch ein Lorbeerblatt ſeinem vollen Kranze hinzufügen. Zu dieſem Zwecke dichtete er eine Ballade: „Der Hund des Louvre.“ Diesmal war es etwas Neues, eigens Verfertigtes. Ich könnte Ihnen aber nicht einen Vers davon verrathen, der ich doch ſo leicht alle ſchönen Verſe behalte. Ich erinnere mich nur noch, daß es eine nichtswürdige Ballade war, ohne Intereſſe und ohne Begeiſterung,

nach welcher man das Gitter des Louvre zuſchloß, den bisher angebundenen Hund des Louvre losließ, ihn aber ſeit der Ballade nicht wieder geſehen hat. Es war eine Pudelhündin von Witz und Geſchmack, die mit Virgil ausrief: Sylvae sint consule dignae.

Ich glaube auch, mich erinnern zu können, daß Caſimir Delavigne, außer ſeiner Ballade, noch eine Meſſenienne auf die drei Tage machte. Das war nun wiederum eine ſchlechte Meſſenienne, wenn ich mich recht erinnere, und wenn ich ſie nicht mit der Ballade verwechsle. Doch gleichviel, Ballade oder Meſſenienne! — ich kann nicht beſtimmen, ob es die eine oder die andere iſt, die mir jetzt einfällt, aber ſo viel iſt gewiß, daß eine ſo viel werth war wie die andere, und nicht mehr, nicht weniger!

Aber deſſen erinnere ich mich noch gar wohl, daß das „de profundis“ in franzöſiſche Verſe überſetzt wurde für den Bazar der Straße St. Honoré, in welchem der Chef der franzöſiſchen Kirche, **Monseigneur Jean François Chatel**, für drei Franken Entree einen Trauergottesdienſt für die Seele Koſziusko's abhielt.

Herr Caſimir Delavigne brauchte Polen, wie er die Julirevolution gebraucht hatte, ganz mit demſelben Glücke. Aber hier beging er eine grobe

Unſchicklichkeit. Er lieh ſeinen Namen und ſeinen Vers (mochte dieſer ſeyn wie er wollte, er konnte ja auch gut ſeyn, der Vers) — jenem Chatel, dem Zwitter-Luther, dem Krämer-Calvin, dem empörten Pfaffen, der eine Revolution benutzt, um ſeinem Erzbiſchof den Gehorſam aufzuſagen, einem Erzbiſchof, deſſen Palaſt in Schutt liegt, und dem es gefällt, ſich von einigen Dummköpfen „Monseigneur“ nennen zu laſſen, die ſich darüber freuen, das „dominus vobiscum“ franzöſiſch zu ſprechen.—

Und noch fragen Sie, wo iſt die Poeſie in Frankreich? Hier haben Sie einen franzöſiſchen Dichter, der Verſe macht für einen Gaſſen-Schismatiker, die dieſer in Krämerbuden abſingt! und dabei werden Myſterien am hellen Tage entweiht, die heilige Meſſe geſchändet, und die Hymne der Todten, dieſe ſchöne Proſa der leidenden Kirche, wird erniedrigt zu einer Revolutions-Poeſie! So weit iſt es mit der Poeſie gekommen — ſo weit mit dem Glauben — und dies ſind die Poeten des Tages! —

Es iſt alſo höchſt gleichgültig, ob Caſimir Delavigne Verſe mache für den Herzog von Reichſtadt, oder ob er es unterlaſſe. Aufrichtig geſagt, ich glaube das Letztere, und das todte Kind muß vollkommen darüber getröſtet ſeyn, wenn es die

Pariſienne, den Hund des Louvre, die Meſſenienne, und das „de profundis“ von Koſziusko geleſen hat.

Was Chateaubriand betrifft, ſo haben Sie wohl davon gehört, daß er im Gefängniſſe ſaß, daß man Hand gelegt hatte an den großen Dichter, daß man ihn hierauf wieder in Freiheit ſetzte, wie man ihn verhaftet hatte, ohne ihn auf den Knien um Verzeihung gebeten zu haben; und daß er nun auch fortreiſen will, wie Lamartine, wenn er erſt Geld genug aufgetrieben haben wird, um ſeinen Paß ausfertigen zu laſſen. Doch ſeyn Sie ruhig. Eines Tages werden wir etwas Schönes über den Sohn des Kaiſers von Chateaubriand erhalten. Er ſelbſt hat zu ſehr den Vater beſchäftigt, als daß er ſich nicht mit dem Sohne beſchäftigen ſollte. Und wie könnte der, den das Schickſal des Herzogs von Bordeaux erfüllt, nicht auch von dem Herzoge von Reichſtadt erfüllt werden? Wie? entgeht das wohl dem kürzeſten Geſichte? Dieſe beiden Kinder waren miteinander durch ein geheimes Band verbunden, unauflösbar, feſter noch als Rita-Chriſtina, jene Zwillinge, davon nur eines um vier und zwanzig Stunden das andere überlebte. — Reichſtadt! Bordeaux! Zwei gleiche Mißgeſchicke, zwei identiſche Verhängniſſe, zwei Leiden, die ſich wechſelſeitig ſtützten. Napoleon bewies,

wenn auch nicht die Gewißheit, doch die Wahrſcheinlichkeit eines Heinrich von Bèarn. Einer war der Schatten des Andern, und nun, da der Eine geſtorben iſt, hat Heinrich ſeinen Schatten verloren, er iſt nun unvollſtändig, er iſt aufgegeben, weil der Andere aufgegeben iſt. Welch ein Schickſal! Wer hätte wohl jemals Karl X. ſagen dürfen, daß das Kind des Elysée-Bourbon einſt trauern müßte um das Kind von Schönbrunn! Wie bejammernswerth!

Nicht mehr bei den Dichtern wohnt die Poeſie, ſie wohnt in den Ereigniſſen, ſie floh von den Geſängen in die Geſchichte, vom Verſe in die Proſa, von der Erzählung in die That. Sterbende Völker, entthronte Könige, herumirrende Mächte, Waiſen durch Gift oder Stahl, das ſind jetzt die Poeten. Die Poeſie ſchweift aus wie alle Dinge. Völker machen ihr Drama ſelbſt, und die Dichter dürfen nur ſehen und zuhören. Völker und Dichter ſind dabei gleich beklagenswerth, gleich unglücklich! —

Um Alles noch zu ſagen, ſo wüßte ich wohl einen Grund für die Unmacht oder das Schweigen unſerer Dichter.

Bonaparte, aus ſeiner Ferne betrachtet, macht Ihnen vielleicht bange — aber das iſt noch nicht

der rechte Grund, wie ich glaube. Das, was die Dichter abhält, zu „ſingen“ (nach altem Styl) das iſt der erbärmliche Mißbrauch, den man mit dem Namen Bonaparte getrieben, mit ſeiner Perſon, ſeinem Kleide, ſeinem Hut und ſeinem Tode ſelbſt. Sie können ſich keinen Begriff machen, was aus dem Helden geworden iſt, und in wie viel Stücke ſie ſeinen Leichnam zerlegten; unehrerbietiger als die Mörder des Romulus, welche die noch zuckenden Glieder ihres Anführers unter ihre Mäntel verbargen und ihn dann zur Gottheit erhoben.

Gleich nach den Julitagen wurde der Name Bonaparte eine gute Spekulation. Die Theater, die ſich elend hinſchleppten, wandten ihren letzten Kredit daran, einen alten Hut und einen grauen Ueberrock zu kaufen. Die erſten Bonaparte's, welche man ſehen ließ, hatten einen ungeheuern Zulauf. Es gab kein kleines, erbärmliches Theater, das nicht Abend für Abend ſeinen Helden hätte zerarbeiten laſſen. Wie da die armen Komödianten ſich einen breiten Rücken zulegen mußten, wie ſie ſich die Naſe mit Schnupftaback zuſtopften, wie ſie zu Pferde ſtiegen, und welche denkwürdigen Worte ſie herſagten!

Die Parodie dauerte lang und war vollſtändig.

Man ſättigte ſich nun an Bonaparte, wie früher an Robespierre. Was kann aus einem großen Manne bei einem großen Volke werden, das gleich nach ſeinem Tode Melodramen damit mäſtet? Was dürfen Künſtler hoffen, wenn ſie Zeuge ſind, wie ſolche Machwerke gefallen? Was ſollen Fremde von uns denken, wenn ſie hören, daß man die Rolle Bonaparte's an Mamſell Deſazet gegeben hatte? ..... Hätte es ſich um einen andern Namen gehandelt, ſo wäre das Stillſchweigen der Dichter zu entſchuldigen geweſen, aber in dieſem Falle iſt es unerklärlich. Hier handelte es ſich um eine beſondere Ruhmesſonne in den Ruhmſyſtemen der Welt; wenn hier die Poeſie ihnen ausblieb, ſo kann Niemand die Dichter entſchuldigen wollen; der Held iſt groß genug, um ſelbſt noch nach den Parodien der Theater Held zu bleiben; ich kann keinen richtigern Begriff von ſeiner Größe geben.

Die Amerikaner, mein Herr, begreifen Bonaparte beſſer als wir, weil ſie weiter von ihm entfernt ſind. Die Araber begreifen ihn noch beſſer, ſeine Schritte ſind gedrückt in den Sand Aegyptens, tiefer als Joſua's, der die Sonne ſtehen hieß. Bonaparte hat ihr im Gegentheile befohlen, vorwärts zu eilen!

Kürzlich las ich in einem deutſchen Dichter,

Heine, der ein deutſches Gemüth mit einem vollkommen franzöſiſchen Styl verbindet. Es war die Geſchichte eines Reiſenden, die mir ſublim vorkam. Hier iſt ſie: Der Reiſende durchzieht die Wüſte und kommt in ein arabiſches Lager. Er weiß nicht, ob er es mit Freunden oder Feinden zu thun hat, und geht ihnen mit zum Himmel emporgehobenen Armen entgegen, indem er ruft: Mahomet! Mahomet! Gewiß ein ſchöner und würdiger Gruß, den ein jedes Volk mit Stolz empfangen wird. Rieſe man in Frankreich ſich Jeſus Chriſtus, in Deutſchland ſich Luther zum Gruße zu, ich würde dies immer gleich bewundernswerth finden.

Was aber weit bewundernswerther noch iſt, das war die Antwort der Araber, der Gruß, den ſie auf franzöſiſch erwiderten. Stellen Sie ſich vor, daß dieſe Araber ſich bei dem Rufe: Mahomet! aufrichteten, und, ihre Hände zum Himmel erhebend, ſchrien: Bonaparte! Bonaparte!

Hätten Sie mich darum gefragt, wo die Poeſie wäre, ohne den Zuſatz: in Frankreich, ſo würde ich Ihnen geantwortet haben: Hier iſt ſie! —

Aber laſſen wir jetzt Geſchichte und Anekdoten bei Seite, und kehren wir zu meinem angefangenen Romane zurück; ich will meine literariſche Diſſertation nicht beendigen, die mich langweilt,

und lieber dafür meinen Roman vollenden, der mich unterhält.

Unſere beiden jungen Leute haben wir auf der Landſtraße verlaſſen; ſie ſuchen Frankreich.

Endlich kommen ſie nach einem Wirthshaus, wo ſie ein wenig ausruhen wollen. Es iſt ein ärmliches Wirthshaus; das Brod iſt hart, nur ein Tiſch iſt vorhanden. Sie ſetzen ſich an denſelben Tiſch und trinken denſelben Wein.

Sie blicken ſich an — ſie finden ſich ſchön — ſie ſprechen mit einander. Natürlich prahlen ſie ein wenig; ſie ſind ſo jung und unerfahren!

„So, wie Du mich hier ſiehſt“, ſpricht der Eine im grauen Ueberrocke und in alten Stiefeln, „bin ich Kaiſer der Franzoſen und König von Italien, durch die Krönung meines Vaters und den Eid ſeiner Unterthanen.“

„Und ſo, wie Du mich hier ſiehſt“, ſpricht der Andere im grünen Kleide und dem kleinen Hute, „bin ich König von Frankreich und Navarra, durch den Eid der Unterthanen meiner Väter und Clodowich's Salbung.“

Nun ſchmeckte ihnen der Wein erſt recht und einer trank auf die Geſundheit des andern, ohne Neid und ohne Stolz, obgleich ein Jeder von ihnen ſich wohl ein wenig ſtolz fühlen durfte.

Zur ſelben Zeit ging noch ein anderer Prinz vorüber; ein ſchöner, blonder, junger Menſch, gut gewachſen, geiſtreich, ein munterer Geſellſchafter, wo er es ſeyn will, geboren, um auf der Höhe aller Glücksgüter zu wohnen.

Man hatte ihm geſagt, daß in jenem Wirthshauſe ein Kaiſer der Franzoſen und ein König von Frankreich ihr Mittagsmahl hielten, bei Käſe, Schwarzbrod und Krätzer. Unſer junge Menſch war neugierig, die beiden Herrſchaften ſpeiſen zu ſehen, und trat zu ihnen ein.

„Sire", ſagte er zu Beiden, indem er ſie grüßte, „Sie, Sire, ſind Kaiſer der Franzoſen, und Sie, Sire, König von Frankreich, mein Vater hingegen iſt König der Franzoſen, er vereinigt daher den Kaiſer und König. Wollten Sie mir wohl erlauben, mit Ihnen zu ſpeiſen?"

Und er ſetzte ſich an den Tiſch. Alle Drei waren ſo vergnügt, als hätten ſie ganz genau gewußt, was in dieſem Jahrhundert eine Krone bedeute. Ein Jeder war der Repräſentant ſeiner Zeit. Der Eine kriegeriſch, der Andere gläubig, der Dritte ſchwebend zwiſchen Beiden, und Beiden gleich gewogen.

Nach der Mahlzeit machte Jeder ſeine Zeche, und reiſte weiter gen Frankreich; der Eine zu Fuß,

der Andere zu Fuß, der Dritte zu Pferd, wie ein ächter Königsſohn.

„Soll ich Euch ein Pferd leihen?“ fragte er die andern Beiden.

„Nicht doch“, erwiderten die, „wir müſſen uns zu ſehr ſputen, hin zu kommen.“

Hierauf ſagte der Herzog von Orleans, wie ein guter und luſtiger Kamerad:

„Komm', Reichſtadt! zünde Deine Cigarre an meiner an — Du, Bordeaux! da unten ſteht eine Madonna, die Du grüßen mußt! Und nun glückliche Reiſe, meine Vettern, möge Euch der Zufall günſtig ſeyn! Merkt wohl auf, zu Pferde oder zu Fuß, wer von uns zuerſt Frankreich erreicht, dem wird Frankreich auch zuerſt entgegen rufen: Sey willkommen!

Und ſie trennten ſich, aber Orleans kehrte noch einmal um und ſagte ſehr ernſt: „Dir, Napoleon, und Dir, Heinrich, vergebe ich, daß Du nicht mehr Kaiſer der Franzoſen, Du nicht mehr König von Frankreich biſt.“ . . . . .

Aber wohin ſchweift mein Geiſt! bei welchen Zufällen verweile ich! Was wäre daraus geworden, wenn dieſe drei Jünglinge, welche die Welt bewegten, drei mächtige Ideen verſinnlichend, alle drei jung, friſch und fröhlich unter uns erſchienen

wären, um freimüthig dieſe ungeheuern Fragen der Vergangenheit und Zukunft auszufechten, die gleich unvollſtändig und ungelöſt unter dem Kaiſer, wie unter der Reſtauration und unter den jetzigen Verhältniſſen geblieben ſind.

Aber die Vorſehung wollte nicht, daß dieſe wichtige Entſcheidung ſo jungen und reinen Herzen übertragen würde, ſie riß ungeſtüm einen der drei Kämpfer von den Schranken, wie er vielleicht eben in die Bahn eintreten wollte.

Napoleon II. iſt nicht mehr! Und nun zurück, junge Leute, von Euch iſt nicht mehr die Rede! Und Ihr, Völker, werft eine Münze mit Cäſar's oder Pompejus Bildniß in die Luft. Kopf oder Schrift? Cäſar oder Pompejus! Republik oder Kaiſerthum? Möge der Zufall entſcheiden.

# Lord Byron.

Der erſte Theil von Lord Byron's Memoiren zeigt uns ihn als Knaben und Jüngling. Schon als Kind war er Dichter, in Träumereien verſenkt, von unbeſtimmten Neigungen gewiegt. Wir ſehen dort, wie er ohne Grund weinte, wie ſich oft Lachen und Weinen bei ihm vermiſchte, wie er das Kollegium verließ, um eine unerwartete und reiche Erbſchaft anzutreten, wie er dann unter alten Eichen und dem wurmſtichigen Getäfel eines ehrwürdigen Kloſters aufwuchs, in der weiten Oede einer engliſchen Provinz. Hier liebte er Hunde und Pferde, Jagd und Wettrennen, das Schwimmen durch reißende Gewäſſer, kurz alle Uebungen des Körpers, Boxen und Fechten, und als Ruhepunkt in dieſem Treiben das geſellige Ballſpiel. Als Jüngling jedoch finden wir ihn weniger poetiſch. Aber beim erſten Funken, der in ſein Gemüth fällt, bricht das Dichterfeuer wie-

der hervor; es strahlt auf und verkündet sich in schönen, träumerischen Liebesversen. Nun bemächtigt sich aber schon die Kritik dieser jugendlichen Poesie, die unter ihrer schweren Hand verwelkt, und den Pair von England ohne Umstände wie einen Entkommenen aus Old-Bailey richtet, sie versucht es, ihn schon beim ersten kühnen Schwunge ganz zu entmuthigen, zu vernichten, bis, wie gerufen zur Rache, die englischen Barden erscheinen. Die poetische Eigenliebe der Nation ist bis auf's Blut gegeißelt, der junge Lord triumphirt. Aber nun will er auch seine tollen Tage, seine lustigen Nächte haben, Duelle aus kleinen Ursachen, eines wegen eines zur Unzeit citirten Verses oder einer schlecht geleerten Flasche. Zu jener Zeit hallte das mittelalterliche Newstad nur von Tönen der Lust wieder; die Refektorien wurden durch Trinklieder entweiht und Nachts streichen die jungen Wüstlinge, in Mönchskutten gehüllt, durch die langen Kreuzgänge der Abtei. Fort ist nunmehr die Majestät des heiligen Ortes, fort sind die weißen Gespenster der Mitternacht; verhallt sind die Balladen, welche die alte Amme zum Spinnrade sang, die gothischen Mährchen, die Legenden voll Aberglauben. Alle Kneipen London's hatten ihre berühmtesten Subjekte nach Newstad gesandt; die Literatur

ihre ausschweifendsten Köpfe, Oper- und Kingstheater die beliebtesten Schauspielerinnen; Wohlgerüche, auserlesene Weine, prachtvolle Beleuchtung, Orgien und Feste aller Art, Blumenkränze auf struppigen Haaren und geheiligte Zellen in weltliche Boudoirs verwandelt. So trieb es Byron als Jüngling! Er hatte damals weder Griechenland noch Italien gesehen; er war noch nicht als junger Pair dem Oberhause des Königreichs vorgestellt worden. Erst später sollte er seinen edeln Platz in dem Hause einnehmen, nach einer gut durchschwelgten Nacht. Das Parlament öffnet sich ihm bei Nennung seines Namens.

Aber in diesem Oberhause Großbrittaniens, wo über die Interessen Europas verhandelt wurde, wo Bonaparte damals alle Blicke so ernst auf sich zog, erscheint unser Jüngling allein — allein vor allen diesen Pairs. Nicht ein Freund, der ihn einführt, nicht ein Anderer, der ihn empfängt, nicht ein Verwandter, der ihn an seiner Seite sitzen läßt. Und dennoch kommt er in dem Vorgefühl, daß er für sein heißgeliebtes Freiheitsprinzip einst sterben werde; er kommt, ein Jüngling, mit den Feuerworten und mit dem eisernen Willen begabt, die Angelegenheiten seines Landes kennen zu lernen. Er steht allein, und dennoch stößt er

die Hand zurück, die ihm der Miniſter darreichen will. So wurde er bei ſeinem erſten Schritte in das Gebiet der Poeſie von der beleidigendſten Kritik, bei ſeinem Eintritte in die Politik von einer ſchroffen Eiſeskälte empfangen. Von beiden Seiten entmuthigt, wirft ſich Lord Byron auf's Neue ſeinen jugendlichen Abentheuerlichkeiten in die Arme. Er erzieht junge Bären, er reitet Pferde zu, er füttert Affen und Maitreſſen, bis daß er endlich, ermüdet von dieſem flatterhaften Leben im Vaterlande, überdrüſſig dieſer Einſamkeit mitten im ſchaalſten Genuſſe, ſich entſchließt, auf Reiſen zu gehen. Jetzt erſt erblicken wir den Dichter wieder, und er ſelbſt findet ſich wieder im Angeſicht Griechenlands, ſeines Meeres, ſeines Himmels, als er die joniſche Sprache hört, die verſtümmelten Statüen erblickt, die antiken Tempel, die Stein für Stein zerſtückelt wurden, um engliſche Parks zu ſchmücken. Er fühlt ſich neugeboren bei dieſer verzweifelnden Nation, die der Türke, mit dem Stocke in der Hand, unter ſeine Geſetze beugt. Kann es etwas Mächtigeres geben, um den Trieb des Dichters zu erwecken, um Byron ſich ſelbſt wiederzugeben, um ihm die kritiſchen Zeitſchriften Englands, ſein Oberhaus, ſein verödetes Newſtad, ſeine tolle Jugend gänzlich ver-

geſſen zu laſſen? Seine tolle Jugend, die endlich Childe-Harold zu ſühnen erſcheint?

Childe-Harold iſt die ſchönſte Parthie in Byrons Leben; dort malte er ſich ſelbſt, wie er ſeyn wollte; dies iſt das Gedicht, ausgeſtattet mit allen Eigenheiten, mit aller Kraft des Drama. Deklamirt oder geſungen, Iliade oder Odyſſee, Childe-Harold wird ſtets das einzige Gedicht der neueren Zeiten bleiben. Wie ſehr muß man jene vorübergegangene Epoche beklagen, welche Bonaparte und Byron hervorbrachte, die zur ſelben Zeit die Schlacht von Waterloo und den Don Juan entzündete, das Größte der Dichtkunſt und Geſchichte neuerer Zeit, und die noch ſo große Stoffe zu Dichtungen lieferte, welche man in dieſen Tagen niemals ausführen wird! —

Dies war Byron's Anfang. —

Nachdem er hierauf in ſein Vaterland zurückgekehrt war, verheirathete er ſich. Dieſe Verbindung muß in einem Momente der Ruhe geſchloſſen worden ſeyn, wo der Dichter wieder zum einfachen Menſchen ward, wo er die Glückſeligkeiten des bürgerlichen Zuſtandes um jeden Preis zu erlangen ſtrebte.

O, der Unvorſichtige! jetzt ſollte er ſich zum Familienvater anſchicken, von der Mutter die Hand

des jungen Mädchens begehren, ſeine Bücher in Ordnung bringen, ſeine Schulden bezahlen, Hunde und Pferde abſchaffen und ſeine albaneſiſche Flinte in den Ueberzug von Leder ſtecken. Seine Miene mußte geſetzter, ſein Weſen ernſter werden, um zum Altare zu gehen und ſeiner Frau Treue zu ſchwören. —

Kaum wird er jedoch Gatte und Vater, wie andere Menſchen, da kommt ihm der dichteriſche Anfall auf's Neue; was ſind ihm nun die Namen: Mann, Gatte, Vater? Dieſe Feſſeln engen, dieſe neuen Pflichten erdrücken ihn; er zerreißt ſo gemeine Bande, und kehrt zurück zum einſamen Leben, zur kühnen Poeſie, zum ſeltſamen Menſchenhaſſe. „Lebe wohl, mein Vaterland! lebe wohl, meine kleine Ada!“ Und da reiſt er nun hin, um nicht mehr zurückzukehren.

Dies brachte ihm Glück; zwar nicht dem Menſchen, denn was vermöchte die Umarmungen der Gattin, die Liebkoſungen des Kindes, die Ruhe des eigenen Heerdes, aufzuwiegen! aber dem Dichter. Zu dieſer Zeit nahm die Dichtkunſt, in Folge der politiſchen Bewegungen, eine neue Phyſionomie an. Die alte Kunſt war geſtorben. Ehemals konnte man mit Einbildungskraft und Styl wohl ein Gedicht zu Stande bringen. Es war nicht

nöthig, die Orte zu ſehen, die man beſchreiben, die Menſchen und ihre Thaten zu kennen, die man beſingen wollte. Alle epiſchen Gedichte, mit Ausnahme der Piade, waren ſo entſtanden. Man weiß, daß Taſſo nicht, wie Chateaubriand, das heilige Grab beſucht hat. Taſſo ſchrieb ſein Epos auf einem Berggipfel bei Ferrara. „Erblickſt Du jene Felder, jene Thürme, jene Flüſſe, jene Menſchen, jene Heerden — das Alles iſt mein Gedicht!“ —

Alle epiſchen Dichter ſind nichts als bloße Ueberſetzers Homer's. Eine ſeltſame und erbärmliche Art zu dichten, im Schlafrocke, am Ofen; zu dichten als Bürger eines Staates, als Bürger in Amt und Würde, als arbeitſamer Bewohner einer Stadt, handelnd und ſchachernd wie die Andern, und ſich dann nach Herzensluſt Städte auszumalen, von Sitten, Ländern, Menſchen und Namen zu träumen, und endlich mit dem alten Götterkram des Olymps, wie mit einem verbleichten Rahmen, ſeine unwahrſcheinliche Schilderung ohne Reiz zu umgeben. So ſind die epiſchen Dichter. —

Neben dieſen Glücklichen, die ihre Einbildungskraft forthilft, betrachtet einmal Homer, wie er Griechenland durchzieht, jedes Hügelchen bezeichnet, den Lauf der Ströme und die Spitzen der Berge

beſchreibt, alle Dialekte ſeiner ſchönen Sprache, deren Gott er iſt, ſeinem Werke verwebt, und dabei vor Hunger ſtirbt und ſeine Verſe dem öffentlichen Erbarmen vorſingen muß. —

Sehet einmal den Dante im Mittelalter. Er iſt verbannt, zum Tode verurtheilt, muß auf hartem Steine rnhen und iſt doch Krieger und Dichter zugleich, der ſich eine Sprache ſchafft mitten in einer Revolution. Solch ein Dichter auch war Byron; er ſtirbt in Miſſolunghi, freiwillig auf Lebenszeit verbannt, er, ein Pair von England und der edelſte Britte ſeiner Zeit!

Dies bewegte Leben erheiſchte Byron's Karakter. Seine Poeſie, die Alles geſehen haben mußte, was ſie beſingen wollte, gehorchte ganz unſern heutigen Anforderungen.

Treue Schilderung des wirklich Erlebten — dies iſt ein unwiderlegbarer Fortſchritt in der Poeſie. Wir wollen keine Beſchreibungen mehr in's Blaue hinein, keine erfundenen Helden, keine herkömmlichen Redensarten. Wir ſprechen zu Cooper: Du, erzähl' uns vom Meer und ſeinen Stürmen; zu Walter Scott: Du, gieb uns die Geſchichte Schottlands, und zu Byron: Ihr, Mylord, erzählt uns von Euch ſelbſt, ſchildert uns Euer Inneres, kramt Euern ganzen Unmuth aus, ſeyd ſelbſt Euer Held,

Dichter! Euer Achill, Euer Hektor, Euer Gottfried von Bouillon oder Heinrich der Vierte, und wenn Ihr nicht mehr von Euch ſprechen wollt, ſo ſagt uns, was Ihr geſehen habt auf Euern Fahrten! — Auf dieſe Weiſe entſtand die ganze Poeſie des neunzehnten Jahrhunderts. Hieraus eben entſprangen in Frankreich die Kämpfe der neuen Schule gegen alle die Schriftſteller der Kaiſerzeit, welche als täppiſche Theaterdichter oder nachahmende Witzlinge, Bonaparte, dem Kaiſer und König, genügen mußten, und die das haſtige, kriegeriſche Frankreich ſo leicht verſtehen konnte, weil es ſie ſeiner damaligen Einſicht ſo anpaſſend fand. Und daher entſprang der Haß gegen die Neuerer, und die allgemeine Erbitterung, womit die Ueberſetzungen Byron's in Frankreich aufgenommen wurden. Doch, ich kehre zu ihm zurück. Wir wollen die traurigen und verborgenen Umſtände der Trennung von ſeiner Gattin übergehen; dieſe Umſtände wurden ohnedies auf erbärmliche Weiſe enthüllt; das eheliche Vermächtniß Byron's wurde entweiht; und es wäre nicht möglich, ſich in dieſem Labyrinthe von Anſchuldigungen und Vergötterungen zurecht zu finden. Uebrigens muß man ſich auch erinnern, welcher Werth der Ehe nach engliſchen Begriffen beigelegt wird, um über dieſe Schilderung urtheilen

zu können. Beſonders iſt es in London der Fall, daß von allen thörigten Dingen die Verheirathung als die ernſtlichſte betrachtet wird. In Frankreich hat man nichts, was ihm gleich käme. Man kennt weder Spione, die an den Thüren der Schlafgemächer lauern, noch fiskaliſche Geſetze, welche die Ehre eines Gatten mit Geld aufwiegen, oder jene langen Reihen von Zeugen herbeirufen, die Alles heraus ſagen müſſen, was ſie geſehen haben. Die Franzoſen denken anders von der Ehe. Iſt unſere Ehre beleidigt, ſo wollen wir eine andere Genugthuung; wir fliehen den Zeugen eines Ehebruchs eben ſo ſehr, als die Engländer ihn aufſuchen. Noch heute begreift man nicht bei uns, wie jener ſkandalöſe Prozeß möglich wurde, der eine Königin von England durch ihren königlichen Gemahl, um eines Poſtillons wegen, vor die Schranken rief. In London hingegen hat man dieſen abſcheulichen Handel vollkommen begriffen.

Lord Byron's Trennung von ſeiner Gattin hat auf uns einen tiefern Eindruck gemacht. Man wußte ſo ziemlich, warum der König von England die Königin in einen Prozeß verwickelte, aber man möchte nun auch gern wiſſen, warum Lord Byron bei gleicher Veranlaſſung nicht daſſelbe mit ſeiner Frau that, und ob er wohl kein Recht dazu habe.

Das tiefe Schweigen des edeln Lords erregte die Neugier; dies Schweigen beeinträchtigte das Interesse der Assisen. Lord Byron ward auf diese Weise schuldig an einem Skandale, den er nicht veranlaßte, weil die üble Nachrede dennoch nicht ruhete, und sich in den abscheulichsten Karrikaturen gefiel. Selbst von einem Verbrechen fabelte man, um sich diese stille Scheidung erklären zu können. Was hat man bei dieser Gelegenheit nicht Alles über Lord Byron gesagt? Wie hat man ihn nicht verläumdet? Jene erbärmlichen Insulaner, mit ihrer plumpen Strenge! Sie trieben es so lange, bis daß sie endlich diese stolze Seele erbitterten; sie brachten den Mann auf, der sie verachtete, so daß nichts dem Hasse gleichkam, den Byron empfand, wenn er einem seiner nomadisirenden Mitbürger zufällig irgendwo in der Welt begegnete.

Dies geschieht auf Reisen überall. So traf er sie auf einem Felde von Waterloo an, wo sie Fragmente französischer Waffen kauften; am Ufer des Rheins, wo sie fette Salme an den Wirthstafeln verzehrten; in Rom, wo sie im Fluge Kunstwerke begafften, von denen ein Einziges im Stande ist, uns tagelang zu beschäftigen, endlich in der Schweitz auf den herrlichsten Punkten; in Amerika selbst, sah er eine englische Familie, die im Winkel

ihrer Kaleſche ſanft eingeſchlafen war. Auch in Griechenland fand er Landsleute, mit groß aufgeſperrten Augen, ohne etwas zu ſehen, müßig, Alles verachtend und geizig dabei, die eine Reiſe aus Erſparniß unternehmen, ſich dazu mit lächerlichen Albums belaſten, ohne Zweck und Plan herumziehen und die Langeweile für ſich und Andere mit ſich führen. Er haßte und verachtete dieſe Zigeuner einer neuen Art, und er wollte lieber als Italiäner leben und als Grieche ſterben, als ein brittiſcher Lord heißen, wenngleich Pair von England und wirklicher Nachkomme von Wilhelm dem Eroberer.

Und ſo verließ er denn England in dem ſchönſten Augenblicke. Damals war dies Land herrſchend ohne Nebenbuhler; er ſchien ſelbſt erſtaunt darüber zu ſeyn, die alte Geſchichte ſich erneuern zu ſehen, und in Frankreichs Hauptſtadt als Sieger zu thronen; in ſeinem Innern regte ſich eine neue Literatur, die unſre eben ſo überflügelt hatte, wie ſeine Waffen die unſrigen.

Jener neuen Welt der Literatur entkeimte ein tauſendfacher junger Ruhm von allen Seiten. Sheridan, der Neſtor aller geiſtreichen Leute Brittaniens, der feurige Redner auf der Tribüne, der komiſche Theaterdichter, der Schauſpieldirektor, der

Trunkenbold in den Wirthshäuſern, war noch nicht geſtorben, der Scherif hatte den weißen Stab noch nicht auf ſeinen Leichnam gelegt. Lewis, ein junger Menſch, von einer düſtern Phantaſie beherrſcht, warf ſeinen Mönch wie eine kühne Herausforderung hin, es ihm im Schrecklichen zuvor zu thun; Maturin begann mit einem glücklichen Wurfe beim Theater; Walter Scott ſchuf ſeine Meiſterwerke; der noch junge Canning verſuchte ſich in Satyren, bevor er Caſtlereaghs Sonne verdunkelte; der Dichter Southey, zum Unglücke **poeta laureatus**, unterſtützte dennoch den Ruhm der Lakiſten durch Geiſt, Anmuth, Phantaſie und Styl; Thomas Moore ſchuf Lalla-Rookh, eine geiſtreiche, jedoch zu froſtige Nachbildung der zauberiſchen Erzählungen des Orients. Dann kamen Coleridge und Shelley, der Repräſentant der neuen Schule und ein Jünger Pope's, mächtig alle Beide, doch im entgegengeſetzten Sinne. Dieſes ganze, kleine Völkchen war aber gruppirt um John Murray, den Buchhändler. John Murray ſchilderte man als einen Mann von Geſchmack, von ſehr eleganten Sitten, ſehr liebenswürdig und höflich in ſeinen Beziehungen zu den Autoren, immer bereit, ſie ſich auf Koſten ſeiner Börſe zu verbinden. John Murray war Lord Byron's Verleger. Welch eine

ſchöne literariſche Epoche war das! beſonders wenn man dagegen die Franzoſen betrachtet, was ſie damals für Tragiker, Dichter, Novelliſten und Geſchichtſchreiber hatten. Zu jener Zeit beſaßen ſie im Bereiche der Poeſie nichts, als ihren zweimal geſtürzten Bonaparte. —

Von nun an war Byron ganz Italiäner. Um aber nach Venedig zu kommen, nahm er, wie es ſich von ſelbſt verſteht, den weiteſten Umweg. Er beſuchte die Schweiz, und klettert auf die höchſten Spitzen; dort bereitet er ſchon, ohne es ſelbſt zu denken, die Materialien zum Manfred vor; er ſchifft auf dem See nach Coppet und ſieht Frau v. Staël wieder; die Herzogin von Broglie entzückt ihn; und er ſchreibt „den Gefangenen von Chillon“ an demſelben Geſtade, das einſt Rouſſeau zur Heloiſe begeiſterte. Aber reiſende Engländer vertreiben ihn von dort. Er muß fort, nun erſt geht er nach Italien, nachdem er den erſten Geſang von Childe-Harold beendigt hat.

Childe-Harold iſt der Schlußſtein von Byron's erſter Periode. Später wird man ſehen, wie ſeine begeiſterte und lebendige Poeſie ſich modifizirte. Der ſo zerriſſene, ſo kecke, ſo einzige Dichter muß kalten und ſchneidenden Sarkasmen weichen; der ſchon perſönliche Trübſinn des Schriftſtellers wird

ſchwärzer werden, ſtets weniger beleuchtet von den Strahlen der Hoffnung. Wir wollen ihm jedoch ſorgfältig folgen, es iſt noch ein langer Weg bis nach Miſſolunghi zurückzulegen.

Nachdem er den Simplon überſtiegen hatte, bedauerte er, nicht einen einzigen Räuber angetroffen zu haben. Nun erblickt er Mailand und ſeinen herrlichen Dom. Dort beſucht er jedoch nicht, wie ein Engländer, die Ambroſianiſche Bibliothek.

Eine einzige Merkwürdigkeit zieht ihn hier an. Die Liebesbriefe der Lucrezia Borgia und des Kardinals Bembo. Da er dieſe einfachen, zärtlichen Briefe nicht abſchreiben konnte, ſo lernte er ſie auswendig. Zwiſchen dieſen Blättern, die ganz durchwürzt ſind von Myſticismus und bekämpfter Leidenſchaft, findet er ein langes Haarbüſchel, ſchön und blond, das einſt Lucrezien gehört hatte. Byron ſtiehlt eins dieſer Haare, ein einziges nur. Und ſelbſt der Kardinal Bembo, wenn er den Dichter gekannt hätte, würde ihm deshalb nicht grollen. Von Mailand reiſt er nach Verona; daſſelbe Verona, das Dante und Shakespeare, Romeo und Julie, ſo viele blutige Kriege des Mittelalters, und Catulls Verſe verherrlicht haben. Jetzt bleiben nur noch zwei Gräber dort: Romeo's und des

Prinzen Scaliger. Beide ſind vielleicht leer, aber der Name Verona bleibt: ein Laut! Anderswo, als in Italien und Griechenland, wäre dieſes ſchon viel!

Endlich erblicken wir ihn in Venedig. Venedig, das immer nach dem Orient die „friſcheſte Inſel ſeiner Träume“ war. Noch iſt er nicht Venetianer. Er wohnt anfänglich bei einem Kaufmann, in deſſen Frau er ſich verliebt. Seine ganze Zeit iſt hier in Anſpruch genommen. Morgens geht er in's Kloſter des heil. Lazarus, um Armeniſch zu lernen, Abends geht er in's Theater oder in die bunten Salons der Oeſtreicher oder Venetianer, wo ihn eine liebenswürdige, leicht zugängliche Geſellſchaft empfängt. Seine ganze übrige Zeit gehört der jungen Venetianerin, nur eine bürgerliche Geliebte, doch ſchöner als eine Edle. Er lieſt dort das Edimburgh-Review, wirft ſich bewundernd vor Canova's Helena nieder, und bequemt ſich nach und nach neuer Sitte, italiäniſcher Mundart, weißen, zierlichen Weibern, venetianiſcher Kunſt, den ambulanten Wegen in der wunderbaren Stadt. Noch ſind es nur Verſuche, aber er bleibt, um ſeine Bildung ganz zu vollenden, bis zu den maskirten Bällen, bis zu den Narrheiten des luſtigen Karnevals. Er lernt Spiel,

Mädchen, die Myſterien des rothen Domino, die erſten Akkorde Roſſiniſcher Muſik kennen. Nun mag er immerhin Marianna und das Haus des Kaufmanns verlaſſen, wir wollen ihm den Palaſt irgend eines alten Senatoren gönnen, dort muß er Zeit zum reifen Entſchluſſe gewinnen. Darum Geduld!

Eines Tages kam er zu ſpät, um die Prozeſſion des neuen Patriarchen in St. Markus zu ſehen, der mit ſechshundert und funfzig Prieſtern heranzog. Eine prächtige Armee.

Ein andermal erblickte er im Dogenpalaſte den leeren Platz des alten Dogen Marino Falieri.

Dann wieder überſetzt ihm Lewis mündlich den Fauſt von Göthe.

Jetzt werden wir bald Marino Falieri, Manfred, Byron's ganzes Drama, ſo wie er es begriffen hatte, erhalten! —

Denn er ſah Alles wie ein Dichter. Nichts entging dieſem Blicke, dieſem Gedächtniſſe, dieſem Genie. Er zog Nutzen aus Allem. Aus freundſchaftlichen Geſprächen, Stimmungen, ja ſelbſt aus ſeinen Träumen. Er beſieht die Werke des Titian, Rubens, Murillo und Velasquez, und nachdem er alles das geſehen hatte, ruft er aus: „Glaubt mir, von allen Künſten iſt die Malerei

die künſtlichſte und zugleich die unwahrſte, die, welche den Verſtand am meiſten hintergeht. Nie noch ſah ich eine Statue oder ein Gemälde, welche meiner Idee oder Erwartung entſprochen hätten; aber ich ſah einige Berge, Meere, Flüſſe, Wohnplätze, zwei oder drei ſchöne Weiber, einige ſchöne Pferde nicht zu erwähnen, einen Löwen in Morea (der von Veli-Paſcha) und einen Tiger, der in Exeter-Change ſeinen Abendfraß verzehrte."

Bei dieſen Anſichten mußte er wohl die hübſchen flammändiſchen Bilder nicht ſehr hoch achten, die voller Tanz, Kneipenwirthſchaft und innerer Luſtigkeit ſind, aber dem Laien ſelbſt viel Vergnügen gewähren. Nach dieſen Deklamationen gegen Malereien pflegte er irgend eine Verwünſchung hinzuzufügen. Am gewöhnlichſten gegen den „erſten Charlatan" der drei Königreiche, Caſtlereagh!

Kindiſcher Einfall! Nun läßt er gar ſeine Pferde nach Venedig kommen.

Er bewohnt jetzt entweder einen ſchönen Palaſt am großen Kanal, oder ſeine Villa an der Brenta. Der Palaſt iſt von Marmor; die Villa, in alten Bäumen und Bildwerk verſteckt, wäre die würdige Wohnung eines Dogen. Dort ſchwärmt und arbeitet er; dann holt er ſeine Pferde in einer Gondel ab; hierauf ficht er oder ſpielt mit ſeinen Dog-

gen; er richtet ſeinen Raben ab, damit dieſer nicht das Freſſen ſeiner Krähe anrühre; er lieſt Voltaire, aber ganz beſonders übt er ſich dabei im Piſtolenſchießen. Hierin ſetzte er ſeinen größten Stolz. „Drei Dinge machen Sie mir nicht nach", ſagte er einſt zu ſeinem Hausarzte, „ich habe ein Gedicht „verfertigt, von dem 10,000 Exemplare in einem „Tage verkauft wurden; ich bin durch den thrazi„ſchen Bosphorus geſchwommen; und ich putze auf „dreißig Schritte eine Kerze mit der Piſtole."

Es würde ſchwer ſeyn, darzuthun, wie viel Ahnenſtolz und weibiſche Eitelkeit dieſen oft ſo großen Geiſt erfüllten. Lord Byron war ſtolzer noch auf die Schönheit ſeiner Geſichtszüge als auf die ſeines Geiſtes. Seiner Perſon widmete er die größte Sorgfalt. Gleich beim Aufſtehen erſchien er geputzt. Seine Haare waren künſtlich geordnet, ſein Bart war raſirt, ſeine Wäſche die feinſte und weißeſte, die man ſehen konnte. Er liebte die Wohlgerüche und bediente ſich reichlich der ſüßeſten Arome. Er behandelte ſeine Hände und Zähne mit der ſtrengſten Sorgfalt. „Wathe, der Zahnarzt, iſt geſtorben", ſchreibt er, „dieſer Verluſt iſt groß. Wathe war der Einzige, der mich England bedauern ließ. . . . Schicken Sie mir doch ja Zahnpulver, Magneſia, Myrrhentinktur und Zahn-

bürsten.“ Sein größter Kummer war, daß er ein wenig hinkte. Dieser Mangel beugte ihn sehr, und er bemühte sich ängstlich, ihn zu verbergen. Stets waren deshalb seine Kleider sehr lang, und man sah ihn nur fahren oder reiten. Seine Hände waren sehr schön, weiß und fein gebaut; und selbst beim Schwimmen trug er Handschuhe. So fand man bei Lord Byron's Toilette die kleinsten Züge einer eleganten Dame, und auch die übertriebensten Forderungen eines großen Herrn. Luxus, Künste, Bequemlichkeiten aller Art, eine zahlreiche Dienerschaft, mit offenen Händen weggeworfene Summen, die Rücksicht, sich nur wenig in der Welt zu zeigen, ein hochmüthiger, Alles verachtender Humor, Uebermuth im Umgange mit Vornehmen, Wohlwollen im Umgange mit Geringen, endlich die bizarrsten Einfälle.

Treten wir zu ihm ein, so müssen wir uns wohl in Acht nehmen. Links liegt ein Bull-dogg, rechts lauert der Bär, weiterhin erwarten uns Umarmungen von Affen oder die Krallen des Geiers. Ueberdies füllt das Vorzimmer eine Anzahl starker Lakaien, gekleidet wie die Kämmerlinge des Pabstes, die mit dem ersten Besten sich zu messen bereit sind, und die mit dem Stilet eben so gut wie

Italiäner oder Spanier umzugehen wiſſen. Dies iſt Lord Byron's Hofſtaat.

Hier brütet der Dichter ſchon über ſeinen Don Juan, und daher verſucht er es ein wenig, dieſes tolle Leben. Nächtliche Liebesintriguen, Maskenhälle, verführte Mädchen, Geſchrei, Klagen, wildes Spiel, Räubereien, das ganze finſtere Treiben eines Taugenichts — ſo iſt ſein Wandel. Venedigs Luft berauſcht dieſen Kopf. „Ich muß meine Jugend geaießen!“ ſagt er ſich mit einer Art von Wuth, und handelt auch danach. Venedig hat nie Aehnliches geſehen, ſelbſt nicht in den ſchönſten Zeiten des Karnevals und der Weiber. Auch ſprach man damals von nichts als vom Fremden. Jeder will ihn ſehen, die Frauen ſehnen ſich nach einem Blick von ihm. Man drängt ſich um den „giovanetto inglese“, oder den „nonce extravagante.“

Er aber macht ſtets neue Fortſchritte. Er eilt von einer Welt zur andern. Er verläßt die Dame und geht zur Dirne des Hafens. Er ſucht die Schönheit unter den Fazzioli an den Ufern der Brenta. Hier war es, wo er eines Abends die Fornarina traf. Es war Venedigs ſchönſtes Weib; groß und ſchön gebaut, und glühend, und arm und dabei in Lumpen gehüllt. Wie ſie ſchrie und

fluchte, ſich ärgerte, weinte, kurz — ein wahrer Teufel! aber — „das ſchönſte Thier der Schöpfung", wie er ſelbſt ſagt. Wie die Fornarina bei Byron erſcheint, entweichen alle ihre Nebenbuhlerinnen. Sie bleibt die Gebieterin im Palaſte und herrſcht dort allein. Wenn Byron ihr droht, ſo ſtürzt ſie ſich in den Kanal, oder ſie zieht ihr Stilet. Es war ein ungewöhnliches Weib. Wollte man ſie mit einer Andern vergleichen, ſo pflegte ſie zu ſagen: „Si ella è donna, mi (io) son Veneziana." Man kann behaupten, daß in jenen Tagen Byron von der Fornarina gänzlich bezwungen war.

„Arme Tigerin!" rief er aus, als er ſie fortſchickte. —

War nun der Tag während dieſer unbelauſchten Orgien hingeſchwunden, ſo beſtieg er die Gondel, um die Nacht über zu träumen und durch die ſtillgewordenen Gewäſſer hin zu ſchiffen. Damals, ſo glaub' ich, machte er Don Juan. Er kam vom Buſen ſeiner Weiber, er war berauſcht in Xeres oder Zyper, er ruhete ſanft aus von der Erregung ſeiner Sinne. Sein Herz trauerte, weil man ſich nie einſamer fühlt, als nach dem Rauſche und Taumel der Luſt. Vielleicht auch fühlte er ſich erniedrigt von dem Hauche jenes Weibes aus dem Volke, mit ſeinen ſo leicht gewährten Genüſſen,

und seiner so wenig orientalischen Glut. Dann überfiel ihn das Gedächtniß der Verirrungen seiner Jugend, seine häuslichen Leiden, das Andenken an falsche Freunde, sein verlorenes Leben, sein vernichtetes politisches Daseyn, seine Verbannung! Was von Tugend und Laster in dieser Seele war, nichtswürdige Leidenschaften und edle Gesinnungen, Alles erhob sich dann im wilden Kampfe in seinem Innern.

Er war dabei immer der Schwächere, und bald war es der Zweifler, bald der Gläubige, dann der Menschenhasser, dann der Stutzer, der lustige Gesellschafter, der Krieger, endlich der schwermüthige Verehrer von Ruinen und Gräbern, welche die Oberhand in jenem Kampfe behielten; stets blieb es aber der Dichter, stets Don Juan; jener Don Juan, der im gottesfürchtigen Lande der Inquisition geboren wurde, den Molière sich erwählte zum Seitenstück seines Tartüffe, den Mozart auf's Neue erschuf, um selbst unsterblich zu werden, und der nun zu Byron gelangte, aber freilich in ganz veränderter Gestalt. Dieses Mal ist es nicht der alte Don Juon mehr. Er ist weniger leichtsinnig, weniger verliebt, dafür aber mehr Zweifler, Spötter und Nomade. Er ist weniger offen in seinem

Unglauben, er hat den Vortheil über seine ältern Geschwister, Voltaire und Diderot gelesen zu haben.

Manfred, Marino Falieri und die ersten Gesänge des Don Juan sind Byron's Werke aus Venedig. Um diese Compositionen zu vollenden, die sich so sehr von seinen früheren Eingebungen entfernen, brauchte unser Dichter dies Venedig mit seinen Palästen, seinen Liebesgeschichten, seinen Festen, seinen Prozessionen, seinen Mordthaten, seinen Ausschweifungen und seinen Carbonari-Verschwörungen.

Dies, was das äußere Leben betrifft; aber die persönlichen Verhältnisse des Dichters waren nicht minder aufregend. Er wußte, daß er beständig auf das Wüthendste verläumdet wurde, er sehnte sich nach Weib und Kind, die Aufnahme seiner Dichtungen bekümmerte ihn endlich auch, man hatte bereits seinem Don Juan den Prozeß gemacht und so mußte er aus der Ferne gegen Feinde und Neider ankämpfen, bis noch ein ganz eigenthümlicher Kummer hinzu kam: er war nämlich auf Shakespeare eifersüchtig. Shakespeare und Corneille wurden wohl nie mehr in England und Frankreich gelobt, als in jener Zeit, und ihr unsterblicher Ruhm war Byron unbequem. Seine Landsleute hingegen hielten ihm denselben mit

großer Schadenfreude vor; er aber, in seinem Unmuthe, erklärte sich für Pope, und lieferte für den Verfasser des „Versuchs über den Menschen" eben solche Schlachten, wie einst Voltaire für Desprécux. Er war übrigens wirklich ein gallichter, zorniger, schwer zugänglicher Mensch, der allein am besen war, der die Gesellschaft betrachtete wie ein Parterre, das zur Bewunderung oder Schimpf sich aufgelegt fühlt und sie nur annahm, wenn es den Sprung zu einem Extreme der Tugend oder des Lasters galt; dann — Tugend oder Laster, gleichviel! dann übertraf er sich selbst. —

Sein Lebensüberdruß pflegte oft sehr zuzunehmen. War dies der Fall, so ließ ihn der Zorn alle Grenzen überschreiten. Eines Tages hält er einen öffentlichen Wagen an. Einer der darin Sitzenden hatte ihn von der Seite angesehen, und da er sich weder entschuldigen, noch schlagen will, so zerhaut ihm Byron das Gesicht mit der Peitsche. Ein ander Mal wird er von einer Art von Kapitain bei einem Pferdehandel betrogen, und will ihn dafür zu Tode ängstigen, indem er ihn herausfordert. Wie er sich gegen die italiänische Regierung benahm, welcher er bei einer Pferde-Requisition die seinigen verweigerte und dabei drohte: sie lieber erschießen zu wollen, ist bekannt genug.

Er ſelbſt war übrigens der venetianiſchen Regierung ein unbequemer Gaſt; ſeine warmen und laut ausgeſprochenen Wünſche für Italiens Freiheit beunruhigten ſie. Es war ein ſchöner, poetiſcher Traum! In Italien begonnen, ſollte ihn Byron in Griechenland austräumen. Man begreift leicht, wie dies hohe Herz ſich in niedrigen Banden nicht lange gedulden konnte. Bald mußte es dieſe ſo leicht zu erringenden Genüſſe ſatt bekommen. Es ſehnte ſich nach einer bleibenden Neigung. Lord Byron mußte eine Italiänerin finden, die mehr noch war als Italiänerin, und er traf Madame Guiccioli, und ſein Loos war entſchieden.

Ich wollte, daß ich dieſe Madame Guiccioli ſchildern könnte, und ihre Liebe und ihre Schmerzen. Sie waren Beide vermählt. Er mit einer Frau, gefühllos wie Marmor, ſie mit einem alten, geizigen Manne, einem verſchmitzten und perfiden Italiäner, der darüber erſtaunt war, daß ſeine Frau ſich vom Cicisbeat befreien wollte. Beide waren ſie vermählt und Beide durch tauſend Pflichten geſchieden, durch tauſend Widerſprüche in Karakter und Geiſt. Sie, eine ſchwache Italiänerin, er ein wildgebauter Britte, ſie ein ſchwermüthiges, duldendes Weib, er ein heftiger, mürriſcher Mann; Beide poetiſch geſtimmt auf verſchiedene Weiſe; er

ſtolz darauf, ſo viel Schwachheit beſiegt zu haben, ſie ſtolz darauf, ſo viel Kraft zu ihren Füßen zu ſehen. Und ſo kam es, daß die heftige Leidenſchaft dieſer Perſonen von der öffentlichen Meinung verketzert wurde, und noch dazu in jener italiäniſchen Welt, die ſo leicht über Gefühle und Leidenſchaften denkt. In dieſem Falle ſprach man öffentlich davon, daß die junge Gräfin ihre ehelichen Pflichten breche, und das in einem Lande, wo jene Pflichten in einer geringen Achtung ſtehen. Es war dies aber eine Folge der Fatalität, die auf Byron laſtete. Liebend ſuchte er die Spuren ſeiner Herrin in Bologna auf, in Ravenna, wo Dante's Grab unter alten Pinien ſteht. Die junge Dame befand ſich ſterbend in Ravenna, aber ein Blick Byron's gab ihr das Leben wieder. Seine Stimme, ſein ſchmachtendes Auge, ſeine zärtliche Sorgfalt, ſeine Furcht, ſie zu verlieren, kleine Spazierfahrten, zärtliche Geſpräche unter den Bäumen der Stadt, welche Zauber!

Auch machte er ein Gedicht für ſie, und vollendete nicht den Don Juan, weil die Gräfin von den ſchamloſen Ausfällen gegen die Frauen in jenem Gedichte zu ſehr geängſtigt wurde, und auch er ſelbſt fühle wohl, daß ihm der ſatyriſche Ton nicht mehr erlaubt war. Er war ja ſo glücklich!

Die Gräfin war abweſend. Byron war allein, geliebt, liebend, traurig. Er gefiel ſich in dem Hauſe ſeiner Freundin. Er durchzog die verödeten Zimmer, die duftigen Gärten, er verweilte an den plätſchernden Springbrunnen, er dachte an ſie, weinte um ſie, voll ſeiner Liebe.

Er hat die Corinna der Frau von Staël einſt in der Hand, und auf dem Deckel dieſes Buches ſchreibt er der abweſenden Geliebten: „Meine heißgeliebte Thereſa! Ich habe dieſes Buch in Deinem Garten geleſen; Du warſt nicht bei mir, mein liebes Leben! ſonſt würde ich es nicht geleſen haben; denn ich liebe Dich und Du liebſt mich. Aber ich bin es, der ſtärker liebt und der nicht aufhören kann, zu lieben. Denke zuweilen an mich, wenn Alpen und Ozean uns trennen; dies ſoll aber niemals geſchehen, wenn Du es nicht ſelbſt gebieteſt!“ —

Iſt dies nicht rührend? beſonders da es aus einem gebrochenen Herzen kam, aus einer enttäuſchten Bruſt, von einem verlorenen Menſchen. Es muß wohl eine mächtige Liebe geweſen ſeyn, die Liebe, welche Thränen erzeugte, und ſolch ſüße Thränen — denn ſeit lange ſchon konnte Lord Byron nicht mehr weinen. Er hatte mit wilder Luſt alle jene Täuſchungen zerſtört, die ein Weib

umgeben; er hatte aus dem Weibe einen Leichnam gemacht, er hatte dieſen Leichnam zergliedert bis zur letzten Fiber, und ſo ſelbſt ſeinen Götzen zertrümmert, er hatte ihn mit Wolluſt vernichtet, um dann Don Juan zu ſchaffen.

Jetzt erſt vermochte er wieder zu lachen, es war aber jenes konvulſiviſche Gelächter, das ſo leicht Thränen erzeugt und die letzte Hoffnung für den Verzweifelnden bleibt.

Ach! und er war erſt drei und dreißig Jahre alt! —

Mit drei und dreißig Jahren war ſein Lebenslauf geendet; ſchon geendet? ja! — endlich geendet! Der Dichter war am Ziele, der Menſch hatte alle Freuden, alle Trübſale erſchöpft. Da erſchien ihm Griechenland ſtatt der Poeſie, da kamen Schlachten ſtatt gewöhnlicher Beſchäftigung. Lord Byron wurde nun ein Menſch gleich anderen Menſchen.

Man hat in Frankreich und in England und in ganz Europa Verſe und Proſa und kühlen Enthuſiasmus für die Freiheit und für Griechenland losgelaſſen, man hatte ganze Ströme dithyrambiſcher Thränen vergoſſen, aber Lord Byron that mehr. — Jenes Land, das er beſungen und deſſen Wort er, der Erſte, wieder vor Europa

führte, ſollte er nun in ſeiner ganzen Nacktheit erblicken; er eilte hin, ſobald er den Gedanken faßte, ihm ſeine Kraft zu widmen. Er ſah Griechenland, wie es war, arm, ſchwach, entzweit, Alles entbehrend, roh, erdrückt von fremder Gewalt, und dies feuerte ihn ſtärker an, ſein Geſchick zu theilen. Das, was dieſem Vorhaben den heldenmüthigen Anſtrich giebt, iſt, daß die kalte Ueberlegung des Mannes es hervorrief, und nicht der Enthuſiasmus des Dichters; daß er Italien und ſeine ſchöne Gräfin verlaſſen konnte, um dort ſo fern zu ſterben; daß er, müde ſeines Exils, müde der heftigen und ſtarken Gefühlskriſen, in welchen er die Natur der Weſen umfaßte, vom Jupiter bis zum Affen, nun endlich andere Kämpfe beſtehen wollte, um glorreich darin zu enden. Er hatte Alles vollbracht mit drei und dreißig Jahren. Er hatte „die Welt verwundet", er war zu allen Extremen geſchweift: bald ein teüber Menſchenfeind, bald ein luſtiger Tiſchgenoſſe, dann ein ſtolzer Ariſtokrat und zugleich ein populärer Ritter einer Hafenſchönheit, unbeſchränkt und leicht zu gängeln, ſelbſtſüchtig und hingebend, die geſelligen Formen verachtend und ein Damenſchleppträger, ungläubig und abergläubiſch, ein roher Wüſtling in Venedig, ein zarter Schwärmer in

Bologna, geizig und verſchwenderiſch, ein offener Raufbold und ein heimlicher Carbonaro, was kann man mehr noch verlangen? Alles dies war in einem Menſchen vereinigt. Zum Schluſſe aber glich er alle dieſe Widerſprüche damit aus, daß er ſterbend die Freiheit der Völker proklamirte und die politiſche Gleichheit der ganzen Erde.

Seine erſten Gedanken an Freiheit keimten für Italien. Italien jedoch, ohne Einheit, bot ſeinem Plane keinen Spielraum. Da wandte er ſich nach Griechenland. Er wurde Soldat, warb Leute, und verwirklichte ſo die Träumereien ſeiner Kindheit, als er die „Schwarzen Byron's" zum Siege anführte. Er umarmte ſeine Freunde zum letzten Male: „Ein Etwas ſagt es mir, daß ich aus Griechenland nicht rückkehren werde, mein Freund!" und er weinte dabei und wandte den Kopf nach ſeiner ſchönen Freundin. Die holde Italiänerin weinte auch; ſie wollte ihm folgen — ſie, ſo zart und ſchwach. Lord Byron aber gab es nicht zu.

Den 14. Juli 1823 ging der Herkules nach Griechenland unter Segel. Das Land Italien entſchwand, Lord Byron ſegelte an den Joniſchen Inſeln vorbei; auf Ithaka ſchlummert er in der Grotte des Ulyſſes und badet ſich in dem Bade der Penelope. Für das arme Griechenland war es ein

Feſttag, da Byron landete. Mit welchem Jubel vernahm es, daß ein Dichter zu ſeiner Rettung eilte; es ſah die Träume ſeiner ſchönen Zeiten ſich verwirklichen. Ach! das arme Land konnte nicht wiſſen, daß Alles mit einer großen Trauer ſo bald enden ſollte.

Lord Byron fand Griechenland wie er ſich's vorgeſtellt hatte, aber unglücklicher noch. Die Regierung ein Nichts, kein Geld, keine Lebensmittel, Hauptleute überall, Soldaten nirgend, als einzigen Schutz ſeine Berge, Ströme und Sümpfe. Miſſolunghi ſollte vertheidigt werden, und die Soldaten forderten ihre Löhnung, die Flotte war verloren, die Kanoniere endlich ſagten auch den Dienſt auf, trotz aller Vorſtellungen. Lord Byron allein giebt nun Gut und Leben hin, obgleich er ſich keinen Augenblick einer Täuſchung über den wahrſcheinlichen Ausgang dieſes kläglichen Kampfes hingiebt. — Byron fällt fern von der Heimath, von ſeinen Freunden, von ſeiner Geliebten, ſeiner Ada verlaſſen, in den Armen ſeines treuen Lechter.

So kurz nur war ſeine kriegeriſche Laufbahn. Lord Byron hatte alle Eigenſchaften zum Soldaten: Muth, Kaltblütigkeit, Kühnheit, Menſchlichkeit, alles dies — nur die Geduld gebrach ihm.

Er kämpfte für die Freiheit eines groſsen Volkes. Derſelbe, der den Orient mit ſolchem überreichen Zauber beſungen, bekriegte nun daſſelbe Volk, deſſen Muth und deſſen Moſcheen ihn einſt ſo hoch begeiſtert hatten. Griechenland, das er wie ein froher Reiſender durchzogen, in Tagen heitern Sonnenſcheins, wie durchſtreifte er es nun, bewaffnet und den Hinterhalt fürchtend. Wenn man zuerſt Childe-Harold lieſt und dann die letzten Briefe Byron's, würde man wohl ſagen, daſs es derſelbe Mann iſt, der von denſelben Gegenden ſpricht? Welche Verwüſtungen muſs der Mißmuth in dieſem Herzen bewirkt haben; denn — von allen Krankheiten der Menſchen iſt der Mißmuth die unheilbarſte. Jede Zukunft verſperrt, jeder Hoffnung entrückt, ein engbegrenzter Horizont, hinter welchem uns weder Liebe noch Glück winkt, ſelbſt nicht einmal ein Unſtern droht — welch ein betrübender Zuſtand iſt das! wie viele groſse Seelen zerſtörte er ſchon! An ſolchem Mißmuthe iſt Lord Byron geſtorben. Wenn er mit ſeiner mächtigen Einbildungskraft die Beſchäftigungen eines thätigen Lebens vereinigt haben würde, wenn er Redner im Parlament oder General geweſen wäre, wenn man dieſem Manne zu thun gegeben hätte, wenn er nicht feige vor den Verläumdungen der Dandy's

und Blauſtrümpfe von London entwichen wäre; dann hätte die Welt vielleicht wieder einmal die Verwirklichung jener ſchönen Ideale des Alterthums angeſtaunt, wo ein und derſelbe Menſch Geſchichtsſchreiber und Dichter war, Geſetzgeber, König, Gatte und Vater. Wäre Byron im praktiſchen Leben wirkſamer geweſen, ſo hätte er auch Muße gehabt, Gatte und Vater zu ſeyn, nicht ſo jetzt in ſeinem poetiſchen Müſſiggange. Aber es ſollte nicht ſeyn; ſtatt eines vollendeten Mannes hatten wir nur einen Dichter — und nichts weiter. Ein großes Unglück in einer Zeit, wo ächte Männer zu den Seltenheiten gehören.

Alſo — er ſtarb. Griechenland errichtet ihm ein Denkmal, und tanzt um ſeinen Sarg, wie bei den Trauerfeſten des Achilles. Griechenland weint, Europa bewundert, und Frankreich, das durch ſeinen Dichter Lamartine Lord Byron als großes Genie anerkannt hatte, erhebt ſeine Stimme, um ihm die Leichenrede zu halten. England ſelbſt gewinnt Faſſung bei dieſer erſchütternden Nachricht, und legt Trauer an. Wir jungen Völker ſollten doch nicht frühere Zeiten ſo heftig anſchuldigen; wir ſollten nicht von ihrem Undank gegen große Männer ſprechen; es war ſchon für England zu ſpät, um Byron zu trauern! Er war geſtorben

mit ſeiner ganzen Verachtung, mit ſeinem vollſten Haſſe gegen ſeine Landsleute — und jetzt noch — da er todt iſt — was widerfährt ihm im Vaterlande, das ihn beweint, in London ſelbſt, von dem Einzigen, den er noch ſeiner Freundſchaft würdig gehalten hatte? . . . .

In Venedig war es, wo Thomas Moore einſt bei Byron ſpeiſte. Beim Nachttiſch entfernt ſich der Lord, kommt aber ſogleich mit einem Pakete wieder. „Hier giebt's etwas," ſagt er, „worüber John Murray lachen wird." — „Und was iſt das?" fragte Moore. — „Nichts weniger als meine Memoiren," erwiderte Byron, „ich übergebe ſie Ihnen; Sie mögen ſie leſen laſſen, von wem Sie wollen, aber erſt nach meinem Tode dürfen ſie publizirt werden."

Thomas Moore nimmt die Memoiren mit fort. Byron ſchreibt zu verſchiedenen Malen an Murray nach London: „Kaufen Sie meine Memoiren von Moore; er hat Geld nöthig; meine Memoiren bringen es Ihnen wieder ein, und ich werde nicht lange mehr leben." Thomas Moore geht den Handel ein und bis dahin war Alles in der Ordnung.

Byron ſtirbt. Tauſend verſchiedene Stimmen erſchallen von ſeinem Grabe. Er wird zum Him-

mel getragen, ſein Andenken wird mit Verwünſchungen belaſtet, man erwartet, um ihn beurtheilen zu können, die Memoiren des Dichters. Das Publikum iſt unterrichtet von dem Daſeyn dieſer Memoiren, man weiß, daß ſie in Freundeshänden ruhen, man erſehnt ſie mit doppelter Ungeduld, nicht nur, um ſich dieſen ſeltſamen Lebenslauf enträthſeln zu können, ſondern auch, weil man ſich einen hohen Genuß davon verſpricht. Endlich wird man auch des Poeten Proſa leſen und ein neues literariſches Monument anzuſtaunen haben. Vergebliche Hoffnung! Der Freund, der Vertraute, der Fidei-Kommiſſär Lord Byron's, Thomas Moore, hintergeht ſeinen todten Freund und betrügt das Publikum. Ja, dieſe Memoiren, dieſe unwiederbringlich verlorenen Bekenntniſſe, dieſe geheimſten Aufſchlüſſe über ausgezeichnete Männer Brittaniens, über den Geiſt Brittaniens, über Byron ſelbſt — alles dies hat Moore zerſtört, es den Flammen übergeben, für immer vernichtet! Und mit welchem Rechte? frage ich. Mit welchem Rechte dieſe Gewaltthat, dieſe Kränkung dem todten Freunde? dieſe unwürdige Beeinträchtigung der gerechten Wißbegierde der Ueberlebenden? Ein trauriger Kommentar zu den ſchönen Worten: „ich liefere Euch den Verräther!“ Thomas Moore hat alles dies zerſtört.

Er hat den Memoiren entſagt, ohne jedoch dem Gewinne zu entſagen; er hat dieſe Memoiren herausgegeben, ohne ſie wirklich zu geben, er hat zweimal das Publikum belogen, indem er ſie den Flammen übergab, und ſie dennoch publizirte. Das iſt abſcheulich! das iſt ehrlos! ſo handelt kein Freund, kein Dichter, kein Mann! Mit einem einzigen Schlage verlieren wir unſern Byron, ſein geheimſtes Innere, das Räthſel ſeines Talents, das Reizende ſeiner Vergehungen, die Entſchuldigung ſeiner Fehler, Alles, was uns beſtimmt haben würde, ihm ſeine Verirrungen zu vergeben, wie wir ſie Rouſſeau vergeben mußten. Je nun, es hat Thomas Moore nicht gefallen, daß wir hinter jene Geheimniſſe kommen ſollten; er wollte die Bücher wohl verkaufen, aber ſie nicht mit der Wahrheit anfüllen. Schmach werde ihm dafür! Lord Byron ſpricht irgendwo von dem unglücklichen Shelley, einem jungen Menſchen voller Genie, der ſich aus Gram über einen Artikel in dem Edimburgh-Review das Leben nahm. Wollte Gott, daß wir das Geheimniß zu ſolchen Artikeln beſäßen; wir würden ein gerechtes Richteramt verwalten! —

Trotz dieſes Verbrechens des Herausgebers ſind mehrere Züge aus den Flammen gerettet, womit

es wohl noch dem aufmerksamen Leser gelingen kann, einen Theil des schönen und so schnöde zerstörten Gebäudes sich wieder herzustellen.

Und dies habe ich hiermit zu unternehmen gewagt, ich, ein unaufmerksamer Mensch, der eben so wenig geübt darin ist, seine Erzählungen folgerecht zu entwickeln, als die verschiedenen Theile eines Ganzen nacheinander zu lesen.

Mög' es mir Lord Byron verzeihen! —

# Das Stelldichein.

Anfangs zauderte ſie einen Augenblick, aber in meinem Auge malte ſich ſo viel Liebe und Reſignation, daß ſie endlich einwilligte.

„Alſo auf den Abend,“ ſprach ſie, „der Kirche Notre-Dame gegenüber.“ Und ſchnell wie der Blitz war ſie fort, um mir ihr Rothwerden zu entziehen, und ich ſchwebte in jenem Zuſtande einer ſeligen Trunkenheit, den man nur einmal empfindet.

„Auf den Abend!“ ſo hatte ſie geſagt, und den ganzen Tag glaubte ich die ſüße Verheißung vor meinen Ohren flüſtern zu hören, und kaum begann ſich die Sonne zu neigen, ſo befand ich mich unter der Vorhalle des Tempels, laut athmend vor erwartender Ungeduld.

Anfangs ſah und hörte ich nichts, ich gehörte ganz dem kommenden Augenblicke, und es bedurfte nichts Geringeres, als des bewundernswertheſten Schauſpiels, das ſich vor mir entwickelte, um

mich der fixen Idee zu entreißen, die das Leben jedes meiner Tage erfüllte.

Jener Moment der Jugend, jene flüchtige und träumeriſche Stunde, welche der Menſch ironiſch genug ſeine ſchönſten Jahre benennt, iſt gewiß das Unerklärlichſte in der menſchlichen Natur. Wir fühlen da tief in unſerm Innern ein Uebel, ich weiß ſelbſt nicht, welch ein ſchmerzliches Glück, das uns die Qualen des Prometheus empfinden läßt. Iſt man einmal von dieſer Krankheit befallen, ſo verſchwindet alles, was der Welt der Einbildungskraft und der Gedanken ihren Reiz verleiht, und macht den phantaſtiſchen Bildern der kranken Seele Platz. Und ſo war auch ich erſt kalt und unempfindlich bei dem Anblicke jenes ſchönen Denkmals der Civiliſation des Mittelalters, jenes weiten und poetiſchen Domes, deſſen imponirende Anſicht für mich damals ganz neu war.

Es war eben zu der Stunde, die mit dem magiſchen Lichte eines ſchönen Abends jene gothiſchen Gebilde verklärt, die ihre kühne Thurmſpitze in die noch hellen Gewölke hinauffenden. Dieſe herrliche Steinmaſſe ſtand mitten im allgemeinen Schweigen da, als der einzige ſprechende Zeuge von der frommen Beharrlichkeit unſerer Väter. Die Kirche war damals von allen harmoniſchen

Zaubern umflossen, womit der Himmel das Werk der Kreatur verschönt. Die Glocke ließ einen schaurigen Klang vernehmen; der Rabe, alt wie die Zeit, entfaltete seine schwarzen Schwingen auf den schwebenden Bogen, und zwischen dem durchbrochenen Gestein der Thüren schien der zwitschernde Sperling den Angriff der Menschen herauszufordern. Zum Uebermaße des Glücks war die Kirche leer. Da waren weder Sänger im Chorrock, noch rothköpfige Meßknaben, weder schreiende Andächtige am Weihkessel, noch Missionarien mit scheuem Blicke; der Tempel stand da in seiner ganzen Majestät, ohne einen einzigen Menschen, der den erhabenen Eindruck zerstört haben würde.

Wir leben in einem so ungläubigen Zeitalter, daß die Idee der Gottesverläugnung und Heuchelei sich uns überall aufdrängt, wo wir einem Menschen begegnen.

Ich begann, ohne daran zu denken, dieses mir unbekannte Gebäude zu studiren. Man stelle sich nun diese Kirche vor, gestickt mit einer Anmuth und Zierlichkeit, wie der Schleier einer jungen Vermählten. Es ist eine Summe von Einzelheiten, die unsere Phantasie in Verwirrung setzt; überall hat der Meißel des Menschen bald Christus am Kreuze dargestellt, oder die Evangelisten,

wie ſie das ewige Buch der Moral niederſchreiben, welches die Welt der Vernunft unterwerfen ſollte, dann wieder Sanct Johannes mit dem Lamme, und Alles mit einer ſo kindlichen Grazie, wie aus dem Pinſel des zarteſten Malers vollendet. Welche Reihe von phantaſtiſchen Geſtalten, von heiligen Schöpfungen, von einfältigen Wundern, wie wir ſie in alten Legenden leſen. Aller Glaube des Mittelalters in ſeinem freien, feſten, kriegeriſchen Schreiten findet ſich auf dieſen gothiſchen Steinen. Hier ſieht man die Waffen des Römers, wie den Wurfſpieß des Barbaren, und oftmals die Toga auf den Schultern eines Vandalen. So weit das Auge trägt, erblicken wir tauſend dramatiſche Scenen voll Leben und Leidenſchaft, wie ſie Shakespeare ſchrieb, bald in ärmlicher Hütte oder in prachtvollen Paläſten, Greiſe, Mädchen, Märtyrer, Mörder, ein ganzes, reiches Gedicht!

Aber alles dies hätte ich nicht geſehen, Mädchen, ohne Dich! ohne Dich — die ich faſt vergaß während dieſer ſtummen Betrachtung! .....

Und als nun die Nacht ſich von den Thürmen herabſenkte, und mir den Anblick dieſer bunten Scenen entzog, wie ein Vorhang, der uns von den Zaubereien der Bühne trennt, ſo heftete ſich

mein Blick auf das ungeheure Thor mit zwei Flügeln, welches der Schweizer, mit herumspähender Miene, nun eben sehr geräuschvoll zu verschließen kam. Die schöne Gestalt der heiligen Jungfrau an dieser Thür erfüllte mich mit Bewunderung; welch ein himmlisches warmes Bild, das so ein armer Künstler aus einem kalten Stücke Holz herausgefunden hat. Diese Thür hat sehr von der Zeit gelitten! Alle Farbe daran ist verschwunden und zahllose Spalten durchrieseln diesen schönen Körper. Aber es liegt darin eine so wahre Schönheit, eine so unvertilgbare Anmuth, wie in Allem, was in den Künsten hervorragt. Ich bewunderte noch immer die schönen Hände, das englische Lächeln, da höre ich einen leisen, schwebenden Schritt, und den linden Hauch, der ein Herzklopfen verkündet. Ich wandte den Kopf. Aber — sie war es nicht. —

Eine alte, gute Frau, in der Tracht der barmherzigen Schestern, ging vorüber, mit dem weißen Kopftuche, das sie schmückt, und dem großen Rosenkranze von Ebenholz, den sie mit solchem Anstande trägt, wie ein junger Offizier seinen Degen. Diese Frau hatte lange Tage gesehen. Sie kam wahrscheinlich von dem Dachstübchen des Kranken oder der Waise und kehrte Abends heim

in das weite Gebäude, das ſie ſich zur Wohnung erwählt hatte, weil es der leidenden Menſchheit geweiht war.

Ich ſah nun, daß ich neben dem Hôtel-Dieu war.

Wer Ihr auch ſeyn mögt, die Ihr vermeint zu wiſſen, was denn eigentlich Schönes in den Künſten liegt, gehet hin und ſtudirt ſie unter dem mächtigen Einfluſſe irgend einer großen Leidenſchaft. Der Wille Eurer Geliebten banne Euch ganze Stunden hindurch vor dieſen Denkmalen, die Eure jugendliche Unerfahrenheit ſonſt ſo leicht überſieht. Nur dann werdet Ihr empfinden, daß es ein Etwas giebt, welches über jenen Werken der Jahrhunderte ſchwebt, und daß eine Beharrlichkeit erfordert werde, die Werke des Genies zu begreifen, gleichwie ſie zu ſchaffen; aber auch, daß die Seele des Menſchen ſich erweitert bei der Betrachtung jener Meiſterwerke, die unſere Zeit nicht mehr zu begreifen vermag! —

— — Sie kam dieſen Abend nicht, und ich ging, halb darüber getröſtet, nach Hauſe.

# Kleine Freuden.

Der heutige Tag ſollte von mir mit einem weißen Steinchen bezeichnet werden; eine große Seltenheit in dem Leben eines Menſchen. Entweder ſind wir dazu verdammt, mitten unter Neckereien und Widerwärtigkeiten zu leben, oder unſer Herz ſtrebt zu unerſättlich nach unerreichbaren Genüſſen, und vernachläßigt die, welche uns nahe liegen, um andere zu erjagen, deren ganzer Reiz nur in unſerer Einbildungskraft begründet iſt.

Ich war geſtern beim Gebrauſe eines fürchterlichen Sturmes eingeſchlafen; wie ich heute erwachte, ſpielte ein erſter, ſonniger Frühlingsſtrahl ſehr anmuthig durch's Fenſter. Es entzückte mich zu ſehen, welche Anſtrengung es ihn koſtete, durch die Vorhänge zu brechen, die ihm das Eindringen verwehren wollten. Er benahm ſich indeß ſo gewandt dabei, wie ein Höfling, der eine Anſtellung ſucht. Das Schauſpiel war in der That aller-

liebst. Bald drang die aufgehende Sonne heftig durch, dann warf sie ihre Strahlen auf einige herumliegende Bücher, die geliebten Zeugen meines Fleißes; hierauf beschienen sie eine treffliche Kopie des Kreuzes, dann — gleichsam als besännen sie sich plötzlich — hefteten sie sich auf einen Strauß künstlicher Veilchen.

Blick und Seele, mein ganzes Seyn war der Sonne gefolgt. Mochte der Tag nun gleich enden, ich hatte ein ganzes Jahrhundert voll Glück schon voraus!

Diese Eigenschaft unsers Geistes, ist, wie ich glaube, das Glücklichste, was wir auf Erden besitzen. Ich habe sie jedoch nur selten angetroffen. Sie bedingt bei dem, der sie besitzt, so viel Unabhängigkeit des Karakters und so viel Sorglosigkeit im Leben, daß, wenn dieses noch nicht die Weisheit selbst ist, es doch gewiß einen ersten Anfang zu ihr bildet. So würde ich zum Beispiel sehr gern jenen jungen Griechen nachahmen, der so sehr sein Mädchen liebte, daß er sie nie besitzen mochte, wenn es nur in unsern Tagen räthlich wäre, solcher Probe sein Mädchen zu unterwerfen.

Ist es nicht schade, frage ich, daß die ersten Qualen der Liebe nicht länger dauern? Wie traurig ist es, daß der blöde Zwang, die geheim-

nißvolle Achtung, womit eine geliebte Hand drückt, ſo bald von andern Genüſſen verdrängt werden? Der Zweck der Liebe tödtet ſie eben! Da lobe ich mir die Helden der Ritterſchaft, jene Ritter der Tafelrunde! Das waren Leute, die ſich auf Liebesangelegenheiten verſtanden! Wer von uns zöge nicht die Lanzenſtöße zu Ehren ihrer Damen und die Schärpen, die dieſe ihnen umhingen, den wollüſtigen Beſchreibungen vor, denen man in des jüngern Crebillons Romanen begegnet? Mit Lord Byron kann ich es dem Cervantes nie vergeben, daß er ein Buch voll Geiſt geſchaffen, um dieſen Erguß eines edeln Herzens in ſeiner ſchönſten Blüthe zu zerſtören, und dieſe ſelbſt in den Augen der Frauen lächerlich zu machen, deren Schutz und Wächter ſie ſo lange Zeit hindurch war.

Ich kann es nicht ſagen, wie glücklich es mich macht, ein ganz junges Mädchen zu ſehen, ein friſches und lächelndes Roſenknöspchen, die am Hauche ihrer funfzehn Frühlinge gar hold aufblüht. So viel Glückſeligkeit ruht auf dieſem lieben Köpfchen, daß ich für einen Augenblick gern meine eigene daraus mache. Eine Luſt durchſchauert mich, wenn im Vorbeihuſchen ihr Schleier nur mich ſtreift; ſieht ſie mich zufällig an, ſo werde ich roth, als beginge ich etwas Böſes; und Gott

weiß es, mein Blick verfolgte das ſchöne Kind, eben ſo rein und mit gleichem Intereſſe, wie ich oftmals das Vögelchen beobachtete, das ſeiner kleinen Familie den erſten Unterricht im Fliegen ertheilt. Erſt fliegen ſie ſo ſchwach und furchtſam, die Kleinen, dann werden ſie kühner, aber bald verläßt die junge Brut das Neſt der Alten, ſchwingt ſich mit freudigem Gezwitſcher auf und verliert ſich in die Lüfte.

Auf dieſe Weiſe ſind alle Frauen mein. Sie ſind mein, ohne Laſter und Gewiſſensbiß, gleich dem Wohlduft der Blume. Zieht immerhin Barrikaden um ſie, wie im Garten der Tuilerien, Ihr könnt doch nicht hindern, daß ich ſie ſehe und einathme.

Betrachtet mich einmal! Mit dieſem vernachläßigten Aeußern bin ich glücklicher bei Weibern wie Faublas und Lovelace, glücklicher ſelbſt wie Don Juan; und dennoch brachte ich nie Verzweiflung in Familien, nie Schande in eine friedliche Haushaltung. Ich ſelbſt bin gewappnet gegen allen Kummer der Liebe, beſonders gegen die Eiferſucht, den nagenden Wurm, der das Herz eben ſo zerſtört wie das Spiel; die unedelſten aller Leidenſchaften!

Wie oft blieb ich um Mitternacht vor dem

Zimmer einer jungen Vermählten ſtehen. Noch ſah ich das flimmernde Licht, noch hörte ich den letzten Ton der Inſtrumente, ich konnte mir das junge Weib vorſtellen, wie ſie erröthete, in dem Zimmer eines Mannes zu ſeyn, und eine jungfräuliche Thräne in den Buſen ihrer Mutter zu vergießen .... junger Gatte! ich war glücklicher wie Du, und glücklich, ehe Du es wurdeſt! —

Wer vermöchte den Ruhm zu definiren? Wer könnte mir es auf ein Haar ausrechnen, was denn die Mächtigen und Reichen mehr an Glück auf dieſer Welt beſitzen? Ich kann es in der That nicht einſehen, wenn es nicht darin zu ſuchen wäre, daß ſie unruhiger, zorniger, böſer, neidiſcher ſind wie wir, die wir, nach meiner Theorie, nur ſtets heiter, mit ſich und Andern zufrieden, und nur Feinde der Narren und Schwätzer ſind.

Ihr habt gewiß oft ſchon die herrliche Einleitung eines Buches des Lukraz geleſen. Ein Menſch, auf dem Gipfel eines Berges, ſieht von weitem das Ungewitter zu ſeinen Füßen und Schiffe vom Winde umhergeſchleudert. Dies iſt das Bild desjenigen, der glücklich zu ſeyn verſteht. Doch bitte ich recht ſehr, dies nicht mit dem Erbauer von Luftſchlöſſern zu verwechſeln, eben ſo könnte man Stoiker und Epikuräer vermengen. Um Luftſchlöſ-

ſer zu bauen, muß man von Ehrſucht beſeſſen ſeyn, und um kleine Freuden zu genießen, muß man nichts fürchten, aber auch nichts wünſchen; man muß eher darben als ſchwelgen und, wie Magdalena, viel Liebe beſitzen. Das Haupt dieſer philoſophiſchen Schule iſt, nach meiner Meinung, Sterne. Ich würde zehn Jahre meines Lebens geben, hätte ich die Geſchichte des Eſels, oder beſſer noch, die Geſchichte des Kammermädchens erfunden, die ihm den Kopf annäht. Meine ganze Theorie der kleinen Freuden liegt darin; ſucht ſie nicht weiter!

Und wollt Ihr nun aber wiſſen, ob Ihr die Eigenſchaften beſitzet, um ſo leichten Kaufes glücklich zu werden? Erwartet den Frühling, und wenn der erſte Sonnenſtrahl dem Felde ſeinen Raſen, und den Bäumen ihre Blätter wieder gegeben haben wird, ſo wandelt zum Ufer eines Baches und ſuchet Kühlung und Ruhe. Findet Ihr nun dort innige Luſt am Säuſeln der Wipfel, am Murmeln des Waſſers, am ſchnellen und wunderbaren Fluge der Wolken, die bald finſter wie der letzte Akt eines Melodrames, bald glänzend wie ein Gazekleid ſind; hat die Ziege auf der Spitze des Felſens, das hüpfende Lämmchen, die Kuh, im Klee halb verborgen, kurz dieſe Miſchung

von freier Natur und Frühling für Euch eine beredte Sprache; denkt Ihr dabei weder an Geschäften noch an Vergnügungen, nicht an Gläubiger noch Schuldner, an Nichts, was sonst noch auf der Welt ist; ist Euer ganzes Wesen ganz dabei, seyd Ihr berauscht von Euerem Daseyn, dann — Brüder! sollt Ihr meinen Glückwunsch aus vollster Seele empfangen, Ihr seyd schon nahe daran, durch kleine Freuden glücklich zu werden.

# Freron und Voltaire.

Voltaire war von Ferney nach Paris gekommen, um ſich ſeinen gewöhnlichen Bedarf von Lorbern für den Winter einzuſammeln und dann nach ſeinen Staaten zurückzukehren; denn er war der König dieſer Epoche. Es war im Jahre 1764. Eines Abends ſpeiſte er bei einer Dame von Hofe, in angenehmer Geſellſchaft. Man ſprach von Allem und über Alles. Von der Religion, indem man den Erzbiſchof von Paris ſchalt, der den Emil verboten hatte; von der Politik, indem man der Favorite des Königs erwähnte; endlich und am Meiſten von Voltaire ſelbſt, der all die Lobſprüche ſeines Jahrhunderts hinzunehmen gewohnt war, welche er demſelben mit Ruhm und Ironie zurückzuzahlen wußte. Ein einziger Gaſt allein behielt ſeine kalte und ernſte Miene. Voltaire aber, wie eine wahrhafte Kokette, geizte nun nach nichts mehr, als Huldigungen von dieſem Gaſte einzuärnten. Er

verſchwendete während der ganzen Mahlzeit ſein gnädiges Lächeln, ſeine huldvollen Anreden an den Unbekannten, den jedoch nichts bewegte, aus ſeinem Stillſchweigen herauszugehen. Voltair's Ungeduld ſtieg auf's Höchſte, und kaum war die Tafel aufgehoben, ſo eilte er mit ſeiner gewohnten Heftigkeit dem Fremden nach, ergriff ihn beim Arme und ſagte, indem er ihn in die Ecke zog: „Mein Herr, Sie ſcheinen mir ein Ehrenmann zu ſeyn, ich wünſchte Ihren Namen zu wiſſen.“

„Ich bin Martin Freron, Ihnen zu dienen,“ antwortete jener kalt, und betonte das „Martin“ ſtark, als wüßte er, daß es ein Name war, den man einſt in Ferney zum Gegenſtande der Verſpottung gemacht hatte.

Voltaire war überraſcht; doch konnte er ſeine Voreiligkeit nicht mehr ungeſchehen machen, denn ſchon umgab die ganze Geſellſchaft beide Gegner. Der Dichter ſuchte ſich mit ſeinen gewöhnlichen Waffen herauszuziehen, aber Alles war ernſt geſtimmt worden, und Niemand wollte ſelbſt aus Höflichkeit mehr lachen. — Wenn es die Ehre eines Mannes gilt, der uns gegenüber ſteht und ſich voll Erbitterung vertheidigen will, ſo werden wir dazu getrieben, ihn zu achten, und der Gedanke, daß wir ihn ruhig beleidigen laſſen konn-

ten, ergreift uns wunderbar und mächtig. Dieſen für ihn günſtigen Moment benutzte Freron, und ſo nur iſt es begreiflich, daß Voltaire's Sarkesmen aufhörten, und er genöthigt wurde, ſeinem Gegner zuzuhören.

„Mein Herr," fing Freron an, „ich will das Wagſtück unternehmen, zwiſchen uns eine Parallele zu ziehen, worin ich über den großen Philoſophen den Sieg davonzutragen gedenke, und zwar wie mir nicht nur das Urtheil rechtlicher Leute allein, ſondern ſelbſt das der Leute von Geſchmack beſtätigen ſoll."

Voltaire, deſſen Ueberraſchung ſchon faſt zur Verlegenheit geworden war, ſchien Freron ermuntern zu wollen, und ſelbſt Vergnügen an dieſem Scherz zu gewinnen. Die Geſellſchaft dachte nicht mehr daran, irgend Jemand zu ſchmeicheln, ſondern reihete ſich, ernſt zuhorchend, umher, und war begierig darauf, wie es dem armen Freron ergehen würde.

„Ja," fuhr dieſer fort, ſich Voltairen gegenüber ſetzend, „als ich es unternahm, arm und unbekannt, wie ich noch heute bin, die année littéraire zu ſchreiben, und im Vorübergehen einige Verſtöße gegen Geſchmack und Sprache, die Ihnen in der Eile der Arbeit entgangen waren, aufzu-

decken, da glaubte ich nicht, daß Sie mir die Ehre erzeigen würden, mir im Ernſte böſe zu werden. Ich ehrte Sie eben ſo wie Jedermann Sie ehrt, und konnte es daher nicht begreifen, wie ein groſſer Herr ſich ſo tief gegen mich erniedrigen konnte, mich mit Injurien zu überſchütten. Durch dieſe Injurien ward es mir jedoch erſt klar, wozu ich berufen war, und nun erſt fing ich an, Sie näher zu beleuchten. Ich entfernte die ſchimmernde Lüge, die Sie umgab, und ich begriff endlich das ganze Geheimniß Ihres Talents. Ich begriff, daß es in nichts weiter beſtand, als in Witz und im Styl, und in der bewundernswerthen Leichtigkeit, jeden Ton anzuſtimmen, jede Wendung ſich anzueignen. Da erſt verurtheilte ich Sie ohne Gnade. Auf der Bühne ſah ich in Ihnen nur den ſchwächern Nachtreter Racine's, den ungeſchickten Verbilder des groſſen Corneille, den unermüdlichen Schmeichler eines Parterres, für das Sie eine eigene Toleranz, eine eigene Philoſophie erfunden hatten. Gleich ſcharf beobachtete ich Sie in allen Ihren übrigen Werken; ſowohl als Hiſtoriker, wie als Phyſiker, mit einem Worte, ich fand nur Voltaire ganz wieder in jenen kleinen Epigrammen, welche Paris in Entzücken verſetzten, in jenen unmoraliſchen Erzählungen, die Frau von Pompa-

dour ſehr richtig über die Henriade erhob, und in jenem unzüchtigen Gedichte, von dem das kleinſte Bruchſtück Epoche machte. Aber ſelbſt in dieſen glänzenden Spielen des Witzes, in den Briefen, die an Könige geſchrieben waren, damit Privatleute ſie leſen möchten, in jenen zierlichen Verſen, wo der ganze Geiſt Voltaire's ſich zeigte, ſah ich nichts, als eine tiefe Unmoral, die Religion in Zweifel gezogen, das Königthum verachtet, die Tugend bedroht, Alles, was in unſern alten Sitten noch ehrwürdig war, auf nichts zurückgeführt; da erſchien mir jener liebenswürdige Mann, den der Hof anbetete, die Stadt vergötterte, der Freund Friedrichs und Katharinas, nur wie der Verſucher, der Verderber ſeiner Nation! — Sie wußten es ſogleich, daß ich Sie begriffen hatte. Nach meinem erſten Artikel räumten Sie das Feld und zogen ſich nach Ferney zurück, indem Sie vorgaben, ein ſchwacher Greis zu ſeyn, der, von Kummer und Krankheit niedergebeugt, ſeinen Garten ſelbſt beſtellen wolle, um ruhig ſterben zu können; ſo wollten Sie die erwachende Kritik beſchwichtigen; Sie hatten jedoch zu gemäßigt und gerecht Ihre Stimme erhoben, um ſogleich wieder verſtummen zu müſſen; im Gegentheile, alle rechtlichen Männer ſtimmten ihr bei. Mir wurden heimliche Aufmunterungen

zu Theil, obſchon von einem mitleidigen Lächeln begleitet, das man einem armen Teufel willig ſchenkt, der das Halsbrechende wagt, um die Wahrheit zu ſagen. Ohnerachtet der Warnungen meiner Freunde, ſetzte ich mein Blatt fort, und opferte nichts von dem, was ich für wahr und recht hielt, irgend einer Rückſicht auf. — Da plötzlich — nach ſechsmonatlichem Stillſchweigen war es — da erwachten Sie aus Ihrer ſcheinbaren Erſtarrung."

Hier übermannte Freron die Erinnerung. Er ſchwieg einen Augenblick, ſtand auf und machte einen Gang durch den Saal. Voltaire hatte ſich früher zur Geduld verſtanden, jetzt war dieſe zur Großmuth geſteigert worden.

„Ach, mein Herr", ſagte Freron, „erklären Sie mir, ich bitte Sie darum, wie konnten Sie von Ihrer Höhe ſich ſo gegen mich vergeſſen? Seitdem man Begriffe von Selbſtachtung hat, ſeitdem es Dichter und Kritiker giebt, hatte man ſich nicht ſolchen ſchmutzigen Schimpfreden, ſolchen elenden Pamphlets, rohen Beleidigungen, verabſcheuungswürdigen Lügen, hinterliſtigen Ränken hingegeben. Sie, großer Mann, errötheten nicht, gegen einen armen Schriftſteller, der Ihnen Wahrheit ſchuldig war, Ihren ganzen Witz, Ihre Macht, Ihren

Kredit, Ihre Verehrer, den Troß Ihrer Anhänger aufzubieten; Sie, der Prediger der Freiheit, Sie konnten ſogar lettres-de-cachet gegen mich erwirken, nicht genug, daß Sie mich bei meinen Freunden verunglimpften und mir überall zu ſchaden ſuchten; endlich, als Uebermaß der Abſcheulichkeit, verſuchten Sie es, mich auf die Galeere zu bringen, und da Ihnen dies mißlang, ſchleppten Sie mich auf das Theater im Angeſichte eines ganzen lachluſtigen Volks."

Bei dieſer Erinnerung, die ſelbſt in Voltaire ein trübes Gefühl hervorrief, ließ ſein Gegner die ſchwarzen, feurigen Augen auf die Verſammlung herumfliegen.

„Meine Herren", fuhr er fort, „Jeder von Ihnen erinnert ſich noch der Vorſtellung der „Ecoſſaiſe." Ganz Frankreich war ja dabei und ich ſelbſt konnte nur mit Mühe ein Plätzchen finden. Nie war die Erwartung wohl auf ein Meiſterwerk höher geſpannt. Ganze Stellen daraus wußte man bereits vor der Darſtellung auswendig. Endlich geht der Vorhang in die Höhe. Ich überlaſſe es Ihnen, ſich meinen bittern Gram auszumalen, als ich meinen ehrlichen Namen, ſelbſt meine unſcheinbare Kleidung, die ich jeden Tag zu tragen pflegte, dem Geſchrei des Pöbels blosgeſtellt ſah; als ich

einen ſolchen Gräuel auf mein Haupt gewälzt erblickte, das ich ja doch für ſchuldlos halten mußte. Ich will es nur geſtehen, — oft fragte ich mich ſelbſt, ob ich denn nicht vielleicht der Autor der „Pucelle“ ſey, ob ich denn wirklich ich wäre? ich, der Einzige, der es gewagt hatte, dem Ungeſchmacke und der Gottloſigkeit gegenüber zu treten. O, ich Unglücklicher! Da fühlte ich mich mit einem Male allein, verloren unter unverſöhnlichem Haſſe, ein erbarmungswürdiger Gegenſtand der öffentlichen Verſpottung, ein der Vernichtung geweihtes, verabſcheutes Haupt! — Aber am andern Morgen, als ich in meinem Dachſtübchen, — denn Sie werden wiſſen, daß Armuth mein Loos war und bleiben wird — als ich am andern Morgen es verſuchte, wie ein Unbetheiligter von dem neuen Stücke zu ſprechen, da ich an meine Pflicht dachte, eine gerechte und ernſte Kritik davon zu entwerfen, da fühlte ich mit einem Male, daß ich mich zu ſehr von der Verzweiflung hatte hinreißen laſſen. Da ſtand das Edle in meiner Stellung im ſchönſten Lichte vor mir. Ich lebte zwar in Elend und Entbehrung, Sie lebten in Reichthum und Glanz. Aber meine Lage war die Folge meiner Hingebung für die gerechteſte Sache; meine Dürftigkeit währte einen Tag, und mußte ſich bald

in lauten Triumph verwandeln; Ihr Reichthum und Ihr Ruhm hingegen ſollten mit Ihnen ihr Ende erreichen. Ja, mein Herr! mit Ihnen ihr Ende erreichen, das iſt das rechte Wort. Alles, was Sie mit ſo viel Kühnheit und Unverſchämtheit angreifen, wird wieder erſtehen, wenn Sie nicht mehr ſeyn werden. Shakespeare, dem Sie Ihren Drosman entlehnt haben, überragt ſchon ſo ſehr Ihren Ruf, daß Ihr ohnmächtiges Geſchrei gegen ihn und Ihre akademiſchen Manifeſte nichts mehr ausrichten werden. Marmontel, dem Sie erlaubten, von Boileau ſchlecht zu ſprechen, hat dieſes auf ſo unerhebliche Weiſe gethan, daß Sie ſelbſt es fühlen mußten. Schon beſchuldigt man Sie überall, in Ihren Dramen zu froſtig zu ſeyn, zu überſpannt in Ihren Oden; ſchon verändert ſich das Theater vor Ihren Augen, das Sie begründet zu haben wähnten, ohne Sie darum nur zu befragen; eben ſo geht es mit der Philoſophie, deren Haupt Sie zu ſeyn glaubten; eben ſo in den Wiſſenſchaften, die Ihnen in den wenigen Jahren ſo weit vorausgeeilt ſind."

„Ich täuſche mich nicht, Sie ſind längſt überflügelt auf der Bahn, die Sie ſelbſt eröffnet haben. Sie wären glücklich genug, wenn Sie jetzt einſehen lernten, was ich ſeit zwanzig Jahren wieder-

hole, daß in der Literatur, wie in der Moral, nur dann das Ziel erreicht werden kann, wenn man ſich darüber hinauswagt. Nun ſind wir Beide alt geworden, der Henker wie das Schlachtopfer, bald werden wir der folgenden Generation Platz machen müſſen. Ich hoffe feſt, daß wenn die Nachwelt Sie nicht gänzlich von jener Stelle verdrängt, auf die Sie ſich durch ſo vielfältige Mittel zu erheben gewußt, dieſelbe Nachwelt einem Manne einen kleinen Zoll von Achtung und Mitleid nicht verweigern werde, der, gleich mir, Jugend und Leben, Ruhe und Namen, alles, was er Schätzenswerthes beſaß, der traurigen Pflicht opferte, gegen Alle und allein jene geheiligten Wahrheiten und unverbrüchlichen Grundſätze zu vertreten, zu denen Frankrich ſtets zurückkommen muß, wenn es nicht aufhören will, Frankreich zu ſeyn! — Bei dieſen Worten entfernte ſich Freron; die Geſellſchaft blieb ſtumm und verlor ſich bald, über eine Zukunft nachdenkend, die noch Keinem eingefallen war. — Acht Tage darauf improviſirte Voltaire, den nichts wurmte, eines ſeiner beißendſten Epigramme gegen Martin Freron.

# Der Kritiker auf dem Lande.

Mein Kritiker ist nie aus Paris heraus gekommen. Nie hat er einen andern Wald gesehen als den Wald von Montmorency, der ganz bevölkert von Damen mit bunten Schärpen ist, die auf Eseln darin herumtrottiren. Im Fache der Landhäuser kennt mein Kritiker nur das Gasthaus „zum weißen Pferde," dessen Schild von Gerard gemalt ist und wo das Diner nach der Karte servirt wird. Ein Uebermaß der Civilisation! Der arme unglückliche Mensch weiß nichts von einem Wald voll dicker Bäume, von Weibern, die die Sonne verbrannt hat, und von einem Schlosse, mitten in gelblichen Kornfeldern und von rieselnden Bächen umgeben. Der arme Kritiker! Wenn man mit ihm manchmal von einem Landhause spricht, so denkt er sich immer eine italiänische Villa, einen Garten von einem halben Morgen, einen Wald von vier Gebüschen, Bauern, deren Jacken mit Schleifen be-

ſetzt ſind, und Bäuerinnen der komiſchen Oper, die ihm, einen Chor ſingend, entgegenkommen. O armer Kritiker! —

An einem ſchönen Morgen tritt der Müſſiggang ihn an, der liebenswürdige Gott, und ſetzt ihn auf's Pferd. Mein Kritiker nimmt Abſchied von Vaudeville, Oper und Melodrama; er verleiht der ganzen dramatiſchen Welt einige Reſpittage, ergreift den Zaum und nun vorwärts. Er galoppirt weit weg von allen neuen Dramen, von den letzten Sonnaten, den großen Namen von geſtern, und den Moden von morgen. Jetzt iſt er erſt ein Menſch geworden! Alſo vorwärts! der Himmel iſt ſo ſchön — immer vorwärts!

Er läßt die Barrieren hinter ſich und die Landhäuſer von vier Fuß Höhe, die im Winter in einem Meere von Schmutz, im Sommer in Wolken von Staul ſchwimmen. Weit hinter ihm flattern ſchon die Schleifen an den Hüten und Hauben der Bürgersfrauen, und er hört nicht mehr das Geſchrei der ſpielenden Kinder. Er reitet immer weiter! Mit mitleidigem Blicke ſieht er die vertrockneten Bäume der Landſtraße an, das dürre Gras in den Gräben, und die Bürger, die Schatten und Kühlung auf dieſer kahlen Chauſſee ſuchen. Je weiter er reitet, je mehr fühlt ſich mein Kri-

tiker zum Menſch werden. Er iſt ein Menſch wie die andern; ein Menſch, der zu Pferde ſitzt in freier Luft; ein Menſch, dem das Herz ſich aufthut, deſſen Seele ſich mit Bildern füllt, der Kopf mit Gedanken und die Lunge mit Sauerſtoffgas. Wahrhaftig! er kann getroſt immer ſo fort reiten und darf nicht fürchten, ſich den Schädel an dem Laden eines Verlegers, oder an der Thür eines Theaters einzurennen. Alſo immer vorwärts, mein luſtiger Kritiker! wir wollen dem armen Teufel ſeinen Moment der Ruhe und des Vergnügens auch einmal gönnen!

Welche Mühen und Beſchwerden ſchafft ſolch ein Schriftſtellerleben! welche immerwährende Anſtrengung des Geiſtes! welche unerhörte Verſchwendung von Lachen und Weinen, von Zorn und Mitleid! Welch ein Seelenerguß, welche Ergüſſe endlich von Witz, Muth, Unwille, Tugend, von Kenntniſſen und von Glückſeligkeit! Welche erbarmungswürdige Verſplitterung der edelſten Kräfte! Das Schriftſtellerleben umgiebt ſich mit Leidenſchaften aller Art, mit Haß, mit Satyren, mit Eiferſüchteleien, mit Eitelkeiten, aber auch mit Glück ſo mannichfacher Art; und in dieſem Schriftſtellerleben bemerkt man ganz unten — ganz unten, tief unter den Dichtern — ganz unten, tief unter

dem Drama — ganz tief unter der Komödie — noch tiefer — wie gräßlich! tief unter dem Vaudeville — da ſitzt der Kritiker — oder nein, er hockt vielmehr auf der letzten Sproſſe der literariſchen Leiter. Der Kritiker, der beſtändig aufhorcht, was hoch über ihm geſagt, gedacht und erfunden wird! Alſo ſeyd gnädig ſeiner Ruhe eines Tages! Und du, mein gutes Roß, wiſſe, daß du einen Kritiker zu tragen haſt; und ihr grünen Wieſen, friſche Quellen, Bäche und Schlöſſer, wiſſet, daß ihr einen Kritiker empfangen ſollt; ein Kritiker ſtreckt euch den Arm entgegen, ein ganz neues Etwas! ein Unglück, das ihr noch gar nicht gekannt habt, eine Krankheit, die ihr noch nie heiltet! Alſo ſeyd ihm günſtig und gnädig für dieſen einzigen Tag!

Andern gewöhnlichen Menſchen, einem Könige, Beamten, Banquier, iſt das Land nur der Uebergang von dem Geſchäfte zur Ruhe, vom Sonnabende zum Montage, ein Vorwand zum Müſſiggange, nichts weiter! Auf ſeinem Landhauſe iſt der Advokat voll von ſeinem Prozeſſe, der Richter arbeitet ſein Urtheil aus, die Kokette trinkt Milch, um ihren Teint aufzufriſchen und ſelbſt ein Gerichtsdiener würde nur immer von Wechſel, Proteſt und Arreſt träumen. Das Land ändert durchaus nichts in den Sitten und Gewohnheiten.

Alle Tagesgeſchäfte ſetzen ſich mit dieſen Glücklichen in den Wagen und von dem Landleben, das ſie ſuchen, nehmen ſie nur ſo viel, als ſie nöthig zu haben glauben: ein friſchgelegtes Ei, eine Roſe, einen Spaziergang im Gehölz oder eine Parthie Billard. Alles, was ſie morgen in der Stadt thun werden, das thun ſie heute auf dem Lande auch. Nur der Kritiker, wenn der einmal auf das Land geht, entſchält ſich ſeiner Leidenſchaften und Obliegenheiten. Er wirft völlig ſeine Haut ab. Geſtern noch war er ſehr viel, und heute iſt er gar nichts mehr! Alle bleiben auf dem Lande, was ſie in der Stadt waren, nur der Kritiker nicht. Nicht einmal Kritiker will er mehr ſeyn. Alles weicht von ihm, was ihm angehörte: ſeine Sarkasmen, ſein Tadel, ſelbſt ſein Lob, das Ding, das die Menſchen eben ſo leicht hinnehmen, wie das Glück, ohne dabei zu fragen, wo das wohl herkäme. Aber gleichviel — unſer Kritiker iſt nun einmal ſo! Er läßt ſeine Haut am Wege liegen, unbekümmert wer ſie aufnimmt. „Da habt Ihr meine Haut und meine kritiſche Peitſche! wer will ſie?“

Er aber ſchweift umher, ſo luſtig und windig, ſo ſchäkernd und lachend, der gute Kerl! Iſt er ſo eine gute Weile geritten, ſo hält er ſein Pferd

an. Er und ſein Pferd wollen einmal ausruhen. Er ſetzt ſich an einen plumpen, ungedeckten Tiſch, er ißt mit Eifen, er koſtet Birne und Käſe.

„Ach! welch ein vortrefflicher Käſe, Frau Wirthin! Was iſt das für ein Käſe?“

„Das iſt Käſe von Brie, mein Herr!“ Und mein Kritiker läßt den Käſe aus der Hand fallen.

„Aber man ißt ja Käſe von Brie in Paris?“

„Und hier ſind Sie in Brie,“ ſagt die Frau und betrachtet meinen Kritiker ganz erſtaunt.

Und der Kritiker bricht darüber in die ausgelaſſenſte Freude los.

„Ich bin in Brie, in dem Vaterlande des Käſes von Brie, in Brie, mitten in Brie! Sogleich ſattelt mein Pferd, damit ich weiter reiſen kann.“

Und noch ein Stückchen Käſe, noch einen Schluck Wein und mein Kritiker ſitzt wieder auf und fort iſt er.

Ach armer Mann, armer Mann! er, der immer auf dem Anſtand lauert, wenn es etwas Neues giebt; der ſtets weiß, was geſagt und geſungen wird, was man aus Marmor, aus Gold und Silber verfertigt; was man aus Tönen oder Farben ſchafft; er, der Alles ſieht, Sitten, Induſtrie, Geſchichte, Drama, Vergangenheit, Gegenwart

und Zukunft, er erſtaunt nun hier auf der Landſtraße über alles, was er ſieht, über alles, was er hört; er erſtaunt beſonders darüber, daß er Etwas bewundern kann und dabei ſich ſo glücklich fühlt. Aber wie bewundert er auch! Welches Getraide, welche Wieſen, welche Heerden! Zu gleicher Zeit erſtaunt er über das, was er ſieht und was er nicht ſieht. Zum Beiſpiel: Er kommt an einen Ort, wo ſich vier Wege freundſchaftlich kreuzen und wo ein kleiner Pfad der großen Landſtraße gleichſam die Wange küßt, die geradezu, ſtolz und vornehm den Berg hinanläuft, wie eine junge Frau, die der Mann zur Herzogin gemacht hat; an dieſem Kreuzwege ſteht ein Schäfer, auf ſeinen Stock geſtützt, vor ſich hinſchauend; ein Gegenſtand des doppelten Verwunderns für unſern Kritiker. Denn dieſer Schäfer iſt ein großer Schlingel, der ſechs Fuß hat, dabei ſtark und wollig wie ſeine Schaafe. Er hat keinen Schäferſtab, aber zwei Hunde, die nun herbeikommen, mit hängendem Schweif, mit geſpaltener Naſe und langen Ohren. Alle Teufel! Alſo giebt es wirklich Schäferhunde, häßliche, ſtruppige, wachſame, wahrhaftige Hunde! Virgil hat alſo nicht gelogen; der Hund beweiſt den Schäfer; ohne Hund wäre der Schäfer ein Unding; ſo erinnert ſich der Kritiker Virgils, deſſen Hirten-

gedichte ſeine Erziehung einſt begonnen haben. Seinen erſten Geſchmacksunterricht ſchöpfte er aus den zehn Eclogen. Dann betrat er das blumige Gehege der Bukoliken. Welchen ſchönen Weg ſchlug er nicht ein, um endlich zu Guiraud's Tragödien, Ancelot's Dichtungen und Brazier's Vaudevillen zu gelangen! — „Das beweiſt jedoch Alles nichts gegen die Exiſtenz der Schäferhunde," ſpricht der Kritiker vor ſich hin, indem er weiter reitet.

Und er erſtaunt immer mehr. Ueber die Sonne, die ihn einſtäubt, ihn — der nur gewohnt iſt, in den beſprützten Alleen des Bois-de-Boulogne zu luſtwandeln. Die Glocke zum Ave Maria macht ihn ſtaunen, denn er iſt ein Zweifler, und betet leider nicht zur heiligen Jungfrau. — Ein Bauer erregt ſein Staunen, denn er hatte bis dahin nur Landleute aus Belleville geſehen. Alles überraſcht ihn, die Aepfel am Baume, der Duft des Pachthofes, das gakkernde Huhn, der emporſchwebende Rauch, die unbedeutendſten Wirkungen von Licht und Schall, von Ruhe und Stille. Er bleibt vor einem Ochſen ſtehen und bewundert dieſen Ochſen; er, der nicht einmal Mamſell Djeck, den Elephanten, noch Mathevet, den Alciden, bewundern konnte. Vor einem daliegenden Pfluge würde er das Zeichen des Kreuzes machen. Eine Gans hält

er für einen Schwan und ein Rebhuhn für einen Goldfaſan, er — der die Taglioni doch ſogleich aus dem Balletcorps herauskennt.

Alles aber hier iſt ſo neu, ungekannt und natürlich für den Kritiker, der Alles weiß! — Armer, gelehrter Kritiker! —

Der arme Mann! die ganze Natur ward ihm von der Wiege an verdorben. Wie er noch ein Kind war, hat man ihm die Kinder verekelt in dem Theater von Comte, wo die Kinder ſich ſchminken und falſch ſingen; als Jüngling haben ihm die Vaudevillenmacher die Griſetten und die kleinen Kunſtdirnchen verdorben; hierauf hat ihm das Gymnaſe die großen Damen und die ſchönen Fräulein verleidet; was nun das Vaudeville und Gymnaſe noch übrig ließen, hat die Oper über ſich genommen. Dieſe hat dem Kritiker ſo die Natur verdorben, wie jene ihm die Geſellſchaft verekelt haben. Statt des Frühlings gab ihm die Oper gemalte Leinwand, ſtatt des Vogelgeſangs die Kehle der Madam Damoreau, ſtatt ſtürzender Kaskaden Walzen von Gaze, ſtatt Wolken Pappendeckel, ſtatt Donnerſturm Kupferplatten; kurz, die Oper verdarb ihm die phyſiſche und das Vaudeville die moraliſche Natur. —

Wenn nun dann und wann andre Menſchen

dieſen beiden ſchrecklichen Naturen des Vaudevilles und der Oper entlaufen können; wenn Einige nach Florenz und Neapel gehen, oder nach der Schweiz, obgleich dieſe ſchon ein wenig an's Gymnaſe ſtreift, oder mindeſtens nach Berry oder der Normandie, mit einem Worte, Etwas, das doch Etwas ähnlich ſieht, ſo iſt der Kritiker allein, von allen Menſchen, ohne Raſt und Ruhe, an jene beiden entſetzlichen und verfälſchten Naturen, die Komödie und die gemalte Leinwand, gefeſſelt. Dialog und Lied, das iſt ſein Reich, das iſt ſein Italien, ſein Veſuv; der Kritiker iſt am Ende nur allein da für jene Dinge, er verleiht ihnen nur einigen Werth, auf ihm ruht das Ganze, was man Kunſt nennt; er iſt der Sclave jener Welt von Vorhängen, Kuliſſen, Orcheſter, Schauſpielern und Souffleurs, dafür lebt er — dafür ſtirbt er. Denn wie ſollte er einer andern Natur nicht huldigen, wenn er eine andre kännte? Aber da er ſich nun zu einem geſchickten Kenner der falſchen Natur emporgehoben hat, wie kann man von ihm verlangen, daß er etwas von der wahren verſtehe? Dieſe wahre Natur, die einen jungfräulichen Verſtand, eine reine Seele, ein unſchuldiges Herz verlangt. Jean Jacques Rouſſeau, Chateaubriand, Lamartine! Lebe wohl, du wahre Natur! Wir

wollen uns daran halten, was wir verſtehen; unſre Natur iſt Montmorency und die Oper! — O, armer Kritiker!

Unſer Mann kommt aber nach einem Hauſe, wo man ihn lange ſchon erwartet. Er ſchreitet über einen weiten Hof voll Düngerhaufen, und glucksender Hennen und bellender Hunde; im Winkel iſt eine Pfütze mit ſchnatternden Enten; die Thür der Wohnung iſt mitten in dieſem Hofe.

„Das iſt," ſpricht der Kritiker, „eine ländliche Wohnung, die gar nicht ſo ausſieht, wie Herr Ciceri ſie macht."

Bei dieſen Worten tritt er zufällig in ein Loch, das mit ſchmutzigem Waſſer angefüllt iſt.

Er beſieht ſeinen Stiefel und ſagt: „Nie würde Herr Allan mit ſolchen Stiefeln auftreten."

Trotz dieſes Stiefels wird unſer Kritiker gut aufgenommen. Er ſetzt ſich an den Tiſch und ißt; er legt ſich in's Bett und ſchläft, und alles dies geſchieht, ohne daß auch nur ein einziges Couplet geſungen worden wäre! —

Im Schlafe aber kommt ihm die Luſt an, eine Melodie aus der „Stummen" zu ſingen — und das war recht! — Andern Tages, ſehr früh, läßt er ſich ſeinen Mantelſack bringen. Er nimmt daraus ein weißes Pantalon, ſeidene Strümpfe,

ein blumiges Sammtgilet, ein grünes Kleid, kanariengelbe Handschuhe, eine schwarze Halsbinde und Reitpeitsche, und sieht sich dann in den Spiegel. — „Ich wollte wohl, daß mich Mamsell Leontine Fay in diesem Aufzug sehe“ — sagt er zu sich selbst. —

Er geht hinab — das heißt: er glaubt nun in das Besuchzimmer hinabzugehen, wo er Justine im runden Häubchen finden wird, wie sie Spitzen klöppelt oder mit Lafleur spricht. Aber nein — das Kammermädchen Justine ist im Vorzimmer, und der eigentliche Lafleur heißt in diesem Hause Gabriel oder Hanns. Da er nun das Besuchzimmer leer findet, so tritt er in die Hausflur. Und was findet er hier? Sie glauben vielleicht sehr modisch und elegant gekleidete Herren? O nicht doch — sie haben Lederkamaschen, grobe Schuhe und blaue Hemden an.

Wie diese unsern Kritiker in seidenen Strümpfen erblicken, lassen sie ein wieherndes Gelächter erschallen.

„Was für eine Maskerade?“ schrien sie, „fort, ausgezogen und wieder ins Bett gelegt — es ist noch zu früh für Sie.“ —

Er wird bei den Schultern gepackt und schäkernd zur Thür hinausgeschoben.

Er aber legt ſich an's Fenſter, ſtatt in's Bett, um die Jäger fortziehen zu ſehen.

Dieſe gehen mit der Flinte auf der Achſel, von Dienern zu Pferd und einer Meute begleitet, vorüber. Einer der Diener bläſt das Jagdhorn und das Echo ſchallt aus der Ferne.

„Das iſt wahrhaftig gerade wie in der Tentation," ſagt der Kritiker, „da ſind Pferde, das iſt eine Meute, da iſt das Horn!"

Indem er ſo ſpricht, erkennt er in dem Horniſten einen Muſiker der großen Oper. Voll Zorn wirft er das Fenſter zu.

„Das iſt eine Fopperei von dieſen Herren," ſagt er, „es giebt keine Hörner, keine Pferde, keine Diener zu Pferde, als nur in der großen Oper."

Er muß ausgehen — und geht gerade vor ſich hin. Er bewundert die Schönheit und das Alter der Bäume. Die Morgenſonne kann kaum durch die grünnen Laubkuppeln dringen. Die Pfade ſchlängeln ſich zu den Füßen dieſer hundertjährigen Eichen. Er hört die Töne des Wildes neben ſich.

Ein Bauer erzählt ihm, daß zweitauſend Morgen dieſes alten, bemooſten Gehölzes einem und demſelben Herren zugehören.

„Ich vermeinte," ſagt der Kritiker zum Bauer, „daß man alle alten Eichen in Frankreich nieder-

gehauen habe, und daß das große Eigenthum gar nicht mehr vorhanden ſey.“

Und der Bauer lacht ihm in's Geſicht.

Wie er in's Schloß zurückkehrt, ſieht er zweierlei mit Verwunderung. Einige Fiſcher tragen in ihren Netzen Karpfen, Krebſe, Hechte und andere Arten von Fiſchen.

„Alſo iſt es wahr, daß in den Gräben und Teichen Fiſche ſich aufhalten?“ ſagt er. Zur ſelben Zeit bringen die Jäger einen Zehenender herbei, der weinend verendete. Er hat noch die Thränen im Auge.

„Alſo iſt es wirklich wahr, daß es Hirſche mit zehn Enden giebt, die vor dem Verenden weinen!“

Unſer Kritiker fällt aus den Wolken. — Während die Jäger langſam daher kommen, läßt der Muſiker eine Fanfare erſchallen, die melodiſch anfängt und dann zuletzt in lang verhallenden, melancholiſchen Tönen ausgeht. Der Kritiker hört ihm mit Begeiſterung zu.

„So muß man Horn blaſen,“ ſpricht er, „ſo liebe ich die Fanfare! In der Oper haben Sie es nicht ſo ſchön gemacht, mein Herr!“

Der Muſiker, der ſich hier nicht kritiſiren laſſen wollte und ſich über den Kritiker gern luſtig gemacht hätte, war doch noch ſo artig, ihm zu er-

widern: „Sagen Sie lieber: in der Oper fehlt auch ein ſolcher Wald, und ſolche Jäger, ein ſolch todter Hirſch, und keuchende Hunde, ein Echo, das immer antwortet, und ein Kritiker, der zuhört, um zuzuhören, und nicht um zu kritiſiren.“ Dabei lächelte er.

Dann ſtieß er wieder einige Male in's Horn und ging, „Halali! Halali!“ rufend, in's Schloß. — Der Kritiker folgte ihm und dachte bei ſich ſelbſt, daß ſein Geſchäft als Kritiker ihm doch das Jagdhorn ein wenig verleide. Die Damen waren bereits aufgeſtanden und im Beſuchzimmer. Nun fiel unglücklicherweiſe unſerm Kritiker wieder mit aller Macht das Gymnaſe ein.

Wie er in das Zimmer trat, machte er die Augen ſo groß auf als er konnte, aber er bemerkte nichts von jenen Leuten, deren oberſter Richter er ſtets geweſen war. Es waren weder ihre Koſtüme, noch ihre Sprache, noch ihre Beſchäftigungen.

Nicht eine von dieſen Damen trug eine grüne Schürze, wie Mamſell Despreaux, mit einem Leibchen und mit gezackten Spitzen beſetzt; keine hatte Roſaſchleifen in den Haaren, wie Mamſell Jenny Colon; keine zeichnete mit ſchwarzer Kreide, wie Mamſell Leontine Fay. Im ganzen Zimmer bemerkte man weder Guittarre noch Harfe, keines

jener Komödieninstrumente; alle diese Damen, junge wie alte, waren von Luft und Sonne etwas gebräunt, sie schwatzten von diesem und jenem und arbeiteten mit der Nadel; Alles dabei höchst ungezwungen und absichtlos.

Der Kritiker forschte hin und her, aber umsonst, Er fand keinen Vetter, noch Liebhaber, besonders keinen Vormund und unverheiratheten Onkel, kurz gar nichts von der Scribe'schen Komödie! Als die Glocke läutete, ging man zum Frühstück, und während desselben sprach man weder von Milch, noch von Butter, noch von Hühnern und andern ländlichen Gegenständen, wie man das in „Malvina," im „schönsten Tag meines Lebens" und in „Madam Gibau und Madam Pochet" hören kann. Der Kritiker war ganz außer sich, nicht so sprechen zu hören, wie Scribe, Melesville, Bouilly, Ancelot und besonders Bonjour sprechen.

Er war über diese Erfahrungen sehr erfreut und beschloß, um sie noch mehr zu bereichern, auch ein Liebhabertheater zu besuchen. Es war ein solches nur zwei Stunden entfernt, und er ging ganz langsam hin — aber man sagte ihm, daß — wenn er so kröche, so würde er keinen Platz mehr bekommen. Und richtig, das Theater war voll, wie er hinkam. Noch ehe das Stück begonnen

hatte, hörte man ſchon andächtig zu. Endlich hob ſich der Vorhang. Die Schauſpieler waren jung und geiſtreich; die Schauſpielerinnen jung, hübſch und blühend; man ſpielte ohne Pretenſion, mit Gefühl, Heiterkeit und Leichtigkeit; Alle waren allerliebſt. Das Parterre applaudirte von ganzem Herzen, und unſer Kritiker wußte ſich gar nicht das Vergnügen zu erklären, das er in dieſem Theater empfunden hatte.

„Aber ſehen Sie denn nicht, daß Sie wie ein Bonhomme hiehergekommen ſind, und daß man es ſtets ſeyn muß, wenn man einige Illuſion auf dieſer Welt genießen will?“ —

„Wie Schade,“ dachte der Kritiker, „daß ich nicht immer ein Bonhomme ſeyn darf“ — und er hätte hinzufügen können — „wie Schade, daß nur immer Leute vom Handwerk bei uns Komödie ſpielen.“

Ganzer vierzehn Tage lang gab es für ihn nur Ueberraſchungen, und während dieſer Zeit machte er unzählige Entdeckungen im Gebiete der ächten Wahrheit; er gelangte zu unerhörter Erkenntniß und plötzlicher Offenbarung. In vierzehn Tagen begriff er beſſer, als durch die zehntauſend dreihundert Komödien und Vaudevillen, die er in ſeinem Leben geſehen hatte, worin eigentlich Ge-

ſellſchaft, Natur und dramatiſche Illuſion beſtänden; er begriff, daß das Theater auf ſeinen Abwegen eigentlich die Geſellſchaft verläumdet hatte, daß dieſe nicht jenes geſchminkte, einfältige, falſche und prätentiöſe Ding ſey, wie man es auf dem Theater ſieht; daß die jungen Mädchen ſich nicht jenes plumpen, ſentimentalen Jargons bedienten; daß verheirathete Frauen nicht die bizarren und verbrecheriſchen Neigungen in ihrem Herzen bewahrten; daß die Männer nicht lächerliche Emporkömmlinge oder aufgeblaſene Helden ſeyen, wie man ſie auf dem Theater erblickte; daß die Geſellſchaft endlich viel mehr Anmuth, Grazie, eng Verbindendes, Geſchmeidiges und Uneigennütziges beſitze, weit mehr rechtliche und aufrichtige Gefühle hege, als Scribe und ſeine Mitarbeiter ihr zuzutheilen pflegten; dies Alles begriff er im Augenblick, ſo wie auch, daß man die Bedienten entſtellt habe, indem man ſie treu, und voll Eifer und Hingebung für ihre Herrſchaft ſchilderte, eben ſo die Kammermädchen, denen man Eleganz, Manieren, Tonrnüre und Redensarten ihrer Damen verlieh; daß man mithin Alles verdorben hatte, was nur auf dieſer Welt zu verderben geweſen war, und daß man auf Rechnung dieſer Welt recht wacker gelogen; daß man am Schluſſe den Nota-

rius immer kommen ließ, ſtatt zu ihm hinzugehen, wie es doch überall gebräuchlich iſt; daß man log, indem man Mitgaben von einer halben Million den erſten Beſten, der es gerathe nöthig hatte, finden ließ; daß man log, indem man in einem Drama die Kreuz und Queere mit ſo vielen Duells, Entführungen, Ehebrüchen und Verluſten im Spiel herumwarf — kurz, daß man immer und in allen Stücken zu lügen bemüht geweſen war. Beſonders entdeckte er noch eine Lüge in dem Karakter eines alten Militärs ohne Furcht und ohne Tadel, mit einem Stelzfuß und in der Fouragier-Kappe, welcher ſtets der Freund und Rathgeber ſeines Herrn iſt, dem Hauſe treu ergeben, und zwar keinen beſondern Dienſt verſieht, aber ſich zu Allem gebrauchen läßt. Unſer Kritiker gab ſich alle Mühe, aber er fand vier Meilen in der Runde keinen einzigen alten Militär von dieſem Schlage. —

Was nun die phyſiſche Natur anging, ſo bemerkte er, daß die Autoren, ſo wie die Dekorateurs, eben ſo dieſe wie die Geſellſchaft belogen und entſtellt hatten.

Als der Kritiker durch eine elegante Familie in Paris auf's Land geladen wurde, da vermuthete er, daß er, wie im Gymnaſe oder in Montmorency, ein hübſches, italiäniſches Haus mit

Gallerien und Pavillon antreffen würde; aber er fand ein altes Gebäude, aus rohen Backsteinen und Quadern erbaut, ein großes Buchweitzenfeld ſtatt des engliſchen Gartens; einen Weiher mit Fiſchen ſtatt des obligaten Fluſſes des Herrn Bayard, und das Tambourin des Herrn Sewrin erſetzte das Horn der Kuhhirten; eben ſo ſchwer ward es ihm, auch nur eine Bank oder ein Gitter aufzufinden, das grün angeſtrichen geweſen wäre, wie am Morgen eine grüne Schürze. Dies ſtieß ihn ganz und gar vor den Kopf. —

So kam es, daß dieſe Landparthie, die er nur zum Vergnügen gemacht hatte, ihm von großem Vortheile für ſeine Kunſt wurde. Er kehrte von dem alten Schloſſe zu ſeinen Theatern zurück, mehr als je eingenommen gegen das Couplet, gegen den Schein der Lampen und die Schminke der Schauſpieler, und zwar ſo ſehr, daß der erbitterte Krieg, den er mit dem Theater und Herrn Scribe bis jetzt geführt hatte, ihn zwar ſehr zufrieden ſtellte, aber ihm jetzt ein wenig zu matt und kleinlich vorkam. Er weinte vor Wuth, durch dieſe Komödienliebſchaften und Komödienheirathen, durch dieſen Komödienwitz, von dieſer Komödienwelt, in dieſen Komödienkoſtümen ſo lange gefoppt worden zu ſeyn. Der arme Menſch! er ging zur

Erholung auf's Land und mußte nun seine poetischen Studien von vorne beginnen. Aber, ich weiß nicht, ob meine Leser es wissen, und wenn sie es nicht wissen, mögen sie es hier erfahren: ich glaube, daß in unsern Tagen, eine Poetik schwerer zu machen ist, als eine Konstitution. —

Als er in die Stadt zurückgekehrt war, ging er, obgleich mit Widerwillen, in die Theater und zu den Buchhändlern, um das Neue der letzten vierzehn Tage zu sehen und zu hören. Man antwortete ihm, daß alle Neuigkeiten bereits in der Geburt gestorben seyen, worüber er sich nicht sehr betrübte, weil er auf diese Weise seiner Mühe enthoben worden war.

Wie ihn dann seine Freunde fragten, was er auf der Reise gesehen, antwortete er ihnen mit einem tiefen Seufzer: „Ach, meine Freunde, viel mehr, als ich mir jemals hatte träumen lassen! Ein Dorf habe ich gesehen, worin Düngerhaufen lagen, Scheunen mit Getraide, Schnitter, die nach Knoblauch rochen, junge Liebhaber von zwanzig Jahren, Liebhaberinnen, die noch alle Zähne und eigene Haare hatten; eine Unterhaltung ohne Couplet und einen Hornisten der großen Oper, dem die Hunde vor Vergnügen nachheulten. —

Fragte man dann wohl noch weiter und war

er unter vertrauten Freunden, ſo pflegte er auch wohl noch eine Geſchichte hinzuzufügen, die ihn ſehr frappirt hatte:

„Ich fand ein Horniſſenneſt in einem hohlen Baume,“ ſagte er, „und öffnete es — da fand ich Wachs und Honig darin, die den Neid einer Biene erregt haben würden.“

Dies waren alle ſeine Erfahrungen. Hierauf nahm er wieder ſeine elende Handtierung vor und mit ihrer Hülfe hatte er in drei Monaten Dorf, Schnitter, die jungen Liebhaber und Liebhaberinnen, ſo wie die Horniſſen, welche ſo geſchickt wie Bienen waren, rein vergeſſen; Dank ſey es dem Gymnaſe, dem Vaudeville, den Varietés, den Opern und den Schriftſtellern von heute und geſtern! —

# Voltaire und Frau v. Pompadour.

Man hat ein sehr wichtiges Ereigniß während der Regierung Ludwigs XV. nicht gehörig gewürdigt. Nämlich als der Marquis von Argenson und Frau von Pompadour, zwei mächtige Minister, zu gleicher Zeit von einer so heftigen Augenentzündung befallen wurden, daß sie einäugig, er aber vollkommen blind danach wurden. Man denke sich die Verlegenheit eines Königs zwischen diesen beiden unerwarteten Blindheiten, der selbst von Jugend auf nie mit seinen eigenen Augen zu sehen gewohnt war. Die Geschichte meldet uns jedoch nichts über seine Betrübniß, die er dabei empfand; wir erfahren nur durch sie, daß Frau von Pompadour sich sehr bald wieder erholte; die beklagenswerthe Verwaltung jener Tage läßt uns jedoch vermuthen, daß der andere Minister niemals wieder sehend wurde.

Die Nachricht jenes betrübenden Zufalls verbrei-

tete ſich jedoch alsbald, und da Frau von Pompadour die Beſchützerin der Wiſſenſchaften und der Philoſophie war, ſo machten dieſe große Anſtrengungen, um ihre Wohlthäterin gehörig zu beklagen. In der That herrſchte am Hofe Ludwigs XV. eine ſo tiefe Verachtung alles deſſen, was Literatur hieß, und ein ſo heftiger Zorn gegen das Aufdämmern einer jungen Philoſophie, daß ohne Frau von Pompadour man es nie gewagt haben würde, über dieſe beiden Gegenſtände am Hofe zu ſprechen.

Aber ihr Geiſt und Takt, ſo wie ihr großer Hang nach Zerſtreuungen, während einer ſo zweideutigen, ſchwankenden und monotonen Regierung, hatte die ſchöne Frau von Etioles wohl fühlen laſſen, daß die Kunſt, der Witz und die Spiele der Bühne etwas Geiſtreiches und ſelbſt Nützliches ſeyn konnten, und daher beſchützte ſie die Gelehrten mit ihrem ganzen Kredite, der ſelbſt den verſchiedenartigſten Kapricen unterworfen war. Durch ſie ward Voltaire, wie er ſelbſt geſteht, eins der unnützen Mitglieder der Akademie, nachdem der Biſchof von Mirepoix dazu ernannt worden war; durch ſie kam der Herzog von Nivernais, ein ziemlicher Dichter und geiſtreicher Kopf, auf den Geſandtſchaftspoſten nach Berlin; und ſie war es, die den Herrn von Bernis, Verfaſſer von hübſchen

kleinen Gedichten, die wir aber jetzt nicht mehr lesen, nach Venedig sandte, um von dort als Kardinal und Staatsminister zurückzukehren.

So nahm denn diese merkwürdige Frau, die nur von niederer Herkunft, die edle Frau Marquise von Chateauroux und die schöne Herzogin von Lauraguais verdrängt hatte, eine so hohe Stelle ein, die man damals als eine Stelle im Staate betrachten durfte, und bemächtigte sich einer der schönsten Pflichten ihres königlichen Liebhabers, nämlich: die Wissenschaft zu schützen und zu befördern, fast in eben so hohem Grade wie Ludwig XIV., welches gewiß viel sagen will.

Man wird leicht denken können, daß Voltaire bei der ersten Kunde von der Krankheit seiner Beschützerin, der Gebieterin über alle seine Mußestunden, sogleich herbeieilte, um mit seinem Dichter- und Erzählertalente die langen Stunden übler Laune zu zerstreuen, welche die junge, hübsche Frau im Bette und im zweifelhaften Halblichte der Alkove, im Vorgefühle einer möglichen Entstellung hinbringen mußte. Frau von Pompadour besaß ein Haus in **Choisy-le-Roi**, einem armen Dorfe, das durch sie jedoch zu einem zweiten Versailles erhoben worden war, und wo man noch die schöne, breite Straße bemerken kann, auf wel-

cher der Geliebte, beim Rückkehren von der Jagd, zu seiner Geliebten zu kommen pflegte.

In diesem Palaste, dessen Stelle heute einfache und bescheidene Bürgerwohnungen einnehmen, war es, wo Voltaire erschien, um seiner Gebieterin den Hof zu machen. Er hatte damals noch das ganze Feuer seiner Jugend, sein Auge war lebhaft und muthig, seine Lippen schmal und purpurn, und das später an ihm bemerkbare, so seltsame, geistreiche und sardonische Lächeln bildete bereits ganz leichte Furchen um dieselben; er schwebt mir ganz vor den Augen mit seinem feingebauten Beine, dem zierlichen Wuchse und seinen künstlich gepuderten Haaren, kurz in der Haltung eines jungen Menschen von gutem Tone und schönem Benehmen, den Ninon de l'Enclos als Kind erzogen hatte, der einst mit dem Herzoge von Orleans, dem Regenten, wie mit einem Akademiker sprach, und der damals nichts Geringeres war, als ein Kammerherr des Königs und erster epischer Dichter Frankreichs, ohne anzuführen, daß er bereits anfing, für den ersten Kopf im ganzen Lande zu gelten.

Deshalb mehr noch, wie seiner andern Eigenschaften wegen, ward er von Frau von Pompadour ausgezeichnet. Und wie die schöne und tadelsüchtige Marquise sehr richtig und natürlich bemerkte,

und wie es sich seitdem auch bestätigt hat, so wollte sie alle ernsten Dichtungen und Trauerspiele Voltaire's für eine Einzige seiner Erzählungen hingeben; und diese Erzählungen mußten in der That für eine Dame, die mit einem so rückgängigen Fürsten, wie Ludwig XV., auf vertrautem Fuße lebte, eine sehr überraschende und unerhörte Erscheinung seyn.

Diesmal, um dem großen Uebel auch ein großes Mittel entgegenzusetzen, hatte Voltaire seiner reizenden und difficilen Beschützerin den Candide mitgebracht. Seinen Candide in Person, lebhaft, boshaft, spöttisch, dessen verzweifelnde Gutmüthigkeit aller satyrischen Wuth des Rabelais gleich kommt; Candide, der befremdliche Held, um den sich alle Uebel, alle Geißeln des Menschengeschlechts gruppiren, und der, nachdem er Alles, was man nur seyn kann, gewesen war: Soldat, Jesuit, reich, arm, Philosoph, Hofmeister, am Schlusse so wie alle jene Menschen endet, die sich verheirathen, und dann damit nur desto zufriedener ist.

Dies war nun ein köstliches Mittel gegen eine Weiberkrankheit; und gleich bei den ersten Seiten lachte Frau von Pompadour, die sich vor einem simpeln Sterblichen keinen Zwang auferlegte, dergestalt, daß sie ihrer Krankheit vergaß, und ihres

noch immer entzündeten Auges; daß ſie nicht mehr an ihre Arme dachte, die ihres Gleichen in Frankreich vergebens ſuchten, noch an ihre nackte, weiße, feſte und jugendliche Bruſt, die ſie dem ganzen Hofe nur an großen Galatagen zu zeigen pflegte, die aber Ludwig XV. allein unter vier Augen zu ſehen das Recht hatte.

Zu dem Vergnügen, das ihr dieſes lebhafte und pittoreske Gemälde verſchaffte, geſellte ſich noch für Frau von Pompadour die unausſprechliche Luſt den unbeugſamen J. J. Rouſſeau lächerlich gemacht zu ſehen, der es gewagt hatte, zu ſchreiben: daß die Frau eines Kohlenbrenners der Maitreſſe eines Prinzen vorzuziehen ſey.

Mitten unter dieſer Unzahl von guten Witzen vergaß die regierende Maitreſſe, auf Augenblicke, ganz den Hof und ließ ſich wie unbewußt zu ihren frühern bürgerlichen Geſinnungen herab. Sie applaudirte wie ausgelaſſen den Sarkasmen, die ſich gegen Alles auflehnten, was mächtig in der Welt war, und huldigte ſo der hinreißenden Gewalt des Styls, dem Intereſſe der Erfindung und der kräftigen und anmuthigen Erſcheinung Voltaire's. —

Beim 26ſten Kapitel jedoch, bei der berüchtigten Wirthshausſcene, wo Candide mit ſechs entthron-

ten Königen und vier hochfürſtlichen Durchlauchten bei Tiſche ſitzt und ſie kaum eines Blickes würdigt, verlangte Frau v. Pompadour, daß Voltaire einhalte, und dieſer, der nichts ſo ſehr wünſchte, als das ſchöne Weib in dem vollſtändigſten Negligé einer Marquiſe, die ſich deſſen ganz ohne Umſtände zu bedienen verſteht, ohne alle Einmiſchung eines andern Dienſtes zu betrachten, legte ſchnell ſein Manuſcript aus der Hand und rief ſeine ganze Geiſtesgegenwart zu Hülfe.

„Sechs entthronte Könige in der Schenk, Voltaire!“ rief die Pompadour aus, „wo denken Sie hin, mein Freund; wenn Sie das drucken laſſen, ſo fürchte ich, daß auch Sie ihren Karneval in Venedig werden zubringen müſſen.“

„Wenn dies der Fall wäre, Madame,“ erwiderte Voltaire, „ſo habe ich nichts Beſſeres zu thun, als eben auch König zu werden, und ich geſtehe, daß ich mehr als einmal ſchon daran gedacht habe.“

„Und in welchem Welttheile werden Ew. Majeſtät Ihre Staaten wählen?“ fragte lächelnd die Marquiſe.

„Meine Staaten?“ wiederholte Voltaire mit ſtrengem Ernſte, „wenn ich ein ſchöneres Land kennen würde, wie Frankreich, ſo würde ich dieſes

wählen; aber Frankreich genügt mir und habe ich das erſt, ſo wird ſich das Weitere ſchon finden.“

„O hört ihn doch, Candide! Cacambo! und Du, ehrwürdiger Pangloß!“ rief die Marquiſe aus, indem ſie die Arme zum Himmel hob. „Alles iſt in der beſten Welt am beſten und hier unſer guter Voltaire wird darum eine Majeſtät werden!“

„Ja, Madame,“ ſprach Voltaire, raſch aufſtehend, wobei er faſt ein koſtbares Porzellanſervice umgeworfen hätte, „ja, eine ſehr vollſtändige und gehörig karakteriſirte Majeſtät! Ich denke wahrlich ſchon lange darüber nach und habe endlich entdeckt“, fügte er etwas leiſer und ſich der Marquiſe nähernd hinzu, „daß die Geſellſchaft unſerer Epoche leicht zu beherrſchen wäre, und wenn ſie ein höchſtes Oberhaupt anerkennte, ich dieſes Oberhaupt ſeyn müßte.“

„Ja, ja,“ entgegnete Frau von Pompadour, indem ſie, wie aus Gewohnheit, mit zufriedenem Blicke in einen ſchönen Venetianer Spiegel ſchaute, den ihr ihre Couſine Maria Thereſia geſchenkt hatte; „Sie werden die Geſellſchaft gerade ſo beherrſchen, wie der Abbé von St. Pierre ſie beherrſcht mit ſeinem ewigen Frieden, wie Rouſſeau mit ſeinen ſchönen Floskeln, wie Büffon mit ſei-

ner Naturgeschichte und dem Jardin des Plantes, und wie Montesquieu mit seinem Geist der Gesetze."

„Es kommt nur auf die Art und Weise dabei an, Madame; ich will nicht von dem Abbé von St. Pierre sprechen, der nichts weiter als ein Bonhomme war, aber wenn Rousseau nicht erbärmlich genug gewesen wäre, Wohlthaten einer großgesinnten Dame anzunehmen; wenn er der Bürger von Genf mit seiner ganzen Gewalt der Rede und seiner vollen Freiheit geblieben wäre, glauben Sie dann wohl, daß Rousseau sich nicht im Besitze der Macht sähe? Was Büffon betrifft, so war er ein zu abgezirkelter Mann, der sich den strengsten Regeln der Etikette zu sehr unterordnete, ein Mann, dessen Lebenslauf so korrekt war, wie sein Styl, der zu allen Zeiten nur dazu getaugt haben würde, über Daubenton's Entdeckungen zu schreiben. Um endlich noch Montesquieu's zu erwähnen, so denken Sie daran, daß es dereinst eine Schande seyn wird, diesen großen Mann nicht als wichtiges Glied der Regierung gesehen zu haben, oder wenigstens doch an der Spitze des Parlaments von Paris."

„Aber aus Freundschaft für mich, mein Herr," nahm hier die Marquise wieder das Wort, „sagen Sie mir doch etwas von ihrem Geheimnisse, um

zur Macht zu gelangen, da ſie davon mit ſolcher Gewißheit ſprechen. Ich verſpreche Ihnen, als ehrliche Frau, daß die Marquiſe von Pompadour der Geliebten des Königs kein Wort davon verrathen ſoll."

„Mein Plan iſt einfach, Madame. Ich fange damit an, mir ein unabhängiges Vermögen zu ſchaffen, um nicht nöthig zu haben, bei dem Miniſterium zu betteln. Habe ich dieſes einmal erreicht, ſo bemächtige ich mich zu gleicher Zeit der Menge, die das Theater beſucht, und der höhern Köpfe, die in den Salons leben. Ich ſpreche zu den Greiſen von Heinrich IV. und von Ludwig XVI.; zu den jungen Leuten von Toleranz und Freiheit. Für die Frauen ſchreibe ich Romane, Erzählungen in Verſen und ganze Gedichte, wenn es deſſen bedürfen ſollte. Mit einem Worte, ich rede mit einem Jeden die Sprache ſeiner Neigung; ich ſtelle mich mit Allen auf gleiche Höhe, und ich ſchwöre es Ihnen, daß kein günſtigerer Zeitpunkt jemals da war, um gehört zu werden.

Und blicken Sie einmal gleich um ſich, um zu beurtheilen, welchen Mächten ich die Spitze zu bieten haben werde. Wohin Sie die Augen werfen, werden Sie die alten Throne wanken ſehen,

und nur die emporgekommenen Könige ſind es, die noch feſt darauf ſitzen. Hier der Thron von England, der noch erbebt von den furchtbaren Stößen, welche die Welt erſchütterten; die Kaiſerin Maria Thereſia kniet vor Ihnen, und dort, tief in Rußland, erhebt einer der mächtigſten Fürſten eine ehemalige Wirthshausmagd an ſeine Seite. Und iſt der Schwiegervater unſers Königs ſelbſt nicht ein entthronter König? Zu welcher Zeit ſah man je mehr Fürſten ohne Krone? Und ſomit iſt es denn wahr, daß die Macht auch ihre Stelle wechſelt, daß auch die Gewalt ausartet, daß es ein gutes Recht des Bewußtſeyns und der Freiheit giebt, welches ſtärker iſt wie das „bon plaisir“ der Waffen und einer königlichen Geburt; mit einem Worte, Madame, die materielle Herrſchaft über die Welt iſt nicht mehr möglich, wir leben jetzt ausſchließlich unter dem Rechte der Vernunft und der Menſchlichkeit.“ —

„Ich begreife jetzt, Sire, daß mit Ihnen dieſe blühende Herrſchaft beginnen ſoll, und wenn es Ihnen gefiele, ſo würde ich bereit ſeyn, als die letzte ihrer Sklavinnen mich vor Ihnen in den Staub zu werfen.“

„Nicht doch, Madame,“ rief Voltaire, indem er die Miene annahm, als höbe er eine junge,

ſchöne Frau vom Boden auf, „Sie — zu meinen Füßen! das würde ich nie zugeben! Glauben Sie doch ja nicht, ich wäre einer jener Könige, die ſich in feſten Schlöſſern hinter Hellebarden verſchanzen; ich werde, das glauben Sie mir, ein ſehr populärer König ſeyn, ein Bonhomme, wie es keinen mehr giebt, aber dennoch ein König. Ich werde beherrſchen, was kein König von Frankreich noch jemals beherrſcht hat, das Gewiſſen und den Glauben meiner Mitbürger. Und iſt das der Fall, Madame, ſo kann man, wenn man Voltaires Geiſt beſitzt, ſich wohl ſtark dünken!"

„Aber Sire, wenn Sie weder Garden, noch Schlöſſer, noch irgend ein Attribut der Königsgewalt ſich beilegen wollen, ſo werden Sie doch zum wenigſten, um ſich von den Geſchäften Ihrer moraliſchen Würde zu erholen, eine Geliebte förmlich annehmen, wie dies bei den Majeſtäten dieſer Welt doch ſo ziemlich in Gebrauch zu ſeyn pflegt."

„Ja wohl, eine Geliebte Madame! denn was ſollte mir meine Würde, wenn ich ihrem ſchönſten Privilegium entſagte! Ja, Madame, ich werde eine beſitzen, und gern geſteh' ich's Ihnen, daß ich Sie bereits wählte, ſchön, jung, voller Geiſt und Anmuth." ....

Hier unterbrach ein mächtiger Schlag an die

Pforte des Schloſſes den Sprecher. Es war der König ſelbſt, der ganz unverſehens kam, um ſich nach dem Befinden der Marquiſe zu erkundigen, und da Voltaire noch nicht Monarch war, ſo trat er klüglich ſeinen Platz für jetzt dem Könige von Frankreich ab, den er zu verdrängen gedachte. —

Doch als vierzig Jahre ſpäter, nachdem Voltaire vom Hofe des Königs von Preußen zurückgekehrt und jeder gemeine Ehrgeiz ihm gänzlich fremd geworden war, er ſich entſchloſſen hatte, ſeine Zeitgenoſſen durch ſeinen Geiſt und ſein Genie zu beherrſchen; als er, alt aber noch ſtets voll Feuer, im Triumphe in's Theatre-français getragen wurde; als er dann ſtarb, erſtickt vom Ruhme, der letzte Menſch des hinſchwindenden, der erſte des beginnenden Jahrhunderts — hätte damals Frau von Pompadour den achtzigjährigen Greis noch ſehen können als Sieger, ſo würde ſie verſtanden haben, was jene königliche Würde des Geiſtes in der That zu bedeuten habe, die Nichts zu vernichten im Stande iſt, und deren Legitimität Niemand zu jener Zeit ſelbſt mehr zu beſtreiten wagte.

---

Druck und Papier von J. Hotop in Caſſel.

# Ansichten
der
# Zeit und des Lebens,
von
## Jules Janin.

Ueberſetzt
von
August Lewald.

Zweites Bändchen.

Quedlinburg,
in L. Hanewald's Verlagsbuchhandlung.
1833.

# Inhalt.


Jules Janin . . . . . Seite 1.
Geſchichte der Cholera . . . . . — 32.
Verſuch über das achtzehnte Jahrhundert . . — 72.
Crebillon der Sohn . . . . . — 75.
Alte und neue Zeit . . . . . — 134.
Wilde und Blumen . . . . . — 174.
Debureau. Geſchichte des Theaters zu 4 Sous — 191.
Skizzen des modernen Bühnenweſens in Frankreich . . . . . — 230.

# Jules Janin.

## 1.

Mit dieſen flüchtigen Bemerkungen über meinen Autor hätte ich gern das erſte Bändchen meiner Ueberſetzung begonnen. Ihm ſelbſt aber gebührte der Platz und ich ſetzte daher, wie dies in der franzöſiſchen Ausgabe der Fall iſt, ſeine von Menzel und andern Kritikern mit Recht geprieſene „Vie littéraire“ voran. Ich nannte es „Aus meinem Leben“, ein Titel, der durch Göthe eingeführt, und dann von Vielen gebraucht wurde. Er ſchien mir für das, was Janin von ſich erzählte, paſſender und anſpruchloſer. Wir Deutſche denken hinter dem Titel „Vie littéraire“ andere Dinge zu finden, als die rührende Erzählung von der alten Großtante und die Schilderungen ſeines Hundes und Pferdes.

Janin's Name wurde in Deutſchland kurz nach dem Erſcheinen ſeines Buches: „der todte Eſel und die guillotinirte Frau“ bekannt. Dies Buch

machte auch bei uns Aufsehen in einem gewissen Grade. Man ging so weit, dem Verfasser eine Aehnlichkeit mit Jean Paul zuzugestehen, und wahrlich, zum Erstaunen ist es, wie solche in dem schrecklichen, und dabei bizarren Romane, den ich eben nannte, gefunden werden konnte, der alle Mängel und alle eben so verrufenen, wie gepriesenen Vorzüge der neuern französischen Schule, wenngleich auf originelle Weise, an der Stirne trägt. Jean Paul, unser keuscher Träumer, dessen stärkste Schlüpfrigkeit, dessen sinnlichste Flamme sich zu Janin verhält, wie das üppig-frivole Foyer im Varietés-Theater zur gesetzten, abonnirten Gesellschaft der Harmonie in Bayreuth. Jean Paul, der sein ganzes Leben dazu verurtheilt war, auf dem holprigen, hügeligen Bürgersteige voigtländischer Städtchen herumzuklettern, und Jules Janin, der gemächliche Pflastertreter des breiten Marmortrottoirs der **Rue-la-Paix.** Jean Paul, der seine ganze poetische Welt in sich trägt, der sich entweder in unbestimmten, vagen Ergüssen gefällt, die wie leuchtende Springbrunnen in's Ungemessene steigen, oder der die Natur wiederspiegelt, wie sie um ihn her lebt und webt, und dem eine reisende Engländerin, welche bei der alten Rollwenzel einkehrt, zur wunderseltsamen Erscheinung wird, um

wochenlang daraus poetiſche Nahrung zu ziehen. — Und dieſer Jules Janin, der, einfach und ärmlich erzogen, ſich in den Strudel des literariſchen Lebens ganz unbeſonnen ſtürzt, Alles wagen zu können ſich berechtigt glaubt, weil er ſo eigentlich nichts dabei wagt, und nun — zu ſeiner eigenen Verwunderung — ſtatt verſchlungen zu werden, ſich emporgetragen fühlt zur wärmenden, erquickenden Sonne der Volksgunſt, zum Ruhme der Mitwelt, zu Reichthum und Glück. Was er uns bringt, iſt zunächſt immer das ihn umgebende Leben, die Geſellſchaft, in der er lebt, Paris mit ſeinen grauen, ſtinkenden Straßen, und der bunten, lärmenden Volksmenge darin; dies äußere Treiben erweckt in Janin die Poeſie. Er träumt von poetiſchen Stücken, wenn er im Theater unpoetiſche Machwerke anſehen muß; er gedenkt einfacher Sitten beim Anblicke verderbter; ihm iſt Paris Werkſtätte und Stoff zu ſeinen Arbeiten. Jules Janin würde in Bayreuth oder Hof kein Dichter geweſen ſeyn, und Quintus Firlein und Leibgeber ſchlummerten nie in ſeiner Seele.

Was wohl zumeiſt die Veranlaſſung zu dem Vergleiche gegeben haben mag, iſt — wie mir oft angeführt wurde — das Anfblitzen mächtiger Gedanken, ohne alle Vorbereitung, das Abſpringen

von einem Gegenſtande zum andern, wie wir das ſo oft auch bei Jean Paul antreffen. Dieſe Erſcheinung iſt bei dem Franzoſen jedenfalls neu. Janin hat das bunte Kleid des Humoriſten angelegt; eine Tracht, worin ſich ſeit Rabelais in Frankreich Niemand gezeigt hat; denn das Gewand, was Balzac manchmal anzieht, iſt mehr einer buntgeflickten Narrenjacke zu vergleichen, und keiner Erwähnung werth. Janin beſitzt wirklich Humor, ächten, tiefen Humor, aber mehr als jede andre Eigenſchaft des Gemüthes und Geiſtes iſt dieſe nationell; der Humor gedeiht anders in dem Kohlen- und Nebeldunſt an der Themſe, ſeinem eigentlichen Vaterlande; anders in den reinen und lieblichen Bezirken des Fichtelgebirges; anders in dem Dunſtkreiſe von Paris, geſchwängert mit der Thorheit und Weisheit der ganzen Erde. Selbſt Sterne und Hippel würden in Paris andern Humor gezeigt haben.

Unſer Janin iſt nun aber Pariſer durch und durch, und zeigt ſich uns als Pariſer Humoriſt, weil er ganz natürlich iſt. Denn der Humor iſt bei den heutigen Franzoſen keineswegs eine Seltenheit. Ihre Schriftſteller zeigen ſich uns nur nicht ſo, weil ſie affektiren, nachahmen, oder gelehrt ſcheinen wollen. Junge Autoren, die einen

feurigen Roman alle Augenblicke unterbrechen, um über dies und das Rechenschaft zu geben, die man gar nicht von ihnen verlangt; die wegen eines unbedeutenden, verfehlten Karakters auf mehreren Seiten eine Theorie aufstellen, die sie sich selbst aus Trugschlüssen erbaut haben, sind nicht selten und ekeln uns an. Bei Janin finden wir nichts von dieser Prätension. Er läßt sich von einem richtigen Gefühle leiten, und besitzt dabei „un esprit à-part", einer seiner Lieblingsausdrücke, und auf diesem Wege fortwandernd, mit diesen Mitteln schaltend, wurde er ein glücklicher Dichter, und ein gefürchteter Kritiker. Janin als Schriftsteller wird uns daher als ein treues Bild eines jungen, geistreichen Pariſers gelten, der freilich von den Pariſern unter Ludwig XV. und unter Napoleon himmelweit verſchieden iſt. Die oberflächliche Liebenswürdigkeit, welche man ſtets an ihnen zu rühmen fand, hat eine tiefere Färbung angenommen; das Gemüth wurde vorherrſchend und der Geiſt folgte leicht den lebhaften Eingebungen deſſelben.

Die Schriften Janin's ſind nicht das Reſultat einſamen Nachdenkens. Er iſt darin nicht mit ſo vielen Schriftſtellern Deutſchlands zu vergleichen, die in einem dunkeln Dachſtübchen, den ganzen

Olymp um ſich verſammelten, eine fremdartige Geſellſchaft, unerfreulich und trocken, dünne Schatten, durch deren Geſtalt man die Sparren der Wände zählen konnte, und die Armſeligkeit der Umgebung nie aus dem Geſichte verlor. Was Janin ſchreibt, das hat er erlebt, gehandelt, durchſprochen; ſchildert er eine üppige Nacht, ſo hat er ſie erſt vorige Woche durchſchwelgt; will er von reichem Luxus, von Kunſtgegenſtänden ſprechen, ſo hat er nur nöthig, ſein Auge von dem Papier zu erheben, um es im eigenen Zimmer herumſchweifen zu laſſen; und beabſichtigt er, uns den kühnen Mirabeau ſelbſt im treuen Portrait zu zeigen, ſo denkt er ſich ſchnell das Souper am vergangenen Abende, dem Raſpail und Andere beiwohnten, und mit einem kleinen Zuſatze ſeiner Einbildungskraft hat er das Treffendſte geliefert, was uns Mirabeau zu vergegenwärtigen im Stande iſt.

Janin lebt in einem auf- und abwogenden Meere herrlicher Genüſſe. Von Künſtlern aller Art umgeben, die ſeine Freunde ſind, bald in den Zirkeln der höchſten und feinſten Geſellſchaft, dann wieder im traulichen Kreiſe einer freundlichen Familie, wo die verheirathete Tochter Abends mit ihrem Manne erſcheint, um mit ihren noch unverheiratheten Geſchwiſtern den Eltern einen frohen

Abend zu bereiten. Da wird Muſik gemacht, bald ein konverſationelles Quartett, bald ein gefühlvolles Duo, oder eine geiſtreich feurige Rhapſodie am Flügel. Wenn es ſpäter wird, ſetzt ſich der jüngſte Sohn zum Inſtrumente, er iſt nicht älter als eilf Jahre und darf noch nicht tanzen, aber im Klavierſpiel wetteifert er mit dem wunderbaren Ungarn, dem kleinen Liſzt. Er muß die neueſten Kontratänze unermüdlich ſpielen, den Galopp aus „le bal masqué“, und die jungen Leute tanzen die halbe Nacht, und die Mutter ſieht freundlich nickend zu, der Vater rückt zum Kamin, um ein Abendjournal zu leſen, das ihm ſo eben der Nachbar zuſchickte, und ſelbſt **Dame Marguerite**, die Köchin, eine alte Freundin, mehr als Dienerin des Hauſes, hat ein reines Häubchen und ein groſſes ſeidenes Tuch angelegt, um hinter dem Stuhle der Hausfrau, auf die Seſſellehne ſich ſtützend, wohlgefällig die Jugend ſo zierlich ſpringen zu ſehen.

Solche häusliche Freuden ſind in keiner Familie ſelten; ſie ſind in Paris mehr als anderwärts zu finden. Der Durchreiſende hat keine Ahnung davon; man ſieht es dieſer groſzen Stadt nicht an, welche Gemüthlichkeit darin anzutreffen iſt. Der blos die Straßen durchzieht, und überall auf verlorene ſchöne und unſchöne Kinder ſtöſzt, hat frei-

lich keinen Begriff von der Züchtigkeit einer jungen Pariserin, und Jene, die stets bereit sind, den läppischen Refrain von der Pariser Sittenlosigkeit nachzubeten, mögen bedenken, daß an den Thoren kleiner, deutscher Städtchen, kleine Jungen, im Jahr 13, die hereinziehenden Truppen erwarteten, und sich als Wegweiser „zum Madel" erboten; in Städtchen von 3 bis 5000 Einwohnern — wo Alle nur gleichsam Eine Familie machen, wo sich Alles kennt, Alles grüßt, Alles „wohl gespeist zu haben" und „zur Gesundheit" wünscht. Und dann wäge man die Sittenverderbniß ab zwischen Paris und diesen Städtchen. Der wogende Ozean und der stagnirende Teich — welcher wird vom faulenden Leichnam verpestet? —

Diese Abschweifung war nöthig, um Janin's aufrichtige, in seiner Seele begründete Natürlichkeit zu retten, die ich eben zu seinen Gunsten anführte und die man dem Pariser gewöhnlich nicht zutraut. Seine Schilderungen von Sittenreinheit, von gemüthlicher Einfachheit sind wahr, er hat eben so seine lebenden Beispiele dazu bei der Hand, wie zu der kolossalen Neuerer genialer Verworfenheit im Barnave, oder zu der koketten Herzlosigkeit Henriettens in der guillotinirten Frau. Aber, werden mir viele Leser seiner Schriften einwerfen, hat

Janin nicht auch Personen und Verhältnisse geschildert, welche ihm seine Umgebung nicht darbieten konnte? — Allerdings ist dies der Fall. Entweder aber geschieht es flüchtig, mit einigen kräftigen Strichen, die eine durch Kombination von Gelesenem und Gehörtem, Beschreibendem und Geschichtlichem erlangte Kenntniß verrathen und dann immer bewundernswerth wahr und zugleich anziehend sind. Oft aber auch modelt unser Autor eine solche Schilderung zu seinen Zwecken, und dann ist es wohl geistreich genug, um sein nächstes Publikum in die Irre zu führen, muß aber bei seinen kältern Lesern in Deutschland, und wenn sie auch zu seinen Freunden gehören, einigen Widerwillen erregen. Ein gleiches Loos wird ihm zu Theil, wenn er sich in einen Schwall von Beiwörtern, Vergleichungen und Eigenschaften, bei Erwähnung von Gegenständen ergießt, denen er entweder seine Liebe oder seinen Haß zuwendet. Hier widerfährt es ihm wohl manchmal, daß Eines dem Andern geradezu entgegenläuft, Eines das Andere aufhebt, und oftmals ihm über Ein und Dasselbe widersprechende Meinungen in den Mund legt. Von dieser Seite ist Janin nicht zu loben; in neuester Zeit hat man nun wohl die Sache ein wenig zu schwer genommen, und ihm

in allem Ernſte den Prozeß gemacht, um ihm Schlechtigkeiten aufzubürden, ihn zur Wetterfahne zu ſtempeln, und ihm auf dieſe Weiſe die Gunſt des Publikums zu entziehen. Es war freilich vorauszuſehen, daß es dahin kommen mußte. — Wenn ſelbſt die ernſten Deutſchen bei Janin's erſter Erſcheinung auf den Vergleich mit Jean Paul geriethen, wie ſehr war es ſeinen Landsleuten zu verzeihen, daß ſie ſeinem Glanze, ſeinem Gemüthe, wie ſeinem Witze, einen Rang anwieſen, den er nicht verdiente und nicht zu behaupten im Stande war. Dieſe Fälle ſind in der jüngſten Literatur Frankreichs nicht ſelten. Victor Hugo wird als Dichter der Notre-Dame von ſeinen Landsleuten zu den Wolken erhoben, während ſeine Theaterſtücke nur Scandal erregen und überall angegriffen werden; Eugene Sue gilt bei Vielen für den genialſten Schriftſteller, während Andere ſich von ſeinen atrocen Schilderungen mit Abſcheu abwenden; Jules Janin hat die jetzige Epoche ſelbſt am treffendſten bezeichnet, indem er von ihr ſagte: daß ſie große Talente zwar, aber noch kein einziges Meiſterwerk, des Nachruhms würdig, hervorgebracht habe.

Jules Janin gehört der jetzigen Epoche ganz an; er iſt erſt dreißig Jahre alt und war zur Zeit der Reſtauration ein zwölfjähriger Knabe. Er

half die ſtolzen Machthaber der ſchönen Literatur des Kaiſerreichs ſtürzen, ja er war einer der Thätigſten, Muthigſten und Kraftvollſten dabei, wie er ſich ſelber deſſen rühmt, und er ſtrebte mit den jungen Romantikern nach demſelben Ziele, einer neuen Literatur in Frankreich Bahn zu machen, wenn er gleich ſeinen eigenen Weg dabei ging. Er iſt durchaus den Romantikern beizuzählen, wenn er auch keinen Stoff aus dem Mittelalter bis jetzt behandelte und mithin ſeine Ausdrücke nicht aus jener Zeit entlehnt ſind, und wenn er ſelbſt oft, von einer übermüthigen Laune verleitet, die Romantiker, ſeine Brüder, mit Sarkasmen überſchüttet. Daß ihn manchmal die Antiromantiker als ehrenvolle Ausnahme von den jungen Schriftſtellern gelten laſſen wollen, daß ſie mit Emphaſe ihn als Beiſpiel aufſtellen, und dabei ausrufen: „wenn es denn einmal Romantismus geben ſoll, ſo müſſe es einer ſeyn, wie Janin's!“ dies geſchieht weniger aus Ueberzeugung als aus Furcht, da man ihn als ſcharfen Spötter kennt, deſſen Waffen ſchneidend ſind und ſicher treffen. Wie wenig es mit ſolchem Lobe ernſtlich gemeint ſey, erkennt man leichtlich daraus, daß in dieſem Augenblicke — wo die öffentliche Gunſt unſerm Autor nicht mehr im vollſten Maße zugewendet ſcheint — Al-

les bemüht ist, seine Schwächen herauszukehren, und es Keinem einfällt, ihn auf würdige Weise zu vertreten.

Wie dem auch sey, Janin hat, nach seinem eigenen Geständnisse, die erste Abtheilung seines Schriftstellerlebens beschlossen, und verspricht, ernstere, größere Werke, von anderer Bedeutung, als die bisherigen zu liefern. Er denkt dergestalt gewissenhaft die Erwartungen zu befriedigen, welche seine Nation von ihm hegt.

Er jagt für einen Augenblick die Phantasie aus dem Hause, die junge Schöne, die sich ihm ergeben, und mit welcher er Kinder erzeugte, die nun alle schon Zähne haben und sie zeigen, da er der Mutter die Thür weist. Aber es muß so seyn.

Die Jahre kommen, die ernsten, mit den nervigten, zur Arbeit tauglichen Händen; und der blonde Frühling, das schöne Kind mit blauen Augen, entflieht. Er nimmt Abschied von seiner jugendlichen Poesie und sie schnürt ihr Bündel und verläßt ihn. —

Er sucht Alles zusammen, was er bis jetzt geschrieben, seine ersten Skizzen und Entwürfe, und übergiebt sie dem Publikum. Dies ist eine Handlung der Rechtlichkeit gegen sich und seine Leser. Mit der Herausgabe der kleinen Sammlung zer-

ſtreuter Aufſätze, die alle ſchon hie und da abgedruckt waren, und die er ſeine „ſämmtlichen Werke“ nennt, ein Titel, gegen deſſen ſcheinbare Anmaßlichkeit er ſich eifrig verwahrt, iſt die erſte Epoche des Schriftſtellers geſchloſſen.

Dieſe Herausgabe ſämmtlicher Werke iſt nicht, wie bei Andern, der Eitelkeit, ſondern der Beſcheidenheit des Autors zuzuſchreiben. Ich hege zu Jules Janin das Vertrauen, daß er Wort halten und alle Hoffnungen erfüllen werde.

Was wir bis jetzt von ihm kennen, berechtigt dazu vollkommen. Und wenn wir ihm auch die aufgedrungene Aehnlichkeit mit Jean Paul gleich anfänglich ſtreitig machten, wenn wir in ihm nur ſtets ein Kind der Zeit und einen jungen Pariſer erblicken können, ſo räumen wir ihm doch willig alle Vorzüge ein, die ihm unter den jetzigen Literatoren Frankreichs einen ausgezeichneten Platz anweiſen. Die geniale Auffaſſung der Revolution in ſeinem Barnave mag vor Allem den Beleg dazu geben, beſonders wenn wir das ſprühende Leben, das den darin handelnden Perſonen aus allen Poren dringt und ſie zu wirklichen macht, und den Reichthum in allen Beziehungen, der in dieſem Werke waltet, mit den ton- und farbloſen Schilderungen derſelben Zeit, eines berühmten deut-

ſchen Autors, vergleichen wollen, der uns in dem Hauſe Robespierres nichts anders zu zeigen weiß, als den großen Eigenthümer deſſelben, Apfelſinen verſpeiſend. —

2.

Janin karakteriſirt ſeine Werke ſelbſt auf folgende Weiſe:

—— „Der todte Eſel iſt ein glühender Traum meines zwanzigſten Jahres; eines Alters, in dem man Miſanthrop iſt, weil man noch nichts anders ſeyn kann; die Beichte iſt eine neue Beſchuldigung gegen die Gewaltthätigkeiten, nicht etwa der chriſtlichen Religion, ſondern der katholiſchen Prieſter; was wohl nicht daſſelbe iſt; Barnave iſt eine zwar unvollſtändige aber lebendige Studie, worin man jenen flüchtigen Moment feſtzuhalten geſucht hat, da die alte Monarchie und das alte Volk ſich trennten, um nie wieder ſich zu begegnen, oder ſich nie wieder zu erkennen; denn ſo ſtark hat die Monarchie die Emigration, das Volk der Sieg verändert. Die phantaſtiſchen Erzählungen endlich ſind literariſche Verſuche, die größtentheils dazu beigetragen haben, die Revues zu begründen, eine neue Art von periodiſcher Schrift, die ſeitdem ſehr zugenommen haben. Dies nun ſind die ernſteſten Erholungen meines kritiſchen Lebenslaufs.“ —

Denn eigentlich iſt Janin Kritiker. Er nennt ſich ſelbſt am liebſten ſo, und möchte gern, wie unſer Leſſing, dem Komplimente, das man ihm als Dichter macht, mit ſtolzer Beſcheidenheit ausweichen. Man denke ſich jedoch keine gründlichen Kritiken, wie wir ſie in Deutſchland gewöhnt ſind, wenn wir von Janins Art zu kritiſiren ſprechen. Hier iſt von keiner Gelehrſamkeit die Rede. Es iſt Lob oder Tadel über Alles, was ihm in den Weg kommt, verſchwenderiſch ergoſſen. Bald iſt es der ſpottende Witz, bald eine Saite der Rührung, die er anſchlägt, Alles muß in ſeinen Händen zur Waffe werden, ſeinen Gegner zu bekämpfen. Stets aber iſt er geiſtreich und blendend.

Dieſe Eigenſchaften begleiten ihn nun auf jedes Gebiet, das er betritt. Alles lebt und handelt in ſeiner Schilderung, Alles wird zum Drama, er ſelbſt iſt l'homme-drame durch und durch. — Wenn man ſeinen Barnave lieſt und dann Verſailles beſucht, wie wahr und treffend wird dann Alles in dem originellen Werke. Man glaubt die Thür zu ſehen, wo die alte Gräfin von Wolfenbüttel Abends zur Audienz bei Maria Antoinette vorfährt, und ſetzt man ſich im Mondſcheine auf eine Marmorbank unweit des kleinen Trianon, ſo

glaubt man „le fou de la Reine“ werde kommen und ſeinen Platz neben uns nehmen.

Alle dieſe Figuren im Barnave ſind nach dem Leben gezeichnet, alle jene Scenen der aufglimmenden und rieſig fortſchreitenden Revolution ſind ſo da, als ob ſie Girodet, der Maler, gemacht hätte, der während der Gräuelſcenen auf dem Eckſteine ſaß und die Köpfe mit feſter Hand zeichnete, wenn ſie vom Pöbel zur Guillotine geſchleppt wurden, und ſpäter, wenn ſie der Pöbel auf der Pike trug. Ich kenne Blätter von ihm, z. B. eines mit der Ueberſchrift: „ſo ſah Herr von Briſſac aus, Offizier in der Armee des Königs und Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig.“ Man ſieht darauf einen Mann mit einem ſtolzen vornehmen Geſichte, nur der Mund hängt etwas ſchlaff herab und deutet auf Muthloſigkeit. Etwas weiter unten zeigt uns der ſchrecklich wahre Maler einen unförmlichen Fetzen mit fliegendem Haare, auf eine Pike geſpießt, und darunter das fürchterliche Epigramm: „ſo ſah Herr von Briſſac eine Stunde ſpäter aus.“ Bei näherer Beſichtigung finden wir wirklich unter den ſchwarzen Löchern, wo die Augen angenommen werden dürfen, die Naſe, unverſtümmelt und ſo getroffen, daß wir ſie für des Herrn von Briſſac Naſe erkennen müſſen, aber der Mund mit den

Zeichen der Muthloſigkeit iſt verſchwunden. Unter der Naſe hängt ein ausgefranztes Stück. Die Pike hat den Kopf aus dem Kothe aufgeſtoßen, wo vielleicht ſchon die Hunde daran gefreſſen, oder ihnen ähnliche Poiſſarden ihre Wuth daran gekühlt haben mochten.

Und Janin kennt das Alles. Er hat Girodets blutige Gallerie geſchaut, die der Künſtler ſo lange bereicherte, bis das Beil der Guillotine ſeine Hand feſthielt; er hat ſo viele Augenzeugen geſprochen, er kennt alle dieſe Orte genau, den „trompetto blessé“, wo der erſte Klubb gehalten wird und wo Mirabeau donnerte; und er ſah noch kürzlich, während den Vergiftungsemeuten in der Cholerazeit, wie die alten Weiber ihre hölzernen Schuhe von den Füßen zogen, um dem noch zuckend daliegenden Schlachtopfer aus angebornem Mitleid das Hirn einzuſchlagen; er war Zeuge, mit welcher Schnelligkeit dieſe gräßlichen Weiber einem jungen armen Menſchen die Kleider vom Leibe reißen; kein Kammerdiener der Welt kann es ſchneller, aber freilich muß das Hemd, ſelbſt die Haut mit, und die hölliſchen Kammerzofen zeigen bluttriefende Nägel. . . . . .

Wer Revolutionsſcenen ſchildern will, muß in Paris leben. Ein jeder Reiſende weiß, welche

Düfte, oft nicht eben angenehmer Art, die Atmosphäre dieser Stadt schwängern; wer aber eine eigends organisirte Nase hat und längere Zeit dort bleibt, der riecht in gewissen Straßen und Winkeln das revolutionäre Element, wie es seit so vielen Jahren gährt und gährt und säuert, und sich dann und wann durch einen Knall entläd't, aber gleich wieder frische Blasen bildet.

Welch ein Wunder nun, daß ein Janin alles das so richtig heraus zu buchstabiren weiß, als hätte er, wie der von ihm mit einem Zuge so herrlich gezeichnete Graf St. Germain, zu allen Zeiten und mit allen Menschen zugleich gelebt. Kann doch, wie Victor Hugo sagt, Einer, der zu sehen versteht, „aus dem Klopfer an der Hausthür die Physiognomie des Bewohners" sich ausmalen.

Wer also forschend und begreifend Paris und Versailles durchstreift, wird die Schilderungen im Barnave meisterhaft finden und den Maler derselben so hoch verehren, wie dies in seinem Vaterlande der Fall war.

Zu dem Herrlichsten im Buche ist wohl der Abend bei der Königin, der Morgen im „trompette blessé", dann die Flucht des Königs und der Königin zu zählen.

Wo ist ein Maler, der eine lieblichere Gruppe

je erfunden hätte, als jene der Damen um ihre Gebieterin bei der ersten Audienz, welche die Gräfin von Wolfenbüttel erhält:

„Plötzlich öffnet man eine Thür, und meine Mutter und ich befinden uns in einem modernen Saal, der nur schwach erleuchtet ist, mehrern Frauen im Negligé gegenüber, die mir von einer blendenden Schönheit zu seyn scheinen. Nie habe ich eine gewählteré Sammlung schöner Köpfe erblickt. Sie waren alle in einer Ecke des Saales gruppirt, die Augen geöffnet, der Mund gleichfalls, neugierig wie es schien, voll Erwartung und mit einem halben Lächeln auf den Lippen, das nur eines Zeichens bedurfte, um sich zur vollkommensten Ironie zu gestalten. Am untern Ende des Saales bildeten diese Köpfe eine Masse von Schönheit aller Art, blond und braun, freudig, traurig, ernst und lachend; die Körper waren durcheinander, übereinander, Alles verwirrte sich auf eine unbeschreiblich reizende Weise. Beim ersten Blicke wäre es unmöglich gewesen, die Schönste aus diesem Haufen herauszuwählen; man unterschied nichts, selbst nicht die Königin. — Nun galt es aber, wer sich ihr von den Frauen am dichtesten hinzudrängen konnte! Die Königin saß auf einem Tabouret, einige vor ihr zu ihren Füßen, andere,

welche neben ihr knieten, dienten ihr als Stützen, wie die Armlehnen eines Sessels; mehrere standen hinter ihr, über sie gebeugt, gleichsam sie unter dem Schutze ihrer hinabgebogenen Brüste bergend, diese athmeten fast nicht. Die Männer aber standen am entgegengesetzten Ende des Saales, sie hatten sich bei unserm Eintritt erhoben, um uns zu empfangen."

Dies war der Hofhalt jener unglücklichen Frau, deren Schlafzimmer er mit eben so reizenden Farben schildert.

— — „Ihr glaubt vielleicht", sagt er bei dieser Gelegenheit," daß mich hier die Wirkung jenes geheimnißvollen Einflusses ergriff, der unsichtbaren Düfte, der unnennbar holden Spuren, welche ein junges und schönes Weib überall zurückläßt, wo sie weilt; jene Reize, die sie so verschwenderisch um sich her verbreitet, woran man ihr Daseyn erkennt; nein, sicher nicht! Hier war es weder der Duft noch die Eleganz. Wider meinen Willen, ja selbst ohne daß dies von der Königin ausgegangen wäre, fühlte ich mich in einem höhern Luftkreise, weiter, reiner. Man verzeihe mir diese närrischen Redensarten, der richtige Ausdruck fehlt mir. Ich bin genöthigt, meinen Gedanken zu karrikiren, da ich ihn nicht zu malen im Stande bin. Dies geschieht

oft, wenn man sich außer seiner Sphäre befindet, und darum schätze ich Marivaux."

Diese Ironie am Schlusse macht einen köstlichen Eindruck, und so natürlich und ungesucht sie erscheint, so deutlich beweist sie Janin's Meisterschaft.

Ich glaube nicht, meinen Autor zu überschätzen, wenn ich dergleichen Schilderungen nebst der Zeichnung einiger Karaktere im Barnave, zu dem Ausgezeichnetsten rechne, was — nicht nur bei den Franzosen — sondern in der ganzen neuern Literatur in dieser Art geleistet wurde.

Wie matt erscheint dagegen Walter Scott's heraldisch-bunte Weitschweifigkeit, wie viel matter aber noch der verblichene Wiederschein davon in seinen französischen, englischen und deutschen Nachahmern, die ihre ganze Poesie aus einem alten Kleiderschranke holen, dessen Inhalt sie umständlich beschreiben. Selten nur zeugen diese Beschreibungen von wahrhafter Poesie, und höchst selten gelingt es, dadurch eine so vollständige Wirkung hervorzubringen, wie Grattan in „der Erbin von Brügge", wo die Abgesandten der Bürgerschaft, als sie bei den spanischen Regenten an der Tafel regalirt werden, ihre schweren Mäntel, von genuesischem Sammt, abnehmen, und sich darauf setzen, um anzudeuten, daß ihnen die Sitze zu schlecht seyen,

die kostbaren Mäntel aber nur geringen Werth in ihren Augen hätten. Ein herrlicher Zug spießbürgerlichen Dummstolzes, der dadurch noch eine Folie erhält, daß die spanischen Hofleute ihn nicht verstehen und über die Ungeschicklichkeit der Bürger lachen.

Wo eine solche Wirkung erreicht wird, sey es erlaubt, ähnliche Schilderungen mit der Umständlichkeit eines Mode- oder Schneiderjournals zu entwerfen, und dies finden wir auch bei Janin, wenn er uns Mirabeau vorführt, oder in andern solchen Fällen.

Aber lieber und einziger ist er uns, wenn er mit kräftiger Hand und mit zwei festen Strichen lebende Figuren zeichnet. Wie z. B. Mirabeau, der dem Herzog von Orleans, dem ersten Prinzen von Geblüt, voll Verachtung den Rücken kehrt, um mit jungen Offizieren im Spiel zu wetten, während die Königin der „petite maison", die liebliche, launenhafte, nur ihm ergebene Clary, sich — halbeingeschlafen — auf seine Schulter lehnt.

Nach dem Gesagten wird man mir wohl den Vorwurf machen, daß ich zu sehr von Janin eingenommen sey, eine Vorliebe für ihn hege, die nur Wenige in Deutschland mit mir theilen werden. Doch ich weiß sehr gut, was ihm vorgewor-

ſen wird; ich ſelbſt bin nicht ſo einſeitig, über ſeine Vorzüge ſeine Fehler zu vergeſſen. Ich fühle wohl, daß ſeine ſpöttiſche, launenhafte, über den Ernſt des Lebens oft zu oberflächlich abſprechende Weiſe manches Gemüth verletzen mag.

Wahr iſt, was Menzel von ihm ſagt, und dieſe Worte werden meinen Autor beſſer in Schutz nehmen können, als ich es zu thun im Stande wäre.

——„Er iſt ganz Phantaſie. Die brennende Einbildungskraft vom âne mort und von Barnave giebt ſich den leichteſten Eindrücken hin; wie der Diamant, der in der Sonne ſpielt, wirft er tauſend mannichfaltige, blendende Farben. Verlangt man nun von ihm, er ſolle immer richtige und wahre Strahlen werfen, ſo hört er auf Diamant zu ſeyn und wird Spiegel. Man muß das Eine oder das Andere wählen, denn es iſt unbillig, Beides zugleich zu verlangen. In dem Augenblick, wo Janin ſchreibt, glaubt er ſich ſelbſt Alles; ſo plaudert und ſchwatzt er, anmuthig, heute ſo, morgen ſo, je nachdem er Eindrücke empfangen hat. Dies macht aber gerade ſeine Bücher ſo närriſch, ausgelaſſen, ſchamlos, aber auch ſo anziehend, ſo glänzend in tauſend Farben, ſo lebhaft und phantaſtiſch.“ —

——„Wir finden bei Janin Neues und wahr-

haft Originelles ohne alles Suchen, eine Menge kleiner Züge mit Einfalt und Kindlichkeit erzählt, der doch Lebendigkeit und Farbe nicht abgeht.“ ——

So urtheilt unser geistreichste Kritiker von dem jungen Franzosen.

3.

Janin wurde von seinem Publikum verzogen; es nahm, bis auf seine Unarten, Alles für Ergüsse eines herrlichen Geistes. Wenn das Verziehen überhaupt eine schöne Sache ist für den, der verzogen wird, so liegt in dem Verziehen der Pariser etwas so Benebelndes, daß Janin doppelt zu entschuldigen ist, wenn er auf Augenblicke sich uns ganz als verzogenes Kind der Mode zeigt. Strenge genommen, glauben wir nicht, daß ihm in späterer Zeit ein anderer Rang gebühre, als der ist, den er selbst in seinem „Versuche über das achtzehnte Jahrhundert“ dem jüngern Crebillon anweist. Mit dem einzigen Unterschiede, daß Janin über diesem eben so viel höher steht, als seine Zeit über dem Zeitalter Crebillon's. Janin ist ein treuer Spiegel der Gesinnungen, Meinungen und des Lebens seiner Zeit, wie Crebillon es war; der einzige Unterschied zwischen Beiden ist ein tiefer Krater zwischen dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts und

unſerer jetzigen Zeit, ein noch nicht ausgebrannter Krater, in den die Revolutionskämpfe und Napoleons Kriege hinabſanken, und aus dem noch immer Flammen ſteigen. Ein ſpäterer Janin wird einſt aus des jetzigen Schriften eine eben ſolche Karakteriſtik aller geſelligen, literäriſchen und künſtleriſchen Verhältniſſe Frankreichs im Jahre 1833 abſtrahiren können, wie Janin ſie uns aus Crebillons Romanen von dem Zeitraume, der unmittelbar der Revolution vorherging, entworfen hat. Und finden wir uns dort von der Flachheit und Seichtigkeit der Geſinnungen und Leidenſchaften, von dem Mangel höherer Beziehungen zum geiſtigen Leben unangenehm berührt, erblicken wir eine völlig entartete Geſellſchaft, unfähig irgend eines großen Gedankens, treu in den Schriften eines Lieblingsſchriftſtellers damaliger Zeit abgeſpiegelt; ſo iſt es hier ein junger feuriger Mann, mit tiefem Gemüthe und einem aufgeweckten Geiſte, Alles umfaſſend in Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben, ſich mit brauſendem Ungeſtüm in das Triebwerk der periodiſchen Preſſe ſtürzend und alle Erſcheinungen des Tages bunt durcheinander mahlend.

Waren es nun früher die ſchmachtenden Originale der Cidaliſen und Clelien, die beim petit-lever auf ihrer Chaise-longue liegend, den am-

braduſtenden Crebillon zur Hand nahmen; ſo ſind es heut zu Tage die Damen mit den Schreibfedern in der Hand, die liebenswürdigen Herausgeberinnen welterfahrener Memoiren, die Erfinderinnen geiſtreicher Novellen, die ſie ſelbſt erlebten, ehe ſie ſie niederſchreiben, welche unſern Autor lebend hören und genießen, nachdem ſie ihn geleſen haben.

Ein ſolcher Schriftſteller muß der Mittelpunkt des geſelligen Lebens ſeyn; und man denke ſich, was das in Paris wohl bedeutet. Welche Strahlen ſich in ſeinem Brennpunkte ſammeln. —

Die im erſten Bändchen mitgetheilten Ueberſetzungen bezogen ſich auf Gegenſtände von einem wohl ganz allgemeinen Intereſſe; hier im zweiten gebe ich eine Auswahl ſolcher Artikel, die ſpeziellers Intereſſe haben. Es iſt blos Frankreich und Paris, die hier berührt werden, und darum ſcheint es nöthig, für deutſche Leſer Einiges zu erörtern. —

Die Geſchichte der Cholera hat eine bloß lokale Beziehung. Es iſt ſo viel über die Cholera geſchrieben worden, daß es auf den erſten Blick überflüſſig ſcheinen könnte, dieſen Artikel wiedergegeben zu haben. Er hat jedoch als eine treue Schilderung der Stimmung der Hauptſtadt und der verſchiedenen Tonleiter dieſer Stimmung, ſeinen Werth, auch dient er zur Vervollſtändigung des

Bildes von unſerm Autor und ſeiner Bedeutung und Stellung zum Publikum, das wir uns ſo erſchöpfend als möglich zu geben vorgeſetzt haben. Man ſieht, wie Janin als Tagesſchriftſteller bemüht iſt, auf ſeine Leſer zu wirken; mit welcher Sicherheit er dabei zu Werke geht, feſt vertrauend auf ſeine Macht eines geliebten Journaliſten. Mit welcher Phantaſie er es zu thun gewohnt iſt, ſieht man aus dem erſten Aufſatze; mit welcher Laune aus dem zweiten; mit welcher erhebenden Kraft aus dem dritten. Dieſer Artikel durfte nicht wegbleiben, er iſt wichtig zur Verſtändniß unſers Autors.

Die nächſtfolgende Abhandlung: „ein Verſuch über das achtzehnte Jahrhundert“, iſt für die Literärgeſchichte Frankreichs von der anziehendſten Bedeutung. Wir lernen hier einen Schriftſteller und die Richtung eines mächtigen Zweiges der Literatur aus einem Geſichtspunkte kennen, der uns bis jetzt noch ganz unbekannt war. Bücher, die wir ihrer Seichtigkeit und Schlüpfrigkeit wegen voll Verdruß und Aerger bei Seite warfen, ſehen wir jetzt als Beiträge zur Sittengeſchichte an. Was wir ſonſt für zotige Romane hielten, ſind Spiegel der Wahrheit und des Lebens.

Crebillon, der Sohn, wird von Janin zum Range

eines Geſchichtſchreibers erhoben. Treffend nach allen Richtungen ſind ſeine Beleuchtungen. Ergreifend die wenigen Worte, die er von Chauderlos-Duclos, dem fürchterlichen Verfaſſer der „liaisons dangereuses“ ſagt, denen man bis jetzt hier und da auch die unverdiente Ehre erzeigte, ſie für die Krone der ſchlüpfrigen Romane gelten zu laſſen. Dies Buch iſt aber mehr, und ſollte mehr ſeyn! Eine Zuchtruthe war es, aber die ſie treffen ſollte, hatten ſchon dergeſtalt den Schwindel und die Beſinnung verloren, daß ſie das nicht begriffen und ſelbſt für den Schmerz wie für den Schrecken unempfindlich blieben. —

„Alte und neue Zeit“ iſt eine Novelle, die ihrem Titel, wie ich glaube, vollkommen entſpricht. Wie ſehr alltäglich auch dieſer Titel iſt, ſo war er mir bezeichnender für gegenwärtige Sammlung als der ganz willkührliche „la Rennetière“, wie Janin dieſe Novelle benannte. „Debureau“ endlich, iſt das mit Laune und heiterm Humor geſchriebene Leben des berühmten Pariſer Paillaſſe und zugleich eine treffende Satyre auf das **Théâtre-français.**

Was nun folgt iſt den neuern und neueſten Feuilletons des „**Journal des Débats**“ entlehnt, die auch das ganze Material größtentheils zu den „**Contes nouveaux**“ geliefert haben.

Einige Bruchstücke über das Theater und seine Erscheinungen mögen wohl auch ihren bescheidenen Platz verdienen; wenigstens ist die Art neu, wie Janin davon spricht.

Die jungen französischen Schriftsteller haben einen Riesenschritt gewagt. Wenn man die Romane der Kaiserzeit, einen **Oncle Botte** oder **Lettres de Gustave de Linar à Erneste de G*** und ähnliche Erzeugnisse mit dem vergleicht, was jetzt auf demselben Boden emporkeimt, so kann man sich des Erstaunens nicht erwehren. Größer aber noch wird dies Erstaunen, wenn man bedenkt, daß dies Alles im Angesichte der gestürzten Götzen geschieht, die nichts zu unternehmen wagen, ihren Zerstörern entgegenzuwirken; so sehr sind sie von ihrer Ohnmacht überzeugt. Es muß ein niederschmetterndes Gefühl für diese veralteten, und doch noch gar nicht alten Autoritäten seyn.

Aber man denke sich die schaalen, klappernden Alexandriner **Baour-Lormians** und ähnlicher Reimschmiede, neben den von Kraft strotzenden und gedankenreichen **Jamben Barbiers**, neben der Poesie in den „Herbstblättern" Hugos! Welche Masse jugendlich strebender Kräfte! — Eugene Sue, mit der schrecklich vernichtenden Wahrheit, dem der zürnende Ozean mit seinen weißen Wellen ein

ſchaumbedecktes Roß iſt, das er nach Willkühr reitet; Maſſon oder Raymond mit ſeinen glühenden Lebensbildern, mit dem Tageslichte des Canaleto und der treuen Ausführlichkeit Denners; Merimée endlich, der klare, ſich erforſchende, der uns Spanien mit ſeinen Wundern ſo herrlich vorführt und die Chronik eines verwitterten Jahrhunderts ſo ſicher ſchreibt, ſo ſaftig und farbenreich, als hätt' er Alles ſelbſt erlebt; der ſanfte, reflektirende Drouinot, der geiſtreiche Delatouche, der ſchwärmeriſche Karr! —

Es iſt ein ſo lebhafter Umſchwung in dieſem allen ſichtbar, ein ſo großartiges Emporſtreben aus früherer Beengung, daß man — trotz aller Verirrungen und Anmaßungen — die Bewunderung nicht zurückhalten kann. Auffallend iſt hierbei die Wechſelwirkung, die ſich bemerkbar macht.

Während die jungen Franzoſen mit dem Geſchmacke für unſere ältere Literatur ſie auch nun zu begreifen anfangen und deutſcher werden, regt ſich ein Widerſchein ihrer neueſten Literatur in der unſrigen, jetzigen. Wie denn die Novellen von Laube und Andern, die memoirenartigen Novellen, die Länder- und Sittenſchilderungen in Romanform hinlänglich andeuten. Durch Heine's Aufenthalt in Paris lernen nun auch die Franzoſen dieſe

neueſte Literatur Deutſchlands in dem prächtigſten Abdrucke kennen.

Sie haben ſein Werk „sur la France“ mit Jubel empfangen, und eingeſtanden, daß über ihre jetzigen Verhältniſſe ſelbſt von Franzoſen nichts geſchrieben worden wäre, was dieſem an die Seite geſetzt werden dürfte.

# Geschichte der Cholera.

Unter dieſem Titel, der vielleicht ein wenig emphatiſch klingt, gebe ich drei verſchiedene Stücke, die wenigſtens das Verdienſt beſitzen, während einer wahren und tiefgefühlten Inſpiration niedergeſchrieben worden zu ſeyn.

Als die Cholera mitten in Paris hineinfiel, war der Schrecken der Pariſer ungeheuer. Tauſendfache Vorſtellungen von Tod und Peſt überfüllten dieſe arme Stadt, die zu ſolchen Trübſalen ſchlecht vorbereitet iſt. Die große Stadt beſitzt wohl mancherlei Sorten von Muth, nur dieſen nicht, der eben verlangt wurde, oder vielmehr ſie beſaß ihn damals nur nicht, weil ſie jenen Muth noch nicht zu erlernen Gelegenheit gehabt hatte.

Nun, da die Kenntniß der Peſt zur Kenntniß der Bürgerkriege, der politiſchen Schreckniſſe, der feindlichen Invaſionen, der Emeuten und anderer Geißeln des Vaterlandes hinzugekommen iſt, dür-

ſen wir behaupten, ziemlich vollſtändig Alles zu kennen. Wir haben nichts mehr zu erfahren im Fache der Unglücksfälle und der Trübſale. Und in der That, es kehrte nach den erſten Augenblicken des Schreckens auch die gewohnte Ruhe wieder. Paris befand ſich, nachdem dieſe ungeheure Agitation vorüber war, ſo ruhig, daß es den 5. und 6. Juni mitmachte, gleichſam um ſich zu zerſtreuen, in Erwartung der Wintermaskeraden und der Einnahme von Antwerpen. Seltſame Stadt, die um ein Nichts ſich ängſtigt, die mit offenem Munde vor den geringſten Erſcheinungen ſtehen bleibt, die im Stande iſt, ſich während der furchtbarſten Geißel zu zerſtreuen.

Die beiden erſten Kapitel der traurigen Geſchichte geben nach meiner Meinung eine Idee der wachſenden und abnehmenden Periode, und das dritte und letzte Stück kann als Schluß dieſes fürchterlichen Romans betrachtet werden. Ich laſſe ſie hier wieder abdrucken, weil ich denke, daß es ſo große Ereigniſſe giebt, die Alles, was ſich auf ſie bezieht, mit einem gewiſſen Grade von Wichtigkeit bekleiden, und wäre es ſelbſt nur ein Blättchen, das man lächelnd während des Schreckens ſchreiben konnte, ſowohl zu ſeiner eigenen

perſönlichen Zerſtreuung, als auch um für alle Andere dazu zu dienen.

---

## Rue neuve des Poirées.

16. April 1832.

Wir wollen von der Geißel ſprechen, da ſie ſich von uns hinweghebt. Wir wollen es wagen, jene tiefen Schrecken der erſten Tage näher zu betrachten. Der Feind retirirt, nun wollen wir uns tapfer zeigen! Ich für mein Theil kann Euch von einer Schreckensnacht berichten, die ich vorgeſtern hingebracht habe. Man wird aus dieſer einfachen Schilderung ſehen, was es mit der Furcht vor dem Uebel für ein Bewandniß hat, und wie ſie die Gegenſtände ausarten läßt. Wohlan, ich beginne alſo! ich will mich jedoch bemühen, ſo wenig ſchrecklich als möglich zu ſeyn; ich will Eure Nerven mehr ſchonen, als ich die meinigen geſchont habe.

Ich war vorgeſtern auf den Höhen des Viertels von St. Jacques, das ſo voll von Spitälern, Schulen und Buchhändlern iſt, ein ſehr trauriger Ort, beſonders in jener Nacht, denn es war bereits zehn Uhr. Ich hatte den Abend am Bette einer jungen Frau zugebracht, welche die Cholera

hatte. Als ich die Kranke verließ, befand sie sich in jenem Zustande der Ruhe und des Wohlbefindens, der für die ausgestandenen Qualen hinlänglich tröstend ist. Der Puls wird wieder am gewohnten Platze fühlbar, das Blut kehrt zur Wange wieder, das Lächeln auf die Lippen, das Pochen in's Herz; die Seele malt sich auf's Neue im Blick, der Kranke wird neu geboren, und Alles um ihn ebenfalls. Dieser Moment ist beglückend wie der Sieg! Auch genossen wir, die siegenden Freunde der Genesenden, des Schauspiels ihrer Wiedergeburt und auch sie sah uns zum Leben neu erwachen und ich verließ das Haus triumphirend und dachte nicht weiter an die kalte und feuchte Abendluft.

So stieg ich den Hügel der Kirche Ste. Geneviève hinab, bei jener Kirche vorbei, die — trotz aller Bemühungen — nie ein Pantheon werden wird. Ich war allein in den Straßen. Alles war still und bebte zu dieser Stunde in der Stadt. Keine Studenten lärmten vor den Thüren der Hotels; keine patriotischen Lieder hörte man im Chore brüllen; vor Allem erblickte man keine Trunkenbolde. Alle Läden waren geschlossen, und traurig war es vor den Thüren der Charcutiers, die Aushängewürste von Holz zu sehen, wie sie der Wind hin- und herwarf, daß sie zusammenschlugen

gleich den Gebeinen eines Gehängten. Man hätte ſagen können, daß das gefühlvolle Schild ſchaurig die Kataſtrophe der Charcutiers beſänge.

Ich ging an allen berühmten Butiken jener Gegend vorüber. Vor der Leihbibliothek, wo man zu meiner Zeit Pigaults fade Romane verlieh; vor dem Barbier, deſſen Thür eine griechiſche Inſchrift ziert, die der Ehrenmann ohne Stocken zu erklären weiß. So gelangte ich zum Platze der Sorbonne, dem Wirthshauſe gegenüber, wo einſt Jean Jacques Rouſſeau, den „devin de Village" auf einem elenden Spinett componirte.

Die Wahrheit zu geſtehen, fand ich ein Behagen darin, dieſe Orte zu durchſtreifen, wo einſt meine Jugend gewohnt hatte, dieſe lateiniſche Welt, wo ich ſo glühend und glücklich war — und die mir nun ſo gänzlich entſchwunden! Während dieſer nächtlichen Promenade vergaß ich, wie durch Zauberei, die Unruhen dieſes Tages und der vorhergehenden Tage; ich war ſo glücklich wie an einem Sommerabend, ſo lind, ruhig und erquickend, als plötzlich das ſchrecklichſte Schauſpiel, das man ſich denken kann, in jener Zeit der Seuche und des ſchnellen Todes, ſich vor meinen Blicken aufthut. Es war in einem Gäßchen des Viertels, einem ſolchen, dem, wie aus Ironie, das Prädi-

kat „neu“ angehängt wurde, und in dem die baufälligen Häuschen ſich aneinander lehnen, wie zwei häßliche, lachende, alte Weiber, die ſich im Kuſſe beißen wollen. Dies Gäßchen läuft ſeitwärts von dem Platze der Sorbonne in die Straße St. Jacques aus. — Ich hatte es in meiner Jugend nie bemerkt. Keine Erinnerung klebte daran; jetzt weiß ich ſeinen Namen, es heißt: **Rue neuve des Poirées.**

Hier, in dieſem engen, ſtinkenden, finſtern Raume, erblickte ich von Weitem, ganz von Weitem, etwas Schwarzes, von einem Fackelſchein erleuchtet, der in den Händen mehrerer Perſonen zu flimmern ſchien. Es machte einen ſchwer zu beſchreibenden Eindruck auf mich. Ich blieb in dem Winkel des Gäßchens von einer unbezwingbaren Neugier feſtgebannt.

Das ſchwarze Ding kam näher, das flimmernde Licht kam mit, aber Alles geräuſchlos und ich möchte ſagen — ohne Bewegung. Ich war auch unbeweglich, und doch kam es mir vor, als glitte auch ich fort, wie jene ſchwarzen Geſpenſter der Nacht. Endlich kann ich's deutlich unterſcheiden. Das Schwarze ſind vier Todtenwagen und acht bis zehn Männer, welche die Straße entlang einherkamen, oder ſie vielmehr ihrer ganzen Breite

nach vollpfropften. Von der Kirche der Sorbonne ſchlug es eilf; ich zählte zwölf, ſo ſehr hatte ſich meiner ſchon die Angſt bemächtigt! dieſer Irrthum war ganz natürlich, nicht ſo? —

Fährt in ruhigen Zeiten ein Todtenwagen vorüber, ſo erregt das geringe Aufmerkſamkeit. Man nimmt den Hut ab und geht ſeines Weges. Der Todte zieht dahin, von ſeinen Freunden oder ſeinem Hunde gefolgt, und damit iſt's gut. Aber zu jener Zeit in Paris, während der vielen Sterbefälle, der ärztlichen Bekanntmachungen, der Sterblichkeits-Statiſtik, der Geſchichte des Hotel-Dieu, der allgemeinen Betrübniß — mein Gott! da war ein Todtenwagen eine große Sache — eine Drohung — etwas Fürchterliches! Man duckte ſich an die Häuſer, wenn er vorüberfuhr. Wie oft ſchauderte ich unwillkührlich, wenn ich die hohen, ſchwarzumhängten Wagen ſah, wie ſie vor den Thüren des Weinhändlers hielten; als wenn das Trinken ſelbſt in Tagen einer Epidemie zu den Privilegien des Leichenträgers gehörte.

Der Leichenträger iſt ein praktiſcher Philoſoph, der ſeines Gleichen ſucht. Er iſt, Dank ſey es der Cholera, eine wichtige Perſon geworden. Auch an ihn kam einmal die Reihe, eine Rolle in dieſer Welt zu ſpielen; endlich einmal fing ſein Wagen

zu galloppiren an, der ſonſt nur Schritt zu fahren pflegte. Um meine Gedanken hierüber ganz faſſen zu können, mußte man ſie geſehen haben, dieſe rechtſchaffenen Hausväter, wenn ſie vom Kirchhofe zurück über die Boulevards fahren, und ſich, geſtreckt auf ihren Wagen, an der Stelle der Todten, im Sonnenſchein wohl ſeyn laſſen. — Möge ihr Reich bald zu Ende ſeyn!

Wie ich ſie nun ſah, in jener **Rue neuve des Poirées**, zur Stunde der Nacht — zu ſo ungewöhnlicher Zeit — in ſo großer Anzahl und mit ſolchem Zubehör — da ergriff mich ein Schauder und ich verfiel in alle grauſe Schreckniſſe der Zeit zurück.

Das iſt der Tod — da iſt die Peſt wieder, das Gerücht log, die Epidemie iſt noch nicht erſtickt! — Die Haare ſtanden mir zu Berge. —

Da die vier Wagen in die Mitte der Straße gekommen waren, hielten ſie vor einer Thür. Das Haus hatte ein ziemliches Ausſehen, zu der Straße verglichen, worin es ſtand. Nun erſt, da ſie ſtill hielten, konnte ich mich überreden, daß ſie ſich früher fortbewegt hatten. Die Männer ſtiegen von ihren traurigen Fuhrwerken herunter. — Die Thür des Hauſes wurde geöffnet und ſie gingen Einer nach dem Andern in dies Haus. Aber ganz

ſchwarz, wie ſie waren, und in dieſem finſtern Hohlwege, roch ich ſie vielmehr, als daß ich ſie ſah, und dennoch wußte ich, ohne ſie zu ſehen und ohne ſie zu zählen, genau wie viel ihrer waren, ſie waren acht an der Zahl! —

Da ergriff mich eine jener trüben Stimmungen, worin ſich ſtets der Geſpenſterglaube zu entwickeln pflegte. Die ſtärkſten Geiſter widerſtanden dieſen Anfällen nicht. Plinius berichtet in einem Briefe, für den ich gern zehn Kapitel wie gegenwärtiges hingeben möchte, daß er ſelbſt ein Geſpenſt geſehen habe. Ich erblickte nun zwar keine Geſpenſter, aber mehr als das.

Nach einem Augenblicke ängſtlichen Harrens kam aus dieſem Hauſe eine ganz weiße Bahre auf ſchwarzen Schultern; man konnte nur die Bahre ſehen, und man mußte annehmen, daß ſie ſich allein auf den erſten Leichenwagen hintrug. So erſchienen, eine nach der andern, acht weiße Todtenbahren, die alle auf denſelben Wagen kamen. Und dann wiederum acht Todtenbahren. Stumm und verhängnißvoll reiheten ſie ſich nebeneinander, wie die geſpenſtiſchen Nonnen im dritten Akte des **Robert le Diable**. Sie kamen unaufhörlich. Wie der erſte Wagen ganz bis oben voll war, rückte er um einen Schritt weiter. Ich meinte,

daß er über mich wegfuhr. Ein kalter Schweiß ſtand auf meinem Geſichte; meine Zähne ſchlugen zuſammen.

„Was iſt das?“ ſagte ich zu mir ſelbſt. „Ein Haus ausgeſtorben — eine ganze Straße ausgeſtorben? Welche Peſt häuft ſo Leichen auf Leichen?“

Und ich gedachte meiner Freunde, die jetzt ſo ruhig ſchliefen, unbekümmert um die Seuche; ich gedachte der unglücklichen Stadt, die den Männern der Kunſt vertraute und von ihrem Todesſchrecken ſich erholt hatte; ich dachte an Alle, die ich liebte, und dann auch an mich armen Menſchen! Im Angeſichte einer ſo impoſanten Sterblichkeit, was ſollte man beginnen? wohin ſich wenden? —

Es währte lange. Andere Bahren kamen, andere Wagen füllten ſich. Als der letzte endlich voll war, da ſchloß einer jener Männer das Haus, und ſteckte den Schlüſſel ein, als ob Niemand mehr darin ſey. Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung. Da das Gäßchen ſehr eng iſt, ſo kamen die Wagen gerade auf mich zu. Bei dieſem Anblick glaubte ich zu Stein zu werden. Ich wollte fliehen, aber Flucht war unmöglich. Ich wollte mein Aetherfläſchchen aus der Taſche ziehen; meine erſtarrte Hand blieb in der Taſche ſtecken!

Der Zug näherte ſich mir immer mehr. Ich

ſchloß die Augen. Welche Sprünge machte mein Herz in der Bruſt! Vom Kopf zu den Füßen, in den Ferſen, gleich Achill, in den Schultern, gleich Therſytes, empfand ich die furchtbaren Anzeichen der Cholera.

Nachdem ich mich vom allererſten Schrecken erholt hatte, ſchleppte ich mich bis an's Ende der Straße. Ich ging bei dem verödeten Hauſe vorbei; verödet in der That, verſchloſſen, ſtumm; kein Streifen Licht oder Rauch — nichts — es war das Haus der Todten! —

Ich weiß nicht, wie es mir noch möglich wurde, eine Steinbank vor einem Hauſe in der Straße St. Jacques zu erreichen; ich ſetzte mich auf dieſe Bank, und ſicherlich wäre ich krank geworden, wäre ich nicht ganz allein geweſen.

Ich bildete mir ein, daß der letzte Augenblick meines Lebens gekommen ſey, daß die Luft dieſer unheilſchwangern Straße meine nur halb angeſchwellte Lunge ſchon verdorrt habe. Wie ſehr ſehnte ich mich nun nach Dingen, die ich in glücklichern Tagen ſo verachtet hatte. Was hätte ich nicht darum gegeben, auch nur im Gymnaſe zu ſitzen und einer erſten Vorſtellung beizuwohnen!

Nach und nach ſammelte ich mich. Ich unterſuchte die mich umgebenden Gegenſtände. Zuerſt

erkannte ich die Straße St. Jacques an ihrem jähen Abhang; die Bank, worauf ich saß, war vor der Thür des Kollegiums von Ludwig dem Großen, meinem zweiten Vaterlande.

Dies war ja das große Thor, das nur so selten geöffnet wurde! Hier vor mir unser lärmender Nachbar, der Schlosser Yolande! Wie wir sonst hier Virgils Verse, die Waffen des Aeneas citirten, vor diesem ehrlichen Schmied, der einen solch mittelalterlichen Namen trägt. — Hier, zu meiner Linken — das ist ja wohl der Laden der Madam Vigneron, wo man so herrliche Pasteten bekommt? Alle Freuden meiner Kindheit, alle ihre brennenden Schmerzen auch, alle jene trügerischen und verworrenen Träume der Studentenjahre, zogen an dieser Bank bei mir vorüber, scherzend, fratzenhaft, lachend, springend und jubelnd. Und vor mir immer die **Rue neuve des Poirées**, dieser enge und finstere Darm, wie eine Art von dunkler Furche hatten darin die Räder der Wagen zurückgelassen! Alles dies machte einen unbeschreiblichen Eindruck!

Wie lange ich so sitzen geblieben wäre? ich vermag es nicht zu sagen. Glücklicherweise nahte sich mit seinem Kahlkopfe, seiner wichtigen und gravitätischen Miene, seinen gelehrten Stirnrunzeln und der doctoralischen Wichtigkeit seiner ganzen

Perſon, der Hauptportier des Kollegiums, eine verehrungswürdige Erſcheinung, deren Andenken mir ſtets tief in's Gedächtniß geprägt bleiben wird.

Beim Anblick dieſes Mannes fühlte ich mich ſo erleichtert, als ſähe ich den rettenden Arzt. Wie ich ihn zu dieſer Stunde erblickte, vergaß ich aller jener Momente ſeiner übeln Laune, aller ſeiner officiellen Rapporte, wenn ich zu ſpät aus dem Theater nach Hauſe kam, kurz ich rief ihm mit Telemach's Salbung, bei Mentor's Anblick, entgegen: „O Rombeaur! Rombeaur! was führt Euch in dieſe verpeſtete Gegend? Hütet Euch, damit Euch der Tod nicht ereile!“

Da Rombeaur über dieſe Anrede erſtaunt zu ſeyn ſchien, ſo ließ ich den poetiſchen Styl fahren und erzählte ihm ganz einfach, was ich geſehen, die Wagen, die Fackeln, die aufgehäuften Leichname, das verödete Haus; Alles dies ſagte ich Rombeaur. So wie meine Erzählung fortſchritt, belebte ſich mein Ton, aber Rombeaur, der daran gewöhnt war, rhetoriſche Ausführlichkeiten anzuhören, hörte auch mich ganz gelaſſen an. Erſt nachdem ich zu Ende war, nahm er das Wort, und er ſprach ſo ſchön, wie einer der Weiſen Griechenlands, ſeine ewigen Muſter. Er ſagte mir nichts über das gelbe Fieber, noch über die

Peſt von Florenz, weder über die Epidemie von Marſeille, noch über Belzunce, den heiligen Prälaten; kaum berührte er die indiſche Cholera ſelbſt, und nur von einem leichten, ungläubigen, ganz klaſſiſchen Lächeln begleitet, gleich als ſpräche er von St. Beuve oder Victor Hugo.

„Das was Sie in jenem Hauſe der **Rue neuve des Poirées** ſahen," fing er an, „hat mit der Cholera nichts gemein. Beruhigen Sie ſich, die Sache iſt gleichgültiger, als ſie glauben. In jenem unbewohnten Hauſe werden die Todtenbahren unſeres Arrondiſſements aufbewahrt; alle drei Tage, und zwar um dieſe Stunde, um Niemand zu erſchrecken, ſendet die Adminiſtration der Leichenbeſtattung hierher, um ihren Bedarf zu holen. Dies geſchieht, ob die Cholera hier iſt, oder nicht. Das iſt das Ganze, worüber Sie erſchrocken ſind, die Zahl der Bahren iſt übrigens faſt dieſelbe, wie im vorigen Jahre — alſo beruhigen Sie ſich immerhin, mein kleiner Freund — und nun gute Nacht!"

Bei dieſen Worten ging der würdige Rombeaur ernſten Schrittes in's Kollegium zurück, und ſchloß die Thür hinter ſich zu.

Wenn er zu mir geſagt hätte: Komm, Dein Lager erwartet Dich im Schlafſaale, gleich links, weit vom Lehrer — komm! in jenem weiten Schlaf-

ſaal, wo man ſo leiſe ſpricht und ſo laut ſchläft; bei uns hier, giebt's keine Anſteckung — komm! verlorener Sohn des Kollegiums, verlaſſe die Menſchen, hier iſt es gut ſeyn! Du Knabe von fünfzehn Jahren! Hätte er mir dies geſagt, der würdige Mann, ich ſchwör's hoch, ſo würde er mir nicht mehr Ruhe und Frieden in's Herz geflößt haben, als durch dieſe zwei Worte: „Ob Cholera oder nicht, das thun ſie alle drei Tage!" Niemals fühlte ich mich noch glücklicher. Selbſt an jenem Tage nicht, wo ich aus dieſem friedlichen Hauſe trat, ein armer Enthuſiaſt, der auf gut Glück davon ging, und ſeiner alten, guten Tante den Arm gab, ſeiner gebrechlichen Stütze von achtzig Jahren.

Mein ganzes Leben lebte ich an jenem Abende noch einmal. Die Andenken meiner jungen Tage, die Schrecken der Gegenwart. Nie hatte ich ſo viel Wehmuth, nie ſo viel Angſt empfunden. Seit dieſer, an Gemüthsbewegungen ſo fruchtbaren Nacht gab ich mir das Wort, nie mehr mich fürchten zu wollen, der Gefahr entgegen zu gehen und ſelbſt einen Sargdeckel zu lüften.

Dieſes Drama hat mich in der letzten Woche am meiſten erſchüttert; ich war der Schauſpieler darin, um nicht zu ſagen, der Held, und wenn ich

es hier berichte, ſo geſchieht es in der Hoffnung, daß mehr als eine nervenſchwache und gereizte Einbildung daraus Nutzen ziehen kann. Uebrigens hat es mir dieſe Woche gar nicht an Dramen gefehlt, aber die Dramen im Theater intereſſiren Euch noch nicht. Ich habe Euch umſonſt das Theater als eine heilſame Zerſtreuung empfohlen, und Euch aus allen Kräften zu ſeinem Beſuche eingeladen; ich ſah nur wenig Leute dort. Dafür aber füllten ſich die Hilfsbureaux und die Hospitäler mit Leuten voll Hingebung und Menſchlichkeit. Mehr als eine Dame der großen Welt vergißt ihre Loge in der italiäniſchen Oper und beugt ſich über das Bett des Kranken, um ſeinem leiſeſten Winke zu gehorchen. Die Salons ſind in Werkſtätten der Barmherzigkeit verwandelt; ein Jeder nimmt, bis zu Thränen, Theil an dem Drama, welches das allgemeine Ungemach zum Gegenſtande hat. Das iſt ſchön! Bleibt immerhin in Euern Rollen, Ihr Helden dieſes erhabenen Trauerſpiels; hoffet, liebet, betet, und gedenkt der glückſeligen Stunde, wenn das Uebel entweichen wird, beſiegt durch Euere Mühe und Gebete: nicht ich will darnach ſtreben, Euch davon abzuwenden. Zuerſt gehört der Menſchlichkeit, Ihr werdet ſicher zur Kunſt zurückkehren. Die Kunſt

iſt die ernſteſte Beſchäftigung in Zeiten der Muße und des Glücks. Wir werden bald zu ihr zurückkehren. Laßt uns hoffen! —

---

23. April 1832.

Hiermit erhaltet Ihr noch ein Blatt von der Cholera. Wenn Ihr der ſchönen Vorleſung des Doktor Brouſſais beigewohnt hättet, ſo würdet Ihr wiſſen, daß er die Furcht für eben ſo mörderiſch hält, als das Uebel ſelbſt. Dies iſt aber Alles, was Ihr für heute von jener Vorleſung erfahren ſollt. Brouſſais iſt ein Mann, der gut ſpricht, der richtig urtheilt, der gerade zum Ziele geht, aber dabei ſchrecklich iſt. Wie er ſeine Vorleſung geendet hatte, war die Verſammlung ſtarr und bleich; mehr als eine Wange war mit dem Zeichen des Todes verſehen. Keine Trauerrede von Boſſuet, von Boſſuet ſelbſt auf der Kanzel geſprochen, konnte zu ihrer Zeit eine furchtbarere Wirkung hervorbringen, als dieſe Vorleſung. Die Arzneikunde beſitzt in jetziger Zeit die einzige Beredſamkeit, die ſich verſtehen läßt, ſie iſt die einzige Macht, die Anſehen hat, der einzige Gebieter, dem man gehorcht. Alſo laßt uns unſerm Lehrer Brouſſais gehorchen, beruhigt Euch, und vor Allem,

wohnt nicht ſeinen entſetzlichen Vorleſungen bei, höchſtens horcht ihnen von weitem zu. Der Schall, durch die Entfernung geſchwächt, komme dann zu uns, um uns zu belehren und uns ein wenig zu beruhigen. Wir müſſen uns auf's Beſte tröſten, indem wir das Ende dieſes Elends abwarten, ſo will es Brouſſais.

Was nun dieſe Tröſtungen betrifft, ſo kenne ich Jemand, der die Heilung einer ſehr nervenſchwachen und ſehr furchtſamen Dame vollbracht hat und der ſich ſo dabei benahm:

Die arme Kranke war recht ängſtlich; ihre Bruſt zog ſich bei jedem Herzklopfen zuſammen, und das Herz klopfte immerwährend; ſie hob ihre erſtarrten Hände zum Himmel; ſie befragte ſich jeden Augenblick ſelbſt nach ihrem Befinden und ſchauderte vor Entſetzen, ſie erduldete unerhörte Qualen, wie wir wohl Alle ſie erduldet haben; nichts machte ihr mehr Freude, weder die Blumen ihres Gartens, die ſie ſonſt ſo liebte, noch die Sonne des bois de Boulogne, ſo hell und rein; nichts, was das Leben und die Poeſie dieſer armen Dame ſonſt wohl ausgemacht hatte; ſie verzehrte ſich, ſie ſtarb hin, ſie war todt. Aber bleich und hinſterbend, und beſtändig faſtend, war ſie immer noch ſehr ſchön.

Sie, die von Paganini bei seiner ersten Anwesenheit entzückt worden war, sie fand ihn nun schlecht. Paganini spielte vorgestern: er erscheint wieder in dieser Zeit der Pest, der wunderbare schwarze Mann. — Dieser finstre Geist, mit dem gebeugten Haupte und den fliegenden Haaren, mit dem gebrochenen Leibe, er kehrt wieder, und hält seine Geige mit jener kalten Wuth, die nur ihm eigen ist; da seht, wie er wieder seinen Bogen und seine Seele in die Lüfte schleudert; da seht, wie er sich entflammt, wie er seufzt, lacht und weint! Und nun, wie er sich wieder den Kapricen eines großen Künstlers überläßt, denn das Uebertriebene ist ein Privilegium des Genies, nur ihm kommt es zu, darin zu glänzen.

Paganini stand vor unserer Kranken; er überließ sich seinem ganzen Gefühle, all seinen Schwärmereien, seiner ganzen Häßlichkeit, seinen phantastischen Launen; er drückte seine langen Finger auf die Saiten ein, seinen breiten Fuß auf den Boden, seinen erhabenen Blick auf die Noten, die er in seiner Seele liest. — Gewiß ist dies das bizarrste und sublimste Geschöpf der neuern Zeit. — Und dies Alles trug sich zu an einem Tage der Pest, einem Charfreitage, zu einer Zeit, wo das Christenthum nahe daran war, wieder ein soziales

Bedürfniß unter uns zu werden, weil jede andre Poesie uns abging. Also stieg Paganini selbst aus der Erde auf, bei den Klagen der Kranken, und er mußte — an dieser Frauenseele, die in gewöhnlichen Tagen so leicht jeden Eindruck annimmt — jetzt mit allen seinen Eigenschaften scheitern.

Die Freunde dieser Dame, deren sie viele zählt, denn sie ist gut, sanft und liebenswürdig, hielten sie demnach für sehr gefährlich krank.

Sie hatte einen Arzt, wie man nun gewöhnlich einen zu haben pflegt. Einen aufmerksamen Freund, gefällig, geduldig ohne Maaß, der Euch beklagt und lange Euern Puls fühlt, wenn Ihr nämlich weiblichen Geschlechts seyd, und eine schöne, rundliche Hand habt, als gerechte Entschädigung für so viele kleine Bemühungen.

Man beschloß, einen andern Arzt holen zu lassen. Einen Doktor von der barschen Manier, der laut und kurz spricht, der Euch mit ernstem Auge ansieht, der Euch gern mit dem Stockknopfe den Puls fühlen möchte. Manchmal kommt es wohl, daß der Kranke sich wohler fühlt, nach solchem verblüffenden Blick, solchem Ton, der Euch nicht zu Worte läßt, solchem Herrscherwillen, der Euch befiehlt, daß Ihr Euch wohlbefindet. Also ward ein

ſchwarzer Doktor gefunden, für unſere Dame, die ſich ſo hartnäckig weigerte, geſund zu werden, bei den blonden Worten ihres gewöhnlichen Arztes.

Der ſchwarze Doktor trat ernſt herein. Er ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl, der Kranken gegenüber, welche zitterte. Er ſah ſie vom Kopfe zu den Füßen an, mit einem kalten Blicke, als wäre er daran gewöhnt, einen ſo zarten Körperbau, einen ſo kleinen Fuß, eine ſo zierliche Taille, einen ſo niedlich aufgeſetzten Kopf zu erblicken; die Kranke ſah es dieſem bleiernen Blicke ſogleich an, daß ſie diesmal keinen Einfluß über den Geiſt des Menſchen, der vor ihr ſaß, auszuüben im Stande ſey, und daß ſie gänzlich der Macht des Arztes anheimgefallen war. Wie ſie dies eingeſehen hatte, fürchtete ſie ſich. —

Er aber ſagte ihr, mit einer Stimme, die ſanfter war, wie ſein Blick: „Madame, noch haben Sie nicht die Cholera, wenn Sie jedoch Ihren Nerven keinen Zwang anthun, wenn Ihre Bruſt ſo geſpannt, Ihr Geiſt ſo erſchlafft bleibt, ſo ſtehe ich für nichts.“

Nachdem er dieſes geſagt, ſchien er aufſtehen zu wollen; die Kranke ſtieß einen Schrei aus — er blieb.

Nach einer Pauſe fing er wieder zu ſprechen

an und zwar eine lange Zeit; er ſprach, als ob er die arme Frau zwanzig Mal umbringen wollte; er war aber ein großer Phyſiolog, und er wußte, was er ſagte. Dies ſind ungefähr ſeine Worte:

„Madame, Sie müſſen ſich vor allen Dingen tröſten. Das was ſich ſeit einem Monate bei uns zuträgt, iſt allerdings ſehr betrübt; Sie kennen aber die Geſchichte. Welche Krankheiten und welche ſchwere Krankheiten dieſer Art finden wir nicht! Wir wollen einmal bis zum Thucydides hinaufgehen. Im Jahre 429 v. C. erſchien zu Athen die Peſt, in einer Stadt, die faſt wie unſer Paris war, voll von Poeten, welche ſogleich verſtummten, von Archonten, welche die Aufſicht führten, und von Frauen, welche Angſt hatten. Dieſe Peſt war glühend, bleigrau, ſie beſudelte die Lippe mit verdorbenem Blute, und peinigte den Kranken während neun Tage, und raubte ihm alle Arten des Gedächtniſſes, das des Herzens zuerſt. Die Straßen waren voll von Leichen, der Sohn jagte den Vater aus dem väterlichen Hauſe, der Sklave ſeinen Herrn aus dem Bette. Die furchtbare Geißel dauerte drei Jahre; ſie tödtete Pericles, nachdem ſie neben ihm ſeine beiden Söhne, ſeine Schweſter, alle ſeine Verwandten hingeſtürzt hatte. Alſo tröſten Sie ſich, Madame, bei uns hat die Cholera die Fa-

milienbande enger geknüpft; nicht ein Sohn ist vom Bette des Vaters gewichen, nicht ein Diener hat seinen Herrn verlassen; Niemand brach seine Pflichten."

Aber die Dame, zitternder als jemals, tröstete sich immer nicht.

„Madame," sagte hierauf wieder der schwarze Doktor, „Rom wurde drei Mal von der Pest verheert. Das erste Mal war Rom noch nicht hundert Jahre alt, und dennoch wurde es die erste Stadt der Welt. Bestätigungen kommen von allen Seiten nach Paris, daß der Seidenhandel sich in St. Etienne hebe; der Kampher mit Gold aufgewogen werde; trösten Sie sich, Paris ist lebendiger und gewerbtreibender wie es noch jemals gewesen."

Die Dame jedoch tröstete sich nicht. Er wurde immer unermüdlicher, er stellte seinen Stock zwischen die Beine, und stützte seinen Kopf auf beide Hände.

„Kommen wir zur christlichen Zeitrechnung, so sind die Pesterscheinungen nicht mehr zu zählen. Im Jahre 65 nach Christo sah Nero die Pest ankommen. Ein Freund der Geißeln der Menschheit, wie er war, empfängt er sie würdig, wie er später die Feuersbrunst empfangen. Der Einfall der

Barbaren, der ſtets ſo lang in dieſer römiſchen Welt währte, war immer von der Peſt begleitet. Die erſte Peſt in Paris erſchien im Jahre 540. Zwei Jahre darauf wird Konſtantinopel von einer Kontagion heimgeſucht, die jeden Tag 5000 Menſchen tödtet. Dieſe Peſt währte 50 Jahre. In Marſeille kennt man ſeit ſeinem Entſtehen: le mal des ardens, das mit großer Kälte beginnt, in furchtbare Hitze ausartet und den Tod zur Folge hat. Ich ſpreche nicht von den Blattern und dem Ausſatz. Dieſe Uebel herrſchten immer zugleich in ungeſunden Städten. Nichts war dort vorgeſehen; es gab weder Ordnung noch Reinlichkeit, weder Polizei noch Aerzte; die Geißel fiel aus ihrer ganzen Höhe auf die dicht zuſammengedrängten Menſchenhaufen. Wir aber, wir haben große Aerzte, die Chemie iſt bedeutend vorgeſchritten, die Straßen werden zwei Mal täglich gewaſchen, wir haben Chlor und alle mögliche Desinfectionsmittel, wir haben weiße Wäſche, und Sie, Madame, haben da ein geſticktes Battiſttuch, das ſie ſehr Unrecht haben, mit ſo ſtarken Odeurs zu begießen. Darum fordern Sie ein leinenes Schnupftuch von Ihrem Kammermädchen, und tröſten Sie ſich, Madame!" —

Die Dame warf weit weg ihr von Kampher

verpeſtetes Tuch; ſie nahm ein anderes zwar, aber ſie tröſtete ſich nicht.

Wie er ſie nun viel bleicher vor ſich ſah, als da er zu ihr eintrat, ſprach er weiter:

„Was würden Sie erſt ſagen, wenn Sie die Geſchichte von China läſen? Denken Sie nur einmal. Im Jahre 1232, und in einem Zeitraume von 50 Tagen, lieferte eine einzige Stadt ihre 900,000 Särge. Ein Jahrhundert ſpäter verbreitete ſich abermals aus China eine allgemeine Peſt, der ſchwarze Tod oder große Tod genannt. Das war einmal eine ſchöne und ernſtliche Peſt. Sie reiſte launenhaft, bald hier bald dorthin, wie die Cholera. Sie hat die Menſchen decimirt. Zu Paris tödtete ſie 80,000 Perſonen. Unter andern Johanna von Burgund, Gemahlin Philipps von Valois, und die Herzogin von Normandie, ihre Schweſter. Die Grafſchaft Avignon allein verlor 120,000 Menſchen. Italien, das herrliche Land, wurde gemäht, im ganzen Sinne des Worts. Florenz, Rom und Genua ſanken in's Grab. Petrarca, welcher der Welt die italiäniſche Sprache ſchenkte, ſah ſeine Laura von der Peſt hingerafft. Es war furchtbar! Die Städte verödet, reife Aernten ohne Schnitter, Juden, der Vergiftung angeklagt, wurden geſchlachtet, wie jüngſthin hier mehrere Un-

ſchuldige geſchlachtet wurden, durch denſelben, ewig dummern Pöbel. Es war ein Entſetzen als ob die Welt unterginge. Man ſprengte aus, daß im Blicke ſich die Peſt mittheile — bedenken Sie das Entſetzliche! Während dieſer Zeit aber ſah man in Italien, das mit Leichen überſchwemmt war, einen ungeheuern Hang zu den Lüſten. Man berauſchte ſich in Geſellſchaft, man krönte ſich mit Blumen, am Tage ward geſungen und Abends erzählte man Geſchichten von Galanterie und Liebe, wie ſie uns Boccaccio aufbewahrt hat, und deren gräßliche Vorrede ein Meiſterwerk iſt. Machen Sie es wie die Florentiner, Madame; und rathe ich Ihnen auch nicht, zu trinken und zu ſingen, ſo leſen Sie wenigſtens Erzählungen. So eben giebt Herr von Balzac neue heraus, die noch ſchlüpfriger ſind als die des Boccaccio. Alſo ſputen Sie ſich, benützen Sie die Cholerazeit, um ſie zu leſen. Die Cholera entſchuldigt Alles. Iſt ſie wieder vorüber, ſo müſſen Sie die Contes drolatiques im Geheim leſen — alſo leſen Sie ſie jetzt und tröſten Sie ſich!“ —

Aber die Dame, bleich wie Petrarca, als er Laura's Tod vernahm, tröſtete ſich nicht.

„Wahrhaftig, Madame,“ fing hierauf der ſchwarze Doktor wieder an, „da ich Sie noch im-

mer so traurig und melancholisch sehe, so würde ich Ihnen jene Pest wünschen, welche im Jahre 1373 in Holland ausbrach. Man nannte sie den Tanz des heiligen Johannes, und die davon befallen wurden, waren wie närrisch vor Freude, und sprangen und sangen halb nackt in den Gassen. Auf allen Plätzen, ja in den Kirchen, überall nichts als Kontratänze und Gesänge. So war es auch in ganz Deutschland. Alle Deutschen tanzten ihren St. Veitstanz; das war noch eine vernünftige Narrheit, in der Ihrigen ist kein gesunder Menschenverstand."

Und wie die Dame sich noch immer nicht beruhigen wollte, fuhr der schwarze Doktor fort:

„Wissen Sie wohl, daß im 15ten Jahrhundert der trousse-galant Ihnen in den Leib fuhr, mit eisigen Klauen, Ihre Eingeweide schnell ergriff und Sie todt niederstreckte? Die Wölfe aus den Wäldern fielen in die Straßen von Paris ein, um sich mit Leichen zu mästen; zu Rouen fraßen die Hunde die verlassenen Säuglinge auf. In demselben Jahrhundert, doch dreißig Jahre später, brach die Pest in Florenz aus, von welcher wir im Macchiavel lesen; und noch dreißig Jahre, da verwüstete die Pest Gasconien. Lesen Sie doch die schönen Klagen des Herrn von Montaigne! wie

ſein Skepticismus vor dieſen Unordnungen in der Schöpfung zurückweichen muß! Auf den vormaligen Vereinigungsplätzen, den Märkten u. dgl. hörte man nichts als die Worte: „der iſt krank — jener iſt entflohen — dieſer iſt im Spital!“ Aber der gute Herr behielt ſeinen Muth, er widerſtand, er tröſtete ſich ſo gut er es vermochte; und darum machen Sie es eben ſo wie er, Madame, und tröſten Sie ſich!“

Aber das Beiſpiel des alten Montaigne wirkte nicht auf die Dame, und ſie tröſtete ſich nicht.

Da ging der ſchwarze Doktor, um ſie gänzlich von Frankreich abzuziehen, zum Norden über.

„Moskau verlor 1713 100,000 Seelen“, fing er an, „und 100,000 Seelen 1770. Die erſchrokkene Czaarin, eben ſo durch Ausſchweifungen wie durch Blut befleckt, verläßt die Stadt; das wüthende Volk ermordet den Erzbiſchof Ambroſius in ſeiner Kirche; die Peſtkranken entlaufen den Spitälern, um die Stadt zu plündern, und man erſchlägt ſie mit Knuten. Das ſind Peſtilenzen! — Nun aber, Madame, können Sie ſich wohl tröſten!“ —

„Und unter der Regentſchaft — die Peſt in Marſeille; noch ſchaudert Marſeille beim Gedanken daran. Die blauen Kadaver in der glühenden Sonne! Dieſer Durſt, dieſer Hunger einer ganzen

Volksmenge! Der Ritter Roſe und der heilige Biſchof Belzunce! 40,000 Geſtorbene innerhalb der Mauern der Stadt, und 96,000 in der ganzen Provence! Alſo tröſten Sie ſich, Madame, tröſten Sie ſich!" —

„Und Scorbut, Typhus, gelbes Fieber, und alle anſteckenden Krankheiten, die wie durch Zauberei ſich verbreiten. — Ein Lüftchen, das aus dem Orient kommt, ein Vogel, der vom Baume fällt, eine kaum aufgeblühte Blume, eine Hand, die man Ihnen lächelnd darreicht — das iſt die Peſt! — Aber die Cholera iſt nicht anſteckend! Darum beruhigen Sie ſich, Madame!"

„Wir hatten eine Schuld der Modepeſt zu bezahlen, aber der nächſte Moment gleicht ſie vollkommen aus. Beruhigen Sie ſich immerhin, unſere Zeit iſt darin glücklicher wie eine frühere. Während der Gründung Roms bis zur Regierung Auguſt's zählte man 33 Mal die Peſt in Italien; 33 Mal in 732 Jahren. Seit dem Chriſtenthum bis 1680 erlitt Europa 97 große Epidemien; im 17ten Jahrhunderte erſchien die Peſt 14 Mal, aber im darauf folgenden nur 8 Mal. Alles in Europa iſt ſchwächer geworden, ſelbſt die Peſt; die Cholera iſt das Unwohlſeyn eines Tages gegen jene Foltern. — Darum tröſten Sie ſich, Madame!" —

Nachdem der ſchwarze Doktor alle dieſe Peſtilenzen wohl beſchrieben, und alle dieſe Todesarten gut erzählt hatte, ſtand er auf und verließ die Dame, ohne noch ein Wort des Troſtes hinzuzufügen. Dieſer Doktor hatte kein Mitleid bei den kleinen Leiden, die uns ſo große Schmerzen verurſachen, und keine Arzenei für die kleinen Uebel, die uns ſo krank machen; er war ein Mann, der die Peſt nur im Großen handhabte, den ein Nervenzufall genirte, und der ſich nur bei den Todeskämpfen eines Hoſpitals wohl befand. An dieſem Tage hatte ſeine Mißlaune den höchſten Gipfel erreicht; es waren 3000 leere Betten in den Spitälern. Das war ein närriſcher Doktor, dieſer ſchwarze Doktor! —

Sein Beſuch bewirkte jedoch das Gute, daß die Dame nunmehr einſah, wie wenig gefährlich ſolche Drangſale in unſern Tagen waren, und wie viel Dank ſie dem Arzte ſchuldig war, der ihr ſo große Theilnahme geſchenkt hatte. Sie gewann einige Herrſchaft über ſich; ſie hörte, wie der ſchwarze Doktor mit ſchweren Schritten die Treppen hinabſtieg, dann ſchickte ſie zu ihrem gewöhnlichen Arzte. Er kam. Er ſah ſie wiederum mit Nachſicht und Theilnahme an; er fand ſie wirklich ſehr krank, und er ſagte ihr, daß ſie krank ſey, aber nichts

zu fürchten habe. Um ihre Herstellung zu beginnen, verordnete er ihr einen Flügel von Huhn, und ein Glas Zuckerwasser für den Abend, und so brachte er sie glücklich aus dieser Unannehmlichkeit.

Ein schwarzer Doktor nützt der Masse, ein blonder Doktor aber ist dem Einzelnen unentbehrlich. Die Vorlesung des Doktor Broussais ist vortrefflich für Aerzte, sie taugt jedoch nicht für andere Leute. Einem Jeden, was ihm frommt. Blutigel und Abführungen den schweren Kranken, Tröstungen den Unpäßlichen. Für die Einen Broussais Vorlesungen, mein Feuilleton für die Andern.

Und darum giebt das Journal des Débats heute nicht Broussais Vorlesung.

Unsere schöne Dame hat sich Folgendes vorgenommen: Wenn ihre Gesundheit, das heißt der öffentliche Gesundheitszustand, wieder hergestellt seyn wird, so will sie ihre beiden Aerzte besuchen. Zum schwarzen Doktor jedoch wird sie nur gehen, wenn sie sicher ist, ihn nicht zu Hause anzutreffen; zum andern aber, um ihn zu sprechen; und sollte er abwesend seyn, so wird sie ihm eine Karte mit folgenden Worten hinterlassen, das schönste Lob enthaltend, das man für jetzt einem Arzte ertheilen kann: „Für den, der zu trösten weiß!“ —

26. September 1832.

Heute geben wir eine glückliche Neuigkeit, die Cholera iſt nicht mehr in Paris. Die grauſame Krankheit hat, nachdem ſie ihre ganze launenhafte Wuth erſchöpft ſah, uns endlich ganz verlaſſen. Von heute an werden wir nicht mehr nöthig haben, die Sterblichkeitsliſte der letzten 24 Stunden zu leſen. Dieſes grauſame Geſchäft wird aus unſern Morgenbeſchäftigungen verſchwinden; endlich werden wir, nach ſechsmonatlicher Todesangſt, wieder zu unſern Gewohnheiten und unſerer Behaglichkeit zurückkehren können. Dank ſey dafür dem Himmel! —

Diesmal kann man ſich darauf verlaſſen und uns vollkommenen Glauben ſchenken: die Krankheit hat gänzlich aufgehört. So lange ſie war, haben wir ihre Verheerungen mitgetheilt, eben ſo grauſam exakt für uns, wie für andere. Wir haben keinen Todesfall, ſelbſt im furchtbarſten Augenblicke, da der Schrecken am größten war, zu verheimlichen geſucht.

Wir haben uns wie Männer betragen. Wir haben muthig die Geißel erduldet, und zwar ihre ganze Kraft, ohne einen Schritt zurückzuweichen.

Man muß nunmehr hoffen, und wir glauben es mit Beſtimmtheit, daß die Cholera für immer

verſchwunden ſey. Ihre grauſamen Angriffe werden keine gräßlichern Folgen haben. Frankreichs Himmel iſt zu ſchön, die Luft zu rein, die Sonne iſt eine zu gute Sonne, als daß man glauben könnte, die Peſt ſey bei uns etwas anders, als eine traurige Zufälligkeit; zwar es iſt wahr, ein entſetzliches Uebel, aber dennoch ein Zufall bloß, der vor dem Muthe weicht, um nie zurückzukommen, eine grauſame Prüfung, die wir beſtehen mußten, damit keine übrig ſey, die das neuere Frankreich nicht beſtanden hätte, um mit einem Male, ſowohl in Trübſal als im Ruhm, alle früheren Generationen Frankreichs zu überbieten! Hierzu fehlte uns nur noch eine Peſt; nun haben wir ſie gehabt, Körper und Seele ſahen wir gebeugt unter der furchtbaren Epidemie, jetzt aber laßt uns den Körper und den Muth wieder erheben. Und genug hiermit! —

Erinnert Ihr Euch noch, wie die Krankheit nach Paris gekommen iſt? Mit einem einzigen Sprunge, plötzlich ohne Uebergang, ohne „Aufgepaßt!“ zu rufen. Sie kam von den Ufern des Indus, athemlos und eilig, um ſich in unſerer großen, verfeinerten Stadt recht auszudehnen. Sie fiel über uns her des Nachts, während eines Karnevalfeſtes, in der Nacht des tollen Dienſtags.

Sie überfiel uns mitten unter Lärmen und Tänzen; ſie ging nach der Courtille und ergriff die Trinker, welche ſchon der Rauſch taumelnd machte. Zuerſt traf ſie ihre Opfer ganz im Stillen; dann brach ſie los in ihrer ganzen Wuth, rechts und links, vorwärts und rückwärts; rette ſich wer kann! Die ganze Stadt erſtarrte vor Entſetzen; alle Geſichter wurden bleich, alle Seelen kummervoll; die Todtenwagen ſetzte ſie in Galopp, die Kirchhöfe überfüllte ſie.

Da herrſchte überall das Stillſchweigen, überall das Entſetzen, überall die Furcht. Die große Stadt glaubte ſich zu jeder Stunde geſtorben, und befühlte ſich zu jeder Stunde den Puls. Aber unter allen dieſen Uebeln war die Furcht noch das größte.

Die Furcht der Menge beſonders, jene Furcht, die ſich an den Straßenecken Luft machte. An einem Tage verſammelte ſich das verzweiflungsvolle Volk in den Straßen und ſchrie: Gift und Mord! Seine Wuth ſtürzte ſich auf unſchuldige Schlachtopfer; es erwürgte arme Schuldloſe, die gleich ihm zitterten, die gleich ihm vor dem Uebel flohen. Wie iſt ſie doch ſo grauſam, ſo dumm, dieſe Menge! Ueberall und immer daſſelbe, zu London, St. Petersburg und Paris daſſelbe! Und

ſo waren wir während einiger Tage zwiſchen Aufruhr und Peſt. Das war eine harte und furchtbare Poſition!

Aber gleich als ob die Cholera in ihrem ärgſten Wüthen Mitleid mit uns gehabt, als ob ſie alle unſere Gefahren begriffen hätte, ſo ging ſie — die anfangs nur die Armen befiel — mitten unter dieſen Anſchuldigungen von Gift und Mord, plötzlich zu den Reichen über. Sie ſtieg herab, oder vielmehr ſie erhob ſich, vom Dachſtübchen zur erſten Etage. Alles befiel ſie nun ohne Unterſchied; der Tod war gleich für Alle; ſie war gleich grauſam für dieſe, wie für jene, gleich bläulich, gleich häßlich! Da nun die Menge ſah, daß Alle auf dieſelbe Weiſe ſtarben, und daß Niemand ſich dieſem Tribute entzogen ſah, da ward ſie wieder ruhig und geduldig; ſie legte ſich in's Bett, um in Frieden zu ſterben, ohne Lärm, ohne Zorn, ohne Anmaßung, ohne Thränen, wie ſelbſt die Reichen nicht einmal ſterben konnten.

Nachdem dieſe erſte und fürchterliche Verirrung und Wuth in den Straßen von Paris, dieſes erſte und ſo natürliche Entſetzen der Reichen vorüber war, erhob ſich die Stadt zum höchſten Muthe und zur größten Kaltblütigkeit. Mit einem Male verwandelte ſich ihr ganzer Anblick. Sie trat

augenblicks zu jener ruhigen Würde über, welche den ſterbenden Völkern geziemt; ſie litt ohne Klage. Reiche und Arme bereiteten ſich vor zum Tode, indem ſie ſich die Hände reichten, indem ſie ſich einen letzten Blick der Theilnahme, des Mitleids zuwarfen. Reiche und Arme ſagten zu der Peſt: morituri te salutant! Aber nach dieſem Ausrufe der römiſchen Schlachtopfer erſchien die Tugend der Chriſten: die Nächſtenliebe. Nun war der Anblick der Stadt ſchön. Man half einander, man ſtand ſich wechſelſeitig bei. Die Selbſtſucht, worüber ſich die Geſchichte in allen ähnlichen und bei weitem nicht ſo troſtloſen Ereigniſſen beklagt, hat bei uns keine Verheerungen angerichtet. Wir haben nicht zu erröthen über jene häuslichen oder öffentlichen Niederträchtigkeiten, womit ſich die alten Peſtkrankheiten alle befleckten. Bei uns war Alles groß, die Ergebung in unſer Unglück ganz beſonders. Die Leiden tröſteten einander, die Schrecken beruhigten ſich wechſelsweiſe. Die chriſtliche Nächſtenliebe rang um den Preis in Hingebung und Eifer mit der reinen Menſchenliebe. Man verlieh Schutz, Beiſtand; man trug einander in die Hoſpitäler, man begleitete einander zum Friedhofe. Jeder hatte eine Vorſehung in ſeiner Nähe. Die Kaltblütigkeit, Geduld, und Tugend Aller,

das war ein großes, ein schönes Schauspiel! Und nun fügt zu diesem Allgemeinen noch das Besondre. Hospitäler, die aus dem Stegreife von einem Tage zum andern erwuchsen; schöne Frauen der großen Welt, die sich in der Stille zu den Krankenbetten stahlen; junge Herren, die alle Lust, alle Reize des geselligen Lebens verließen, um ihre Nächte in den Ambulancen hinzubringen, um den Kranken zu besorgen, wie man den Bruder besorgt; die Waisen, die man überall adoptirte; denn nicht ein einziges, armes Kind wurde vergessen, das an der Leiche seines Vaters weinte. Ferner der unerhörte Zusammenfluß von Männern der Kunst, der aus ganz Frankreich herbeiströmte; die großen Aerzte, die zu jeder Stunde des Tags und der Nacht sich bereit hielten; und alles das ohne Unordnung, ohne Verwirrung, ohne eitle Rücksicht, alles das einfach und ordentlich, wie man eine gewohnte Pflicht ausübt; dies sind wohl so erhabene Thatsachen des Bürgermuthes, die den Kriegermuth aufwiegen; dies sind eben so bescheidene, verborgene, unbekannte Helden, die weit hinter sich alle Helden im Militärrocke zurücklassen, auf die wir doch auch mit gutem Rechte stolz sind.

Und so wird diese schreckliche Krankheit, die wir so edelmüthig ertragen haben, einen unserer

Ehrentitel in der Geſchichte bilden. Ich glaube, daß die ſpätere Zeit zu nachſichtig gegen die Florentiner verfuhr, die ihre Peſt dazu benützt haben, um ſich den wildeſten Ausſchweifungen zu überlaſſen. Nach meiner Meinung ſollte es nicht genug Schimpf und Schmach geben, um damit jene ſtrafbaren Exzeſſe zu züchtigen; nach meiner Meinung ſind alle ſchlüpfrigen und reizenden Geſchichten Boccaccio's, während der fürchterlichen Peſt in Florenz, minder werth als eine Seite einer Vorleſung von Brouſſais. Die Geſchichten Boccaccio's ſind unter ſolchen Umſtänden ein Schandfleck für ein ganzes Volk. Sie entreißen dieſem Volke das Einzige, was es ſterbend zu tröſten vermag, die Würde im Unglück. Was vermag in dieſer Hinſicht eine pomphafte Beſchreibung zu erſetzen? Wird ſie jemals vergeſſen laſſen können, die kalte Grauſamkeit der Vornehmſten der Stadt, welche zechend ſich bekränzen, wenn Alles rings um ſie her ſtirbt? Es kann ſeyn, daß die Cholera in Paris keinen großen Geſchichtſchreiber finden werde, dagegen aber wird ſie ſich auch weder Bankets, noch Blumen, noch ſchlüpfrige, wenngleich reizende Geſchichten vorzuwerfen haben. Paris erfüllte ſeine Pflicht wie ein ehrlicher Mann und guter Bürger, und wenn auch Furcht und Schwachheit nicht fehlten, ſo

zeigte es ſich, daß man doch auch wieder erſtarken könne, welches mir beſſer zu ſeyn ſcheint, als in Tagen des Unglücks ſeine Schwäche zu berauſchen und ſein Erſchrecken zu betäuben. Daher wollen wir voll Achtung der Cholera in Paris erwähnen, es wird für uns Alle ehrenvoll ſeyn.

Ach! wohl müſſen wir dieſen Ruhm eben ſo theuer erkaufen, als jeden andern! Welche hohe Schlachtopfer ſind uns nicht entriſſen! Cuvier und Caſimir Perrier, die beiden Großmeiſter der Politik und der Wiſſenſchaft, ſind gefallen, um den Volksaberglauben, als wären die Großen der Erde geſchützt vor der Geißel, auf das eklatanteſte zu widerlegen. So war auch noch ihr Tod nützlich — aber ihr Leben wäre uns dennoch nützlicher geweſen! —

Beſonders hat die Wiſſenſchaft große Verluſte zu beklagen. Die Akademie wurde furchtbar dezimirt. Die Akademie der Inſchriften verlor faſt den ganzen Orient. Die jüngſten Gelehrten fielen auf eine unbegreifliche Weiſe, da man uns doch ſagte, daß nur verlebte und abgelegte Naturen unterliegen würden. Sie ſind geſtorben, die ſo einfach und beſcheiden lebten, und drei Mal mußte ihr Lehrer, Freund und Vater, Herr von

Sacy, auf ihren friſchen Gräbern weinen, weil ſeine beſten Schüler vor ihm heimgingen! —

Dies iſt ein großes Unglück! Die Wiſſenſchaft verlor ihren Lenz, das Kaiſerthum verlor ſeine alten Ueberreſte; wir haben viel zu thun, um unſere Verluſte der Gegenwart und Vergangenheit zu erſetzen, und die Zukunft iſt ohnedies für ein durch Revolutionen und Seuchen ganz zuſammengeſchoſſenes Volk eine ſehr ſchwer zu ertragende Laſt.

Aber endlich erſcheint doch nach der Revolution die Ruhe, nach Krieg Frieden, nach der Krankheit ein Zuſtand allgemeiner Geſundheit. Zerſchmetterte Nationen erheben ſich wieder, die Hoffnung wächſt, und mit ihr kehrt die Arbeit zurück, es kommen die Künſte und mit ihnen das Glück, und alle jene kleinen Annehmlichkeiten der Geſelligkeit, ohne welche unſer großes Volk unmöglich lange zu leben vermöchte.

# Versuch über das achtzehnte Jahrhundert.

Ich habe immer das achtzehnte Jahrhundert sehr geliebt. Es ist ein selbstsüchtiges, manierirtes, geistreiches, spöttisches Jahrhundert, das sich lautlachend in einen grundlosen Schlund stürzte, den es mit eigener Hand sich gegraben. Zu jener Zeit war Alles in Frankreich in Aufruhr, und in Lastern versunken; aber der Aufruhr war geistreich und das Laster war schimmernd. Ueber jene seltsame Zeit, wo der Zweifel an die Stelle des Glaubens trat, die Macht des Einzelnen von der Meinung, dem Despotismus Aller, verdrängt wurde; über jene Zeit endloser Liebesgeschichten, prachtvoller Sitten und loser Genüsse habe ich oft und ernstlich nachgedacht. Ich habe sie studirt, wie ich nur im Stande bin zu studiren, und habe sie so sehr benützt, wie ich nur im Stande war sie zu benützen. Vielleicht habt Ihr Rosette gelesen in meinen frühern Erzählungen. Je nun! Rosette

iſt eine Geſchichte aus jener Zeit, ohne Namen des Autors, die ich Wort für Wort abgeſchrieben, und ſie dennoch neu von einem Ende zum andern erzählt habe. Hier gebe ich nun, gleichſam um Roſette zu ergänzen, die Geſchichte eines ganz eigenen Schriftſtellers, der wenig mehr gekannt iſt und von unſern Romanſchreibern ſehr verachtet wird; der aber — er für ſich allein — mehr Geiſt beſitzt, als unſere jetzigen Romanſchreiber alle zuſammen genommen. Dieſer Mann iſt Crebillon, der Sohn. Nach Diderot kenne ich Niemand, der als Sittenmaler ſo das achtzehnte Jahrhundert wiederzugeben vermag als er. Voltaire ſelbſt will gar zu viel verbeſſern und iſt dabei zu ſatyriſch, als daß er für einen treuen Darſteller jener Geſellſchaft zu gelten vermöchte, die weniger verderbt als unſorgſam, weniger laſterhaft als zerſtreuungsſüchtig geweſen iſt. Candide iſt eine zu heftige Satyre, um eine wahrhafte Sittenſchilderung ſeyn zu können.

Alſo mag denn dieſe Geſchichte der kleinen Romane des 18ten Jahrhunderts für einen Anhang zur Roſette hingenommen werden. Dies wird Alles ſeyn, was ich für jetzt darüber zu geben geſonnen bin. Wir leben nicht mehr in den Zeiten der regelrechten Abhandlungen; nie haben lange, ſteife Arbeiten dieſer Art mehr Schrecken eingeflößt als

jetzt. Daher ſoll man von mir keine ſolche zu befürchten haben. Wenn Ihr jedoch meinen „Crebillon Sohn“ eben ſo gern leſen werdet wie meine „Roſette,“ ſo will ich ſpäter einmal eine Art von Studien über Diderot bekannt machen, welche Alles enthalten ſollen, was ich etwa noch über das 18te Jahrhundert zu ſagen wüßte.

Um ganz offenherzig zu ſeyn, ſo will ich nur geſtehen, ehe Ihr die folgenden Blätter leſet, denen dieſe Zeilen zur Vorrede dienen ſollen, daß alles dies ſchon von dem einzigen Manne des 18ten Jahrhunderts geleſen wurde, der uns noch aus jenen Tagen ganz aufbehalten iſt, einem Manne, der ſo mächtig durch ſeinen Verſtand wurde, als andere große Menſchen es durch ihr Genie geworden ſind; dem wahrſten und natürlichſten Reflex jenes 18ten Jahrhunderts, Herrn von Talleyrand nämlich ſelbſt. Ich erlaube mir nicht, ſein Urtheil hier wiederzugeben, wie er es im Ganzen über dieſen Verſuch ausſprach, aber ich will gern ſeine eigentliche Kritik hier anführen. „Crebillon der Sohn,“ ſagte er, „hat in der That nur die Sitten des Geldadels geſchildert; die große Welt iſt ihm entgangen, denn er kannte ſie nicht.“

Wenn dem aber ſo wäre, wie ſtand es denn um die feine Geſellſchaft zu Ihrer Zeit, Monſeigneur? —

# Crebillon der Sohn.

Wenn es jemals eine verſchollene Reputation gegeben hat, ſo nenne ich als ſolche ihn. Als Schriftſteller einer Epoche, oder vielmehr einer Moral im Verfall, verſchwand er plötzlich unter den Trümmern der Boudoirs. Wollte man heute dieſen dekrepiten Ruhm wiederherzuſtellen ſuchen, das hieße Schminke und Mouchen auf die Wangen legen, den Eventail zur Hand nehmen, und die mit Spitzen garnirten Paniers an die Hüften ſchnallen — ein belachenswürdiges Beginnen! Es würde ein großes Soubrettentalent dazu erforderlich ſeyn, uns noch in die eleganten Koſtüme unſerer Großmütter verliebt zu machen; Paniers und Mouchen müßten ſelbſt beim ſchönſten Wuchſe und beim jüngſten Geſichte eine Idee von Bejahrtſeyn erwecken, die jedem Erfolge ungünſtig wäre. Dies iſt ein Unglück für Crebillon den Sohn, der ſich ſo ſehr nach dem Geſchmacke ſeiner Zeit kleidete, daß man

ihn gar nicht davon zu trennen im Stande iſt; und um ſo gröſſer iſt dies Unglück, da Hof und Stadt ſich in dieſem Koſtüme mit gröſter Leidenſchaftlichkeit zweien Dingen überließen, die nicht länger als einen Tag gedauert haben — dem Laſter ohne Leidenſchaft, und der Unvorſichtigkeit ohne Einſchränkung.

Es ſetzt daher wohl in einige Verlegenheit, literariſch auf Sitten zurückzukommen, die in den Kämpfen einer Revolution untergegangen ſind; es iſt vielleicht ein unwürdiges Beginnen, ſo viel blutgetünchten Schutt wegzuräumen, um nach kleinen Marquiſen im Morgenkleide zu ſuchen, oder nach jungen Comteſſen, die Abends beim Schlafengehen ſchwatzen. Welch ein Muth gehört wohl auch dazu, durch die ganze Assemblée constituante hindurch zu gehen, um zum Hofe des Königs Tanzaï zu gelangen; an Mirabeau vorüber zu ſtreifen, um Herrn Clitandre beſſer in Augenſchein nehmen zu können; über Marie Antoinette und Madame Rolland hinwegzuſchreiten, um Cidaliſens Schnupftuch aufzuheben! Und das iſt es eben, was ich gewagt habe, ich Leichtſinniger! Aber was wollt Ihr? Gönnt Jedem ſeine Laune und Jedem ſeinen Helden! Tretet Ihr in ein Magazin von Alterthümern, ſo zieht es dieſe zu den

Rüſtungen und Waffen, jene zu den gothiſchen Möbeln, andere wieder zu Familienporträts: doch wollet den nicht verſpotten, der Vergnügen daran findet, ſich eine Sammlung von Mondkälbern anzulegen.

Es gab eine Zeit in der Geſchichte Frankreichs, wo in Künſten und Sitten, wie bei den Mächtigen, die Mondkälber eine große Rolle ſpielten. In jener ſeltſamen Epoche von geſellſchaftlicher Zerſetzung, wo die Gewalt in ihrer vollſten Kraft da ſtand, und wo zugleich durch den Verfall der Literatur der menſchliche Gedanke zur tiefſten Ohnmacht geſunken war, formirte ſich eine Geſellſchaft für ſich, eine Literatur für ſich, ſchwach und kleinlich, ganz kraftlos im Anfange, die ſpäter jedoch Alles mit ſich fortriſſen. Eine Vereinigung von wollüſtigen Courtiſanen, von Weibern, die der Luxus und der Müſſiggang ins Verderben geſtürzt, und von Literatoren aus Damenſchlafgemächern, die — ohne ſich darum zu bekümmern — jene philoſophiſche Richtung des achtzehnten Jahrhunderts durchkreuzte; eine Literatur von kleinen Erzählungen und kleinen Verschen, die, unverſchämt genug, Rouſſeau, Voltaire und Montesquieu über den Haufen rannte; eine kleine Welt, die ſich in der großen Welt verlor; deren Geſchichte Crebillon der Sohn geſchrie-

den, in ſeinen Romanen, die das 18te Jahrhundert verſchlang und die das unſrige nicht mehr leſen mag, ſelbſt nicht einmal als Sittenromane.

Wohlan denn! Wir wollen tapfer ſeyn, und dieſe Geſchichte der laſterhaften Geſellſchaft des 18ten Jahrhunderts entwerfen. Wir wollen uns in Sänften oder in Vis-à-vis ſetzen, und gleich Angola oder einem andern Helden jener Zeit, wollen wir bei irgend einer ſchönen Marquiſe ſoupiren, oder bei Celiane ein wenig klatſchen. Kommt, hängt Euern Mantel von Mauerfarbe um, verabſchiedet Euern Kammerdiener bis zwei Uhr des Morgens; kommt, der Tiſch iſt gedeckt, das Service gerichtet, die Dame ſitzt im Pudermantel da; kommt, und wollt Ihr recht ſicher ſeyn zu gefallen, ſo ſchont den guten Ruf ihrer Freundinnen nicht und liebkoſt ihrem Hündchen. Ich merke, daß Ihr Euch zu geſetzt dabei benehmt; das iſt aber ganz natürlich, Ihr ſeyd ja ſchon zwanzig Jahre alt. Ihr werdet nicht mit uns alten Kerlen aus den Zeiten der Regentſchaft gehen mögen, um Euch mit den Nachtwächtern herumzuprügeln, oder auf einer Strickleiter zum Balkon hinanzuklettern; Ihr werdet auch nie Spitzenmanſchetten anlegen wollen, denn Ihr haltet's mit Euerm ſchwarzen Frack und mit Euerm guten Namen; Ihr ſeyd ein

konſtitutioneller Edelmann, und als ſolcher verachtet Ihr die Kerzen der petite-maison und eſſt nicht zu Nacht. Armer junger Mann! der während drei Stunden auf dem Sopha neben Zephira oder Julica ſitzen dürfte, ohne daß das Sopha Etwas zu erzählen hätte; armer, junger Menſch! —

Wir müſſen jedoch geſtehen, um den Sohn unſerer Zeit in Etwas zu entſchuldigen, daß die Schuld nicht ſo ganz an ihm iſt. Seit Crebillon haben ſich die Frauen gar zu ſehr verändert. Sie haben die Männer aus ihrem Schlafgemache verbannt, und die Thür des Boudoirs vermauern laſſen; das Betzimmer iſt leer; es giebt keine lange Morgentoiletten mehr, keine Chaise-longue mehr Mittags und Abends. Haben ſie noch eine Loge in der Oper, ſo gehen ſie ganz angelegentlich hin um zuzuhören; dann fahren ſie nach Hauſe und um Mitternacht ſchläft Alles bei ihnen. Aber bei einer ſolchen Lebensweiſe muß ich faſt verzweifeln, Euch Crebillon den Sohn verſtändlich zu machen.

Der Werth dieſes Schriftſtellers iſt eine ſo eigene Sorte des Werths, daß ſie für uns nicht mehr begreiflich iſt. Sein Styl gehört keiner Schule an; ſeine Sprache iſt nur ihm eigen; ſeine Geſellſchaft hat nur einen Tag gelebt; eine ganze Welt

voll Luxus, Schläfrigkeit, Schwätzerei, dabei wieder voll lebhafter und weichlicher Genüsse, voll kleiner Abbés und kleiner Hündchen, kleiner Marquis und kleiner Mätressen, Obristen in goldener Uniform, und Lakaien von sechs Fuß; es ist uns jetzt eine unbekannte Insel, oder besser eine Lagune, ein Fleck, wenn Ihr so wollt, auf dem Sammt des 18ten Jahrhunderts.

Von all dem literarisch sprechen wollen? das würde unmöglich seyn; historisch? die Daten fehlen; biographisch? ich weiß wahrlich so wenig von Crebillon dem Sohne, wie unsere Nachkommen von mir wissen werden, der in diesem Augenblicke zu Euch spricht. Ich will's machen, so gut ich kann, und sagen, was ich weiß. Ich werde Schritt vor Schritt gehen und von Sopha zu Sopha, von der Gräfin zur Herzogin. —

Fontenelle und Lamotte, die Erben des 17ten Jahrhunderts, wie die Generale Alexanders die Erben der Universalmonarchie wurden, hatten sich auf ihrer Bahn durch den älteren Crebillon, den Trauerspieldichter, verstärkt. Es liegt mir hier nicht ob, von dem seltsamen Gemüthe zu sprechen, in dem der Rhadamist entstanden ist, und das einen Catilina hervorbrachte, den ich gegen Laharpe's Urtheil ganz vortrefflich finde. Dieser Mann, dieser

Dichter des Rhadamiſt, der arm ſtarb, war der Vater von Claude Prosper Jolyot de Crebillon. Das Kind, welches ſein ganzes Leben hindurch nur von Ambra, Seide und Weibern zu ſprechen wußte, erblickte das Licht der Welt und wurde erzogen in einer dichten Tabacksatmoſphäre, in einer Scheune, ein unterwürfiger Sklave der ſchreienden Katzen, der alten Hunde und der Raben ſeines Vaters. Seit der Wiege hörte er nichts als die tragiſche Muſe der Atriden vor ſeinen Ohren brüllen; er ſah wie ſein ehrlicher Vater in dem tragiſchen Becher ſein Gift deſtillirte, und blutige Eingeweide mit dem Dolche durchwühlte; er wohnte jenen entſetzlichen Handgemengen mit Melpomenen bei, wie man noch damals die Muſe der Tragödie zu benennen pflegte. Im ſchnellen Laufe theilte ihm ſein Vater all dieſe Furchtbarkeiten mit, und präparirte, ganz nachläſſig, während des Eſſens, die ſchärfſten Gifte. Denn dieſer alte Jolyot de Crebillon war ein Bonhomme, der ſtets laut träumte, der ſich ſein Leben verkürzte durch beſtändiges Zerarbeiten, der wie ein Vandale ſchrieb und wie Aeſchylus dachte, der ſchmutzig und räucherig war, und der, trotz alles deſſen, ſich auf die Ottomane der Frau von Pompadour ſtrecken durfte, die ihn aus Liebe zum

Griechischen zuweilen embrassirte. Auch hatte er eine unersättliche Liebhaberei für dicke Romane, er las sie, und las sie wieder, und wenn er keine fand, so schrieb er sich selbst welche, die sehr lang und sehr fürchterlich waren, und deshalb kam es vielleicht, daß sein Sohn sehr kurze und sehr ergötzliche machte.

So war nun der Sohn sich selbst überlassen, mitten unter allen phantastischen Ausgelassenheiten seines Vaters.

Zu jener Zeit war ein tragischer Dichter etwas so Erhabenes, daß man sich davor fürchtete. Bei Crebillon dem Sohne fand dieses wahrscheinlich auch Statt. Zu einer andern Epoche, etwa 50 Jahre früher, würde er Hirtengedichte gemacht haben; jetzt aber — unter der regierenden Mätresse schrieb er Erzählungen, recht hübsche, tolle, niedliche, galante Feenmährchen, Geschichtchen von petits-maitres, von einem dummen Sultan, ohne sich vor der Bastille zu fürchten, denn zu sehr war er davon überzeugt, daß Ludwig XV. Geist besitze. Kaum waren diese Büchelchen gemacht, so lagen sie auch schon auf den Toiletten der schönen Dame, wie im Vorzimmer bei der Zofe, man las dies Alles, ganz so wie es geschrieben wurde, das heißt: absichtslos. Auf solche Weise ruheten die weibischen

Gemüther jener Zeit von ihren Laſtern aus, von dem heftigen Galvanismus der Heloiſe und der Religieuse unberührt; der ſonderbarſten Gegengifte, die ſelbſt ein noch viel verderbteres Volk zu vergiften im Stande geweſen wären.

Crebillon der Sohn wurde der fruchtbarſte Hiſtoriograph dieſer nichtswürdigen, geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Er hat mehrere Romane hinterlaſſen, wozu er ſich nicht bekannte, und die man mit den Druckorten: Haag, Amſterdam, London, Maſtricht, kurz mit allen Hauptſtädten verbotener Literatur bezeichnete. Auch iſt man über die Anzahl und die Titel dieſer Romane nicht ganz im Klaren. Hier gebe ich alle jene, welche ich in der Geſammtausgabe unſers Autors, gedruckt zu Maſtricht, bei Jean Edme Dufour und Philipp Rour, gefunden habe: Briefe der Marquiſe von ** an den Grafen von ***, 2 Bde. in 12. — Tanzai und Neaadarne, 2 Bde. in 12. — Die Verirrungen des Herzens und des Geiſtes, 3 Thle. in 12. — Das Sopha, 2 Bde. in 12. — Die Liebſchaften Zeokiniſuls, Königs von Koſirans, 1 Bd. in 12. — Athenienſiſche Briefe, 4 Bde. in 12. — Ach! welch ein Mährchen! 2 Bde. in 12. — Die glücklichen Waiſenkinder, 2 Bde. in 12. — Die Nacht und der Augenblick, 1 Bd. in 12. —

Der Zufall am Kamin, 1 Bd. in 12. — Briefe der Herzogin von *** u. ſ. w., 2 Bde. in 12. — Man will ihm auch die Briefe der Ninon de Lenclos zuſchreiben, aber es ſcheint mir dazu keine Nothwendigkeit vorhanden.

Die Romane Crebillons des Sohnes laſſen ſich in zwei ſtreng geſchiedene Klaſſen abtheilen, nämlich: die eigentlichen Romane und die Zoten. Zur erſten Klaſſe muß man die „glücklichen Waiſenkinder" zählen. Dies iſt eine Geſchichte, wie alle romanhaften Geſchichten. Im Jahre 1688 begegnete ein Engländer, der Ritter Rutland, zwei jungen Waiſen in ſeinem Park, Bruder und Schweſter, die er mit einer wahrhaft väterlichen Sorgfalt erzieht. Das Mädchen, Lucie, iſt mit 16 Jahren ſo ſchön, daß der Pflegevater ſich zum Sterben in ſie verliebt. Lucie erſchrickt vor dieſer Liebe, und ſie flieht Nachts nach London, wo ſie ihre Unſchuld eben ſo gefährdet ſieht, wie einſt Tom Jones die ſeinige. Der Roman iſt überdies noch geſchmückt mit den Abenteuern eines ſehr geckenhaften und verderbten Lords, nach dem Zuſchnitte der großen Herren in Frankreich. Hätte der jüngere Crebillon nur Romane dieſer Gattung geliefert, ſo würden wir uns ſicherlich nicht länger mit ihm zu beſchäftigen haben.

Was ich ſeine Zoten nenne, iſt hingegen mit einem neuern und intereſſantern Stempel bezeichnet. Der „Zufall am Kamin“ beginnt ganz wie eine Komödie von Moliere.

—„Die Scene iſt in Paris bei Clelia, und die Handlung trägt ſich faſt gänzlich in einem jener abgelegenen Gemächer zu, welche man Boudoir nennt. Beim Eröffnen der Scene erblickt man Clelia auf einer Chaise-longue liegend, mit einer Fußdecke von Eiderdunen. Sie iſt im Negligé, aber ſo ſorgfältig geſchmückt dabei, als man es im Negligé nur ſeyn kann. Die Marquiſe ſitzt am Feuer, hat einen großen Feuerſchirm vor ſich und tambourirt.“

Redende Perſonen: „Clelia, die Marquiſe, der Herzog, Latour, Clelien's Kammerdiener.“

Ich weiß nicht, ob ich im Irrthume bin, aber dieſe Details ſcheinen mir wichtig zur Sittengeſchichte. Das Boudoir, die Chaise-longue und die Eiderdunen, das geſchmückte Negligé, der große Feuerſchirm, der Herzog und der Kammerdiener der Dame, endlich das Ganze, das mit einem tiefen Seufzer anfängt, und gleichfalls als ein Detail des Koſtüms betrachtet werden mag. Ich glaube nicht, daß heutzutage eine Unterhaltung

zwiſchen vier Perſonen mit einem Seufzer anfangen würde.

Clelia ſchmollte geſtern mit einem Manne, und bedauert dies heute; darum liegt ſie auf ihrer **Chaise-longue**, und unterhält ſich mit einem Freunde über den Kummer der Liebe. Unerwartet tritt der Herzog von Clevel, eben jener geſchmollte Liebhaber ein. (Er grüßt die Marquiſe und küßt ihr ſehr zärtlich die Hand.) Dann ſetzt er ſich und erzählt, daß er von Verſailles komme, daß es ein abſcheuliches Pflaſter ſey, und daß ſeine Pferde wohl zwanzig Mal geſtürzt wären; indem er dies ſagt, rückt er zum Feuer hin, und erzählt hierauf eine Untreue der Frau von Valſy, zu Gunſten des kleinen Frecourt.

„Die Marquiſe. Dieſer kleine Frecourt hatte jedoch ſchon Eine, wie ich glaube.

Der Herzog. Ja, eine gewiſſe Madame Depré, jene große Frau, die nirgend etwas zu thun hat, und die man doch überall findet.“

Von dem kleinen Frecourt und der großen Depré kommt man zur kleinen Marquiſe, die darüber verzweifeln will, daß ſie ihren Pleſſac verloren, Pleſſac, der ſich nun die dicke Gräfin erkoren.

Bei dieſer Nachricht fragt die Marquiſe den

Herzog: „Und ſonſt hat ſich nichts in Unbeſtändigkeiten zugetragen?“ —

Worauf der Herzog erwiderte: „Ich habe es ſchon erlebt, daß eine Woche mehr geliefert hat; aber was wollen Sie? Alles geht zurück.“

Hier bringt Latour ein Schreiben der Marſchallin; ſie iſt leidend, und läßt die Marquiſe zu ſich bitten, die Marquiſe iſt ſo gut! Sie geht folglich fort; Clelia und der Herzog bleiben allein, nachdem man das Bett gemacht hat.

Nun beginnt die Konverſation der Galanterien auf's Neue. Der Herzog erzählt Clelia mehrere ſeiner heiterſten Abenteuer. Zuerſt das mit der Frau von Obray, einem ganz unedlen Mopsgeſichtchen, ſo etwas pflegt aber wohl zu geſchehen,“ weil auch ſehr große Generale oftmals eine Ehre darin ſetzen, ein unbedeutendes Stück Geſchütz einzunehmen.“

„Clelia. Vergebens bemühe ich mich zu erfahren, welche Frau Sie nach dieſer Obray beſchäftigte?

Der Herzog. Ich ſelbſt weiß nur ſo viel, daß ich etwas mitmachte, aber es würde mir Mühe koſten, Ihnen auf der Stelle zu ſagen, was es eigentlich war.“

Indem ſie ſo ſprechen, werden ſie oftmals

auf solch seltsame Weise zerstreut, daß ich es gar nicht wieder zu geben wüßte. Endlich wird Clelia ganz im Ernste böse und nennt den Herzog „Ungeheuer;“ worauf dieser entgegnet:

„Wenn diese Art von Vertraulichkeiten, wie Sie es selbst sagen, nur der Liebe gestattet wären, wozu diente uns dann die Freundschaft?“

Und so hat denn der ganze Roman auch in der That keinen andern Zweck, als alle Rechte der Freundschaft kathegorisch zu beweisen, und der Herzog treibt seine Erklärungen so weit als möglich.

Alles trägt sich von beiden Seiten mit einer beispiellosen Herzlichkeit zu. Dann meldet man, daß servirt sey. Da das Gespräch während des Soupers nichts besonders Pikantes aufweisen dürfte, so führen wir unsere Leser nicht in das Speisezimmer; nach dem Essen verfügen sich Beide wieder in's Boudoir. —

So schließt diese Geschichte, die ich so kurz als möglich wiederzugeben mich bestrebt habe, um doch mindestens eine Idee von jenem müssigen, leeren, schwatzhaften und genäschigen Leben zu geben, welches schöne Männer und Frauen jener Zeit in Paris führten, nachdem sie am Morgen zur Cour in Versailles gewesen waren.

Der König Ludwig XV. mochte immerhin seine

Mätreſſen haben, und ſie oft wechſeln; die königliche Majeſtät in Verſailles beſaß ein ſo großes Anſehen, das ſich bis auf die Sitten erſtreckte, und das ſich trotz der Aufführung des Monarchen ſelbſt erhielt. Aber in Paris war man frei von allem Zwang, und auf dem Lande mehr noch als in Paris. Man muß in den Confessions leſen, welches Leben man in Montmorency führte. In den Memoiren von Diderot, die erſt kürzlich publizirt wurden, und die man zu wenig beachtete, findet man die Beſchreibung der angenehmen Unterhaltungen einer liebenswürdigen Frau auf dem Lande, die lauten Exklamationen der guten Madame d'Aine, die Streiche, die man unaufhörlich dem kleinen Abbé ſpielt, die bewundernswürdigen Indigeſtionen, die langen Schlummer, die hölliſche Muſik auf dem Spinett, und die unermüdlichen Oppoſitionen gegen die weltliche Gewalt und die Kirche. Alle dieſe Details des Landlebens finden wir in einem recht hübſchen Romane von Crebillon, betitelt: „Die Nacht und der Augenblick."

Die Scene iſt auf dem Landſitze der Gräfin Tidaliſe. Sie hat ſich ſo eben ſchlafen gelegt, es iſt ein Uhr Morgens; auch ſchläft bereits die übrige Geſellſchaft, ſo vermuthe ich wenigſtens. Herzoge, Marquiſinnen, Chevaliers und Gräfinnen,

ein Jeder zog ſich nach Kartenſpiel und Souper zurück. Da ſieht plötzlich Cidaliſe, Clitandre im Schlafrocke bei ſich eintreten.

„Cidaliſe. Ach! guter Gott! Clitandre — wie — Sie ſind es?“

Bei dieſem Ausrufe Cidaliſens, ſollte man doch glauben, daß ſie über die Stunde, ihre Lage und das Koſtüm Clitandre's erſtaunt? O ganz und gar nicht! Das, was ihr jenen Ausruf entlockt, iſt, daß ſie Clitandre erblickt und nicht einen Andern. Dies geſteht ſie ihm auch ganz freimüthig. —

„Ich glaubte einige Urſache zu haben, Clitandre, Sie — wenn Sie Luſt hätten zu wachen — bei einer Andern mir zu denken; und deshalb, nach meinen Ideen hierüber, befremdet mich ihre Gegenwart.“

Clitandre jedoch ſetzt ſich nach einem leichten Komplimente in einen Lehnſtuhl neben dem Bette, und Cidaliſe ſetzt die Konverſation fort.

„Wie? wahrhaftig, Clitandre, Sie haben mit keiner Andern ein **Rendez-Vous**?“

Dies beweiſt auf das Bündigſte, daß nichts mehr zum Hausgebrauche gehörte, als die **Rendez-Vous**.

Nun beginnt faſt dieſelbe Konverſation, wie in dem bereits mitgetheilten Romane. Clitandre

und Cidaliſe theilen ſich ihre verliebten Abenteuer mit; ſie nennen eine Araminte „von dieſer Sorte," ſie ſprechen von Valere, Craſt, Clelia und Oront; da jedoch Juſtine, das Kammermädchen, zugegen iſt, ſo benutzt dies Clitandre als Vorwand, ſich zu Cidaliſen's Ohr zu beugen; und er nähert ſich ſo ſehr, und er ſpricht ſo leiſe, daß Cidaliſe das Mädchen fortſchickt.

„Juſtine. Um welche Zeit befiehlt Madame, daß ich morgen kommen ſoll?

Cidaliſe (verlegen). Aber welche ſonderbare Frage! Zur gewöhnlichen Stunde ſicherlich." —

Niemand wird die Antwort Juſtinen's hierauf zu errathen im Stande ſeyn.

Juſtine geht.

Die Konverſation wird fortgeſetzt. Die Abweſenheit des Mädchens macht Clitandre nur deſto galanter; das Schäfergedicht wird gleich anfänglich ein wenig weit getrieben; es bezieht ſich noch Alles auf Araminte. Es ſcheint, daß dieſe unglückliche Marquiſe oder Gräfin Araminte ſehr hoch in der Gunſt Clitandre's ſtehe; er ſpricht von ihr ziemlich loſe, und Alles, was er darüber ſagt, drückt ſehr gut die ganze Galanterie damaliger Zeit aus.

„Sie rührt mich nicht," ſagt er, „aber ſie

reizt mich; ich ſage ihr ſehr freie Dinge und ſie nimmt ſie für Galanterien.

Cidaliſe (ihn unterbrechend). Ach! großer Gott! wie, Clitandre! ſind die Thatſachen ſo, wie Sie mir ſolche hier erzählen?

Clitandre. Sie ſind ſo einfach, daß ich mich darüber wundern muß, daß Sie Stoff darin zu einer Geſchichte finden."

Dieſe letzte Phraſe könnte als Vorrede allen Romanen des jüngern Crebillon dienen. Alles, was darin vorkommt, iſt von ſolch einer nackten Einfachheit, daß man mit Recht erſtaunt, wie daraus eine Geſchichte werden kann. Die Männer triumphiren ſo ſchnell, und die Weiber ergeben ſich ſo bald in dieſen Romanen, daß alle Ideen, die man bis dahin von franzöſiſcher Galanterie und über den franzöſiſchen Roman hatte, darin auf ſehr befremdliche Weiſe widerlegt werden. Wer hätte wohl vorhergeſagt, daß wir nach den Romanen der Tafelrunde, oder auch nur nach denen von la Calprenède oder dem Fräulein von Scudery, zu dieſen Konverſationen in Schlafröcken von Taffent hingerathen würden? von jenen ewigen Leidenſchaften zu dieſen Vergnüglichkeiten eines Tages?

Würde es ſich hier um eine gewöhnliche Lei-

denſchaft, um eine gewöhnliche Lizenz handeln, um alltägliche Schilderungen einer jugendlichen Neigung, ſo würde ich mich wohl hüten, ſelbſt im Auszuge, dieſe Begebenheiten und Abenteuer hier zu beſprechen. Sobald etwas Wahres und Tiefempfundenes da iſt, ſobald an irgend einer Stelle die Liebe durchſchimmert, ſo iſt es nicht das Geſchäft des Kritikers, Ausdrücke zu tadeln, die ſich beſſer empfinden als erklären laſſen, oder ein Drama zu zergliedern, das auch ohne ſein Dazuthun gerade zum Ziele eilt.

Wenn ich aber hier bei Schlüpfrigkeiten verweile, die durch den verhüllenden Flor nur ſchlüpfriger werden, ſo geſchieht es, um mich mit meinen Leſern über dieſes kalte, durch nichts entſchuldigte Laſter zu ereifern, das während eines Augenblicks die Luſt und das Ergötzen des 18ten Jahrhunderts geweſen iſt; es geſchieht ferner, um über jene Frauen ohne Leidenſchaft und Liebe, die ſelbſt das Laſter noch herabwürdigten, zu erröthen; es geſchieht ferner, um jene eleganten Marquis, die Greiſe von achtzehn Jahren, mit glühendem Eiſen zu zeichnen, die eben ſo wenig dazu taugten, die Namen ihrer Vorfahren zu tragen, als ſich ihnen im Ruhm und in der Liebe gleich zu ſtellen; endlich geſchieht es, meinen Leſern bemerkbar zu

machen, welcher Unterschied, für das Glück des Landes, zwischen einer Frau und der andern ist, zwischen einer Lavalliere oder Montespan und der hübschen Metze, welche Ludwig den XV. in seinen letzten Tagen vergnügte. Und welch geringer Abstand! hier wie dort ein königlicher Liebhaber und eine Mätresse! Aber dort Einer, der Frauen liebt, die seiner würdig sind, und der einen Racine findet, seine Liebe zu besingen; hier Einer, der lasterhaft und sittenlos eine Frau voller Laster und ohne Herz liebt. Aber sogleich auch entsteht eine verderbte und entnervte Literatur; sogleich haben wir eine sehr schwache Prosa und sehr kleinliche Verse; nichtswürdige Bücher, die im Geheim verkauft werden; die Schriften des Marquis von Sade für die großen Damen, und die Romane von Crebillon dem Sohn für junge Neuvermählte; gleich schlüpfrige Bücher, die mit einem Male unter den Franzosen emporsprossen, wie der nothwendige Kommentar zu den Liebschaften ihres Königs. Die französische Nation würdigt sich herab; sie rennt dahin, von Unzucht entnervt, mitten durch alle Ausschweifungen des Luxus; und um ihr zu gefallen, steigen die edelsten Geister zu Wagnissen herab, die jedem Manne von Ehre und Geschmack zum Vorwurf gereichen müssen. Vol-

taire ſchleift im Kothe die Jungfrau von Orleans, in einem Gedichte, das alle Spuren ſeines Geiſtes und Witzes an ſich trägt; Diderot, der gutmüthige Philoſoph, ein Enthuſiaſt, der ſo recht für die Tugend geſchaffen ſcheint, ein ehrlicher Mann mit einem ſo zärtlichen Herzen, erniedrigt ſich dahin, die Bijoux-indiscrets zu ſchreiben, eine dumme Büberei, unwürdig eines Schülers der vierten Klaſſe, den Jeſuiten erzogen haben. Selbſt Montesquieu, dieſer Tugendhafte, dieſer große Geiſt, der ſo Manches in unſerer wenig begriffenen Geſchichte richtig begriffen hatte, erlaubte ſich den Scherz le temple de Gnide zu ſchreiben, wo nackte Amoretten gaukeln und Lüſte herrſchen, welche zwar ewig ſind, aber ſtets auf leichten Schwingen davon eilen müſſen.

Die franzöſiſche Nation hat jedoch dieſen Moment der moraliſchen Brunſt theuer bezahlen müſſen!

Die Politik fand ſie vom Laſter zerwühlt; und als die rechte Zeit erſchien, da hatte der Marquis von Sade einem Danton die breite Bahn eröffnet, und als die zu Tode gehetzte Monarchie Mirabeau um Beiſtand anrief, da ſtürzte Mirabeau, vom Laſter verzehrt, zuſammen, in dem Augenblicke, da er die Monarchie gerettet haben würde.

Eine große Nation aus kleinen Männern iſt

nicht denkbar, so wie es keinen Großen giebt, der groß genug wäre, um mit kleinen Schriftstellern kämpfen zu können; was auch Beaumarchais sagen mag.

Alle Romane von Crebillon dem Sohn sind nicht von der Stärke jenes Romans, den ich so eben zitirt habe. Alle Helden derselben sind nicht in seidene Schlafröcke gekleidet; wir finden darin auch welche im gestickten Kleide und in Begleitung einer zahlreichen Dienerschaft. Diese sind jedoch wahrlich nicht minder interessant als jene.

Zwischen dem eigentlichen und dem zotigen oder schlüpfrigen Roman lassen sich die der vermischten Gattung placiren, die zum Theil aus galanten Abenteuern, zum Theil aus sentimentalen Reflexionen bestehen. Diese Gattung giebt ein vollkommenes Bild von der Zwitterleidenschaft der Frauen jener Zeit. Man lese einmal die Briefe der Marquise von St. an den Grafen von R.

Die Marquise ist eine verheirathete Frau, welche dem Grafen R. in der großen Welt begegnet. Sie schreibt täglich an ihn. Anfänglich als Freundin, hierauf als etwas mehr. Es ist ein Geschwätz, das für Liebhaber dieser kleinen Literatur nicht ohne Reiz ist. Auch findet man darin einige Schilderungen der Gesellschaft von damals, die

interessant genannt werden können. Hier ist die Schilderung eines Salons aus jener Epoche:

„Gestern waren wir bei der Mutter meines Mannes. Welch eine Gesellschaft! Ich hatte meiner übeln Laune nicht nöthig, um sie ganz unerträglich zu finden. Alle waren von einer unbeschreiblichen Unverschämtheit und Fadheit. Der Marquis v. . . . ., der Geck, halb krank, halb verliebt, mit dem großen Schminkpflaster auf der Stirne und der bleichen Gesichtsfarbe, brummte eine Opernarie vor sich hin, und blickte schmachtend nach der prüden Frau v. H., die mit einer andächtigen und reuigen Miene sehr sinnliche Seufzer ausstieß, während der Gegenstand derselben, eben jener Marquis, ihrer Tochter einige respektvolle Fadäsen vorsagte. Madame . . . und Mademoiselle . . . beschäftigten sich — auf einem Kanapee liegend — damit, so viel Schlechtes von den Männern zu sagen, als diese nur immer von ihnen denken. Mein Mann, in einer nachlässigen Stellung, fragte auf die bescheidenste Weise die süßliche Frau v. G. um solche Dinge, die nicht eben bescheiden genannt werden können. Die preziöse L., in Ermangelung eines Mannes, der sie um etwas fragte, unterhielt sich damit, von Andern rühmlich zu sprechen, was ihr der Rath P. zu be-

kräftigen bemüht war. Von R . . . machte mit einer bewundernswerthen Leichtigkeit die abscheulichsten Verse. Meine Mutter und die Mutter meines Mannes sprachen von des Himmels Langmuth, indem sie ihren Nächsten dabei nicht verschonten. Die Uebrigen spielten."

Eine andere nicht minder köstliche Schilderung ist folgende:

Die Marquise erzählt, daß ihr Mann, der lange von ihr getrennt lebte, wie es der Gebrauch mit sich bringt, nun wieder einiges Verlangen bezeige, sich ihr zu nähern.

„Mein Mann kam in mein Zimmer, mit einer ungezwungenen, aber trüben Miene. Er fragte mich: wie ich sein Aussehen fände? Und ich führte ihn zum Spiegel. Da er nnn sah, daß er eine frische Farbe und lebhafte Augen hatte, so versetzte ihn diese Entdeckung in so gute Laune, daß er bei meiner Toilette gegenwärtig blieb, wo er sich wie der galanteste und liebenswürdigste Mann aufführte. Nachdem meine Toilette beendigt war, ging er, die seinige zu machen, und ich begleitete ihn.

Er ließ sich ganz mit der Koketterie einer Dame ankleiden, die ihren Heißgeliebten erwartet. Ich lobte seine Agrémens, und half ihm selbst. End-

lich, da ich ihm die Verſicherung ertheilt hatte, daß er wahrhaft reitzend ſey, entſchloß er ſich, zu Ihrer Couſine zu gehen, wo er den Tag über bleiben will.“

Ein ſchöner Entſchluß eines Mannes, der ſeiner Frau den Hof macht, und ein ſchönes Bekenntniß einer Frau, die ihrem Manne bei der Toilette hilft. Doch iſt alles dies graziös, leicht und natürlich geſchrieben.

Dieſer Roman enthält übrigens wohl mehr Merkwürdigkeiten als die andern.

Madame iſt bei ihrer Toilette von lauter Zudringlichen umgeben. Da iſt St. F . . . ., deſſen Heiterkeit ihr Spaß macht; P . . ., der ihr ein Souper gegeben hat, wobei ſie ſehr übel gelaunt war; „dieſe kleinen Milchbärte aber lorgniren ſie auf unbarmherzige Weiſe.“ — Ein andermal erfährt ſie, daß ihr Geliebter mit Tänzerinnen der Oper aufs Land gefahren ſey; und ſie tröſtet ſich damit, daß er wohl die tugendhafteſten gewählt haben wird.

Damals ſpielte die Operntänzerin eine große Rolle; ſie hielt gleichen Schritt mit der Herzogin. Seitdem es keine Herzoginnen giebt, giebt es auch keine Tänzerinnen mehr, ſie regierten und verſchwanden an demſelben Tag und zu derſelben Stunde.

Um ſich wegen der Tänzerinnen zu rächen, hört die Marquiſe die Galanterien des alten, vom Schlage gerührten, ſchwindſüchtigen und aſthmatiſchen Marquis von .... an. Dieſer fängt damit an, ihr tauſend Zuckerſachen zu ſenden, „denn ſo machen's alle dieſe alten Verführer.“ Die Zuckerſachen werden von einem noch fadern Billette begleitet, und die junge Marquiſe findet den alten Marquis zum todtlachen. Doch nicht lange, ſo verliebt ſich der Marquis wieder in ſeine eigene Frau. Dies iſt die Entwickelung des Romans, der wie alle andere damit ſchließt, daß ſich der Liebhaber und die Geliebte auf eine freundſchaftliche Weiſe auseinanderſetzen. Ich habe wohl nicht nöthig, meinen Leſern bemerkbar zu machen, daß dieſe Ausgänge den gewöhnlichen Ausgängen unſerer Romane ganz entgegengeſetzt ſind.

Vordem wollte im Roman oder Drama der Geliebte immer die Geliebte heirathen. Zu Crebillon's Zeiten iſt es immer eine ſchon vermählte Frau, die ſich von ihrem Geliebten trennt, ſey es aus Veränderungsſucht, oder aus Ueberdruß und Abneigung; denn das Ende dieſer Geſchichten gleicht ſtets einer Art von rächenden Gerechtigkeit. Immer reblickt man den Ueberdruß, den unvermeidlichen

Gast dieser unthätigen Gesellschaft, den Scharfrichter der hohen Gelüste dieser verderbten Welt.

Folgendes schreibt die Marquise in ihrem letzten Briefe an ihren Geliebten:

„Seitdem Sie auf dem Lande sind, haben sich in der Stadt außerordentliche Dinge zugetragen. Madame de . . . ist eine Frömmlerin geworden; J. ist ein Libertin. Jene hat ihren Geliebten verlassen; dieser seine Pfründe. Der Graf v. . . ., noch immer so nnangenehm wie immer, hat Liebschaften an jedem Finger; und die junge Madame de . . . . ergötzt sich daran, die Verliebte zu spielen. Die trockene Marquise lästert noch immer, legt noch immer weiß auf, spielt unaufhörlich, hat noch immer Neigung zum Champagnertrinken, eine kupfrige Gesichtsfarbe, einen lächerlichen Wuchs, eine lästige Geschwätzigkeit, ihre Eitelkeit, ihre Vapeurs, ihren Pagen und ihre alten Liebhaber; das ist ein Universalweib, das! Die Treulosigkeit nimmt erschrecklich überhand in Paris, völlig wie eine epidemische Krankheit. Nie sind noch verliebte Händel von so kurzer Dauer vorgekommen. Vielleicht ist Schuld daran, daß die Gunstbezeugungen zu hartnäckig verweigert werden, oder daß man sich zu schnell hingiebt. „Alles ist in vierzehn Tagen abgethan.“ B. hatte noch vorgestern den

Dienſt bei Madame de .... Heute iſt er ihr nichts mehr und gehört gänzlich der alten Gräfin. Die alte Marquiſe iſt gegen uns ſehr aufgebracht. Aber was würde aus dieſen unbeſchäftigten Courtiſanen, wenn ſie nicht läſtern dürften, aus dieſen verlaſſenen Weibern, die nothgedrungen zu Frömmlern und aus Temperament zu Xantippen werden. Sie ſagen, der kleine von ..... habe inſolente Reden ausgeſtoßen, und Sie wollen ihn dafür beſtrafen: o laſſen Sie ihn leben mit ſeiner Schminke auf den Wangen, ſeiner Weiberſtimme und ſeinen zweideutigen Sitten, als Schandfleck von Paris! laſſen Sie ihn leben, dies ſey unſere ganze Rache!" —

Wie ſchändlich, wie entſetzlich ſind dieſe Züge! Wie abgeſchmackt und verlebt erblicken wir dieſe Geſellſchaft! Und ſo ſchließen die Briefe des Marquis von R ....

Wir wollen die Stufenleiter höher hinanſteigen. Von der Marquiſe erheben wir uns zur Herzogin, von dem Grafen zum Herzoge.

Die „Briefe der Herzogin von * an den Herzog von **" zeigen deutlich den Abſtand in der Rangordnung jener Epoche. Dem Titel und dem Plane des Werkes nach, ſollte man vermuthen, ganz das wiederzufinden, was wir ſo eben verlaſ-

ſen haben, und daß zwiſchen den Briefen der Marquiſe und jenen der Herzogin nur ein kleiner Unterſchied Statt finden könnte. Aber weit gefehlt! Mit dem Range der Dame ändert ſich der Ton, die Thatſachen gewinnen an Wichtigkeit, man fühlt ſich gleich in einer andern Sphäre. Es iſt nicht mehr Eidaliſens beſcheidenes Landhaus, nicht mehr Juſtine, welche wartet bis Madame läutet, ſondern:

„es iſt ein Schloß, mit allem erdenklichen Luxus, in einer Landſchaft, reich und abwechſelnd zum Erſtaunen;“ wir haben in einem großen und ſchön bepflanzten Park Wieſen und Springbrunnen, kurz Alles, was in dieſer Art den Blicken zu ſchmeicheln vermag.

In dieſer ſchönen Beſitzung überläßt ſich die Frau Herzogin einer Beſchäftigung, welche in jener Zeit das non plus ultra der Wiſſenſchaft war: „ſie ſtudirt Italiäniſch, dieſe angenehme Sprache, welche ſie, ſeit ihrem Eintritte in die Welt, ein wenig zu ſehr vernachläſſigt hatte.“

Die Urſache des Briefwechſels der Herzogin mit dem Herzoge iſt ganz einfach die, weil es dieſem Letztern beliebt hat, ſie „über Herzens-Angelegenheiten“ zu Rathe zu ziehen. Das iſt Alles.

Uebrigens müssen wir hinzufügen, daß dieser Briefwechsel vollkommen unschuldig ist, obgleich dies nicht eben ein karakterischer Zug großer Damen zu nennen war. Sie schreibt an den Herzog, das ist wahr, aber sie sieht ihn nie bei sich; sie liebt ihn vielleicht, aber sie sagt es ihm nicht ein einziges Mal. Sie will „nichts mit ihm zu thun haben," noch mit sonst Jemand in der Welt, und sie handelt ganz danach; es genügt ihr, das Vergnügen zu haben, „papotiren" zu können.

Papotiren ist ein Ausdruck des 18ten Jahrhunderts, den wir jetzt verloren haben. Papotiren, das heißt sprechen um zu sprechen, schreiben um zu schreiben; wie die Romane Crebillon's den Beweis liefern. Das Wort scheint mir gerade in diesem Augenblicke unentbehrlich, und ich beklage, daß es aus dem Sprachgebrauche verschwunden ist.

Eines Tages schreibt die Herzogin an den Herzog, bei Gelegenheit seiner Vermählung, die zu Gerede in der Welt Anlaß gab, von der „Mademoiselle * *, die schon eine große Menge Herzoge ausschlug, und die man ihm angetragen haben soll, mit ihren persönlichen und erworbenen Vorzügen, und 50,000 Thalern zum Anfange, die später noch das Doppelte erhalten würde." —

Dieses Gerücht beunruhigt die Herzogin. Wie?

der Herzog ſollte ſich mit einem unbedeutenden Mädchen verbinden, deren Vater keinen Namen hat? — Sie ſpricht nun von Mademoiſelle * * ganz unbarmherzig, nicht minder von ihren 50,000 Thalern „zum Anfange.“ „Wir kennen wohl Beide,“ ſchreibt ſie, „einige Financiers, mit denen ſich Leute eines gewiſſen Ranges wohl verbinden könnten, ohne Schande davon zu haben. Aber das ginge an, weil ſie auch nichts weiter ſind, als Financiers. Jedoch dieſer — (der Vater des Mädchens mit den 50,000 Thalern) Ah! mein Gott! Fi! —“

Und warum dieſer Zorn? weil der arme Mann nur von einem Grafen des heiligen römiſchen Reichs abſtammt.

Nach den Grundſätzen der damaligen Geſellſchaft genoß ein ganz und gar Bürgerlicher eines größeren Anſehens, als ein verfehlter Edelmann. Der reiche Bürgerliche war „nichts weiter als das.“ Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, liefern Crebillon's Romane treffende Züge zur Sittengeſchichte.

Die Herzogin ſpricht oft und mit Stolz von einer Prinzeſſin, die ihre Freundin iſt. Sie hat mit der Prinzeſſin Biribi geſpielt, und dabei „furchtbar viel Geld“ gewonnen. Und ſelbſt bei

dieſer Gelegenheit bemerkt die Herzogin mit einer Wohlgefälligkeit, die zu anderer Zeit befremdend wäre, daß es ſich ſchwer mit ihr leben laſſe, und daß ſie ſehr mürriſch ſey, weil ſie „weder das Spiel, noch den Wein, noch die Galanterie liebe.“

Einmal ſchreibt die Herzogin dem Herzog über ſeine „Verbindung mit einer Schauſpielerin.“ Sie wünſcht ihm Glück, nicht etwa daß er ſich die Tugendhafteſte erwählte, ſondern weil dieſe ihm „am meiſten Ehre machen wird.“

Hier bitte ich, den Unterſchied zwiſchen dem vorigen Marquis und dieſem Herzog zu bemerken. Während jener eine Landparthie auf einen Tag mit einer Tänzerin macht, miethet dieſer ſich förmlich eine Schauſpielerin. Auch ſagt man von ihm, daß er „Thorheiten begehe, und noch dazu eklatante Thorheiten,“ ein Privilegium des Höhern! Acht Tage darauf jagt er ſie mit Lärm wieder fort. Abermals ein Privilegium! und die Herzogin, die natürlich gleich davon unterrichtet wird, wünſcht ihm Glück, ſo wenig Seufzer und Diamanten verſchwendet zu haben.

Ein anderes Mal wird die Sache noch ſpaßhafter. Der Herzog empfängt einen Brief von der Herzogin, worin ſie ihm meldet, daß der Abbé C*,

ein eben ſo galanter Mann, als guter Schriftſteller, ſeit langer Zeit „mit äußerſter Sehnſucht“ einen Platz in der Akademie zu haben wünſcht. Der Abbé wollte ſich nun auf die Liſte ſetzen laſſen, aber er hat gehört, daß auch der Herzog wünſche, Akademiker zu werden. Deshalb erklärt nun der Abbé, ſich zurückziehen zu wollen, um nicht die Wahl des Herzogs zu beeinträchtigen. Dieſer iſt nun ſehr aufgebracht über die Impertinenz des Abbés; er erklärt, daß er ihm ſehr gern das Feld räume, und nicht danach ſtrebe, ſeinen vielen Titeln den Titel noch hinzuzufügen: „Einer der Vierzig der Académie-Française!“ —

Noch eine Merkwürdigkeit dürfen wir nicht unbeachtet laſſen. Dies ſind nämlich die Verheerungen, welche die Blattern in dieſer Welt des Reichthums und der Ueppigkeit verurſachen. Die Blattern heften ſich ohne Erbarmen auf dieſe hübſchen Geſichter; ſie durchfurchen dieſe friſchen Wangen, ſie ſchwellen dieſe Roſenlippen auf, ſie röthen dieſe zärtlichen und lebhaften Augen. Die Blattern ſind die Beſorgniß all dieſer jungen und ſchönen Weiber. Sie ſind ihre einzige Unruhe, ihre einzige Sorge. Sie trüben ihre Feſte, ſie erſchüttern ſie in ihren regſten Lüſten, ſie ſind die Geißel ihrer

Laſter. Die Blattern ſind das einzige Schreckgeſpenſt dieſes Jahrhunderts, das nichts im Stande war voraus zu ſehen, und das doch ſo nahe an einer großen Revolution ſich befand.

Einige andere Umſtände in dem Leben der Herzogin, die Andern vielleicht unbedeutend erſcheinen, ſind mir dennoch bemerkenswerth vorgekommen.

Sie fährt mit Poſtpferden auf das Land; ſie ſpricht mit dem Miniſter, und läßt durch ihn für ihren Couſin eine Kompagnie fordern; hierauf geht ſie mit einem dicken Herrn vom Hofe in die Oper.

„In der Oper," ſchreibt ſie, „habe ich dem Herrn von * (dem Miniſter) alle Galanterien zurückgegeben, die er mir erzeigt hat. Seine Göttin ſprang plump und ganz verſteckt in einer Ecke des Ballets, aber ich unterließ nicht zu bemerken, wie reizend ich ſie fände, und fragte ſehr ernſt, warum man dieſem Mädchen, welches ſo viel Anmuth verriethe, nicht ſogleich ein Solo zu tanzen gäbe?"

Iſt dieſe „Göttin, die plump und verſteckt in einer Ecke des Ballets tanzt", nicht zum Entzücken?

Was nun den Couſin betrifft, ſo iſt die Herzogin nicht nachſichtsvoller gegen ſeine verliebten Verbindungen, als ſie es gegen die des Herrn von * iſt. Auf folgende Weiſe macht der Couſin,

der übrigens ſehr gute Anlagen haben ſoll, die erſten Schritte in der Laufbahn der Galanterie, wofür er beſtimmt iſt.

„Das abſcheuliche Thier (die Herzogin ſpricht von einer ihrer Freundinnen) kam geſtern, wie wir eben ſpazieren gehen wollten. Ihre Blicke richteten ſich gleich nach dem kleinen Grafen und alsbald ſchlug es bei ihm ein. Das Souper war eben ſo zärtlich wie die Promenade; es gab Mienen, Zerſtreuungen, Seufzer, Zuflüſterungen, das ſcandalöſeſte Vergeſſen ſeiner ſelbſt und der Andern; kleine Zurückweiſungen, welchen kleine Gunſtbezeugungen folgten, die ſich genugſam verriethen. Und was weiß ich? Nach dem Souper ſpielten ſie eine Parthie „Komet“ unter ſich; ein Zwinkern mit den Augen, und Vorwürfe hinüber und herüber, daß man gar nicht mehr wußte, was man that, bis endlich „Agnés et le corps mort s'en sont allés ensemble!“ —

„Ich weiß nicht, wie lange der kleine Verräther geſtern bei der Toilette ſeiner Dame geblieben iſt, noch wie viele Minuten er dieſen Morgen damit zubrachte; aber ſo viel iſt gewiß, daß er erſt ſehr ſpät zu mir kam, um mir den Hof zu machen. Aber entweder täuſchen mich meine erlangten Kenntniſſe der Metoposkopie gänzlich, oder er hat keine

großen Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Und in zwölf Stunden! Begreifen Sie das wohl? Und noch Eins — sie wußte nicht einmal seinen Namen. Sie verläßt uns diesen Abend, und er morgen; sie haben diese Verabredung getroffen, damit es nicht aussehe, als reisten sie zusammen nach Paris. Muß man nicht gestehen, daß diese Beiden das, was man Anstand nennt, sehr vervollkommnet haben?"

Ich finde zu dieser ungeschminkten Geschichte nichts hinzuzufügen, jedoch sieht man schon aus diesem verliebten jungen Menschen und seiner Geliebten, die mindestens eine Frau von dreißig Jahren ist, die ersten Entwürfe zum Cherubin von Beaumarchais.

Bei dieser Gelegenheit sehe ich mich gezwungen, eines Buches zu erwähnen, das meine Leser wahrscheinlich nicht gelesen haben. Es ist der Roman von Louvet. Jener Faublas, welcher vom Jahre 89 bis zum Direktorium alle Köpfe verdrehte, lebt und webt mit seiner ganzen Umgebung schon im jüngern Crebillon. Es ist dasselbe Gewäsch, dasselbe „sich gehen lassen," dieselbe überreizte Leidenschaftlichkeit. Doch ziehe ich den unzähligen Abenteuern von Louvet's Helden die unerschöpfliche Schwatzhaftigkeit der Helden Crebillon's vor, wenn

wir von dem Geſichtspunkte des Sittenſtudiums ausgehen.

Weil wir nun einmal dabei ſind, und vielleicht zum erſten und letzten Male über dieſen jetzt vergeſſenen Romanſchreiber ſprechen, ſo wollen wir unſern Gegenſtand auch erſchöpfen, um nie wieder auf ihn zurückzukommen. Ich finde unweit von jenem petit-coucher eine Beſchreibung von einem petit-lever, die nicht zu verachten iſt, und die ich hier wörtlich wiedergebe.

„Kaum war ich aufgewacht, als der mir ſo entſetzliche Graf ſich im Vorzimmer zeigte. Da meine Leute wiſſen, daß ich nie, im Bette liegend, Beſuche empfange, ſo hatten ſie ihm geſagt, daß er einen andern Moment zu wählen habe, um mich zu beſuchen. Der Herr Graf zog ſich mit der Bemerkung zurück, „daß ich ſehr gothiſche Sitten habe.“ Ich lachte dazu. Das Vorrecht, mich im Bette zu ſehen, hat nur Herr von Cercey; aber glauben Sie nicht, daß ich das thue, aus der Beſorgniß, oder gar der Gewißheit, das Nachthäubchen ſtünde mir nicht gut. Herr von M* ſelbſt hat es mir geſagt:“ (und hieraus ergiebt ſich, daß noch Einer außer Herrn von Cercey bevorrechtet war) „daß ich darin ſo ſchön als Eine ſey.“ Und hat man in ſolchen Dingen die Zuſtimmung

eines — noch dazu nicht verliebten — Gatten, so glaube ich, man könne sich ohne Anstand einem Jeden im tiefsten Negligé zeigen."

Glaubt man nicht, eine Geschichte der andern Welt zu lesen? Ein Nachthäubchen! Die Dienstboten, welche wissen, daß Madame ihre Besuche nie im Bette empfängt — was ist das? und in welchem Lande sind solche Dinge erlaubt? Fremde müssen wohl recht schwer diese Art von Sitten zu begreifen im Stande seyn.

Ich bin bei den Briefen der Herzogin bereits zu weitläufig geworden, um nun nicht auch sagen zu müssen, wie diese Intrigue endet. Die Herzogin, die weniger schwach als die Marquise ist, giebt der Liebe des Herzogs nicht nach, und rettet so ihre Tugend. Es ist wohl wahr, daß sie eine Intrigue des Herzogs mit Madame von L. entdeckte, derselben, welche die Erziehung des Cousins übernommen hatte; aber die Herzogin begnügt sich, mit ihrem Kummer auf eines ihrer Güter zu gehen. Fünfzig Jahre früher würde sie sich in ein Kloster zurückgezogen haben. An dieser züchtigen Entwickelung erkennt man den Einfluß des Romans „Clarisse" von Richardson, der damals eben in Frankreich erschienen war, und der unsern Crebillon zwang, eine Intrigue aufzulösen, ohne

ſie bis auf den letzten Punkt hinzutreiben. Nie hat wohl Richardſon einen ſchönern Sieg errungen! —

Dieſe Herzogin iſt die erſte Frau von denen, die uns Crebillon bis jetzt zeigte, welche noch ein wenig honnet und dezent geweſen wäre; dies war, ich muß es bekennen, eines ſeiner größten Verbrechen. Der unermüdliche Geſchichtſchreiber der kleinlichen Laſter dieſer Epoche vermochte es nicht, eine einzige ihrer ſchönen Seiten uns auch zu zeigen. Von Allen Weibern, die ſich in dieſer frivolen Welt herumtreiben, und die lächelnd den Sturz jener, ſo herrlich für die Frauen eingerichteten Monarchie mitanſahen, hat Crebillon nur die verworfenſten gekannt. Die ſcandalöſen haben ihn ausſchließend beſchäftigt, die keuſchen und ſchönen ſind ſeiner Beobachtung entgangen. Indem man ihn lieſt, ſelbſt Jean Jacques Rouſſeau, oder Voltaire, Diderot, Alle zuſammen, ſo ſollte man glauben, daß das 18te Jahrhundert nichts als Courtiſanen geſehen habe. Es iſt unmöglich, die Frauen ärger zu verunglimpfen, wie es dieſe Männer, ohne es zu wollen, gethan haben. Und doch ſagt uns ein Etwas, daß unter jenen Frauen auch große Tugenden anzutreffen geweſen ſeyn müſſen. — Wie ſind ſie geſtorben, dieſe Weiber,

als der Schrecken hereinbrach mitten in ihre Größe! Wie keusch sind sie gefallen, indem sie ihre Kleider ordneten, und bis in's Weiße der Augen erröthe-ten, ihren entblößten Hals dem Scharfrichter zu zeigen! Wie konnte plötzlich, von einem Tage zum andern, so viel Heldenmuth an die Stelle von so viel Niederträchtigkeit getreten seyn? Wie würde sich solche Tugend durch solche Laster Bahn ge-brochen haben? Wie hätte sich nun mit einem Male in der alten Aristokratie von Frankreich, namentlich bei den Frauen, diese antike Größe wiederfinden lassen, wenn sie wirklich so sehr von Verbrechen beschmutzt gewesen wäre, als es die Dramen und Romane jener Zeit uns schildern. Nein, nein, nein! das ist nicht möglich. Nicht so allgemein waren die Laster. Die Heldinnen jener Romane sind freche Ausnahmen von der allgemeinen Sitte; ihre Laster sind zu nackt und zu fade, als daß wir daran glauben sollten. Aber wenn Ihr demungeachtet die Wahrheit gesprochen haben solltet, so würde das Jahr 93 und seine verpesteten Kerker immer noch der Regierung Lud-wigs XV. und ihren duftenden Boudoirs die Ab-solution erwirken. —

Nur ein Mal, und in einem Buche, das gut geworden wäre, wenn Crebillon nicht Alles im

Leben verfehlt hätte, verſuchte er es, uns eine junge, hübſche Perſon der damaligen Geſellſchaft wahrhaft und treu zu zeichnen. Elegant, ſchön, gut gewachſen, geiſtreich, heiter, voll Adel, Erbin eines großen Namens, und rein wie eine Jungfrau des 17ten Jahrhunderts! Sie heißt Mademoiſelle von Theville. Ich werde dieſen Namen nie vergeſſen, ſo angenehm kontraſtirt, die ihn trägt, mit den Perſonen der andern Romane. Der Held des Buchs iſt getheilt zwiſchen Mademoiſelle von Theville und Madame von Lurſay. Sein Herz ſchweift zur Einen, ſein Kopf zur Andern; ſie ſind alle Beide liebenswürdig und gut; aber Mademoiſelle von Theville in höherm Grade als Madame von Lurſay. In einem Kapitel dieſes Buches finden wir eine ſehr ernſte Apologie der petites maisons. Ich muß jedoch hinzufügen, daß es ſich hierbei weder um die Eine, noch um die Andre der genannten Damen handelt.

„Iſt es nicht in einer petite maison," ſagte Verſac, „wo man ohne Aufſehen unter vier Augen ſpeiſen kann? Und kann man wohl, ohne dieſe Einrichtung, ein Verhältniß knüpfen? Sind ſie nicht eine der Hauptbedingungen dabei? Eine Frau, welche ſich ſelbſt achtet, und die nebſt einem weichen Herzen und einem leichten Gewiſſen

ihre Schwächen oder ihre Narrheiten verheimlichen will, kann sie ohne petite maison dieses bewerkstelligen? Und giebt es etwas Reineres, Ungestörteres und Verborgeneres, als die Genüsse, welche man dort hat? Beide Theile entziehen sich der lästigen Pracht jener üppigen Gemächer, wo die Liebe entweder stets hadert oder einschläft, und finden oder erwecken die zärtliche Leidenschaft in einer petite maison. Unter ihrem bescheidenen Dache erblühen wieder die leisen Wünsche, welche die Zerstreuung der großen Welt unterdrückte, und hier finden sie ihre Gewährung, ehe sie gänzlich verstummen."

Derselbe Versac, der so geistreich spricht, definirt den Ton der guten Gesellschaft auf folgende Weise, so daß nichts zu wünschen übrig bleibt:

„Etwas Nachlässigkeit in der Haltung, die bei den Frauen bis zur Unanständigkeit gehen kann, bei uns aber Freiheit und Ungezwungenheit genannt wird; Ton und Manier muß affektirt seyn, sowohl in der Lebhaftigkeit, wie im Schleppenden; der Witz frivol und boshaft; das Gespräch verwickelt, und so ist, wenn ich mich nicht sehr irre, der Ton der guten Gesellschaft in diesem Augenblicke beschaffen." . . . .

Würde man mich fragen, welches der vernünf-

tigſte Roman von Crebillon ſey, ſo müßte ich antworten: „Die Verirrungen des Herzens und des Verſtandes.“

Ich bin zwar ſicher, daß mir Niemand dieſe Frage ſtellen wird. Hält es wohl Jemand der Mühe werth, alte Romane zu leſen, während jeder Tag neue entſtehen ſieht? Es iſt wohl ſchon genug, daß man es nicht verſchmähte, mit mir auf einige Augenblicke zu dieſen alten Liebesgeſchichten zurückzukehren, die längſt nirgend mehr anzutreffen ſind.—

Zu jener Zeit, wo Crebillon ſchrieb, war es Mode in Frankreich, das heißt in Paris, welches ſtets ganz Frankreich war, bei Griechenland zu ſchwören. Voltaire war es eingefallen, uns mit Athenienſern zu vergleichen, und nun gab es keinen Höfling, der ſich nicht für einen Alcibiades hielt, nicht in ſeiner Geliebten eine Aſpaſia ſah. Nie hat ein weniger gelehrter Zeitraum einen gröſſern Mißbrauch mit dem griechiſchen Alterthume getrieben. Für kurze Zeit war Aſpaſia eben ſo in der Mode wie Madame de Pompadour, und Alcibiades konnte es immerhin mit dem Herzog von Richelieu aufnehmen. Eine ausgezeichnete Ehre für Alcibiades.

Und dieſer würdigen Anſicht von dem klaſſiſchen Alterthum haben wir auch „die athenienſi-

ſchen Briefe“ Crebillon's zu verdanken. Auch dieſer Roman iſt in Briefen geſchrieben, und Alcibiades iſt der Held deſſelben. Alcibiades, der zwanzig Jahre hindurch der Typus eines eleganten Pariſers war; Alcibiades, unter dem unſere vornehmen Damen ſich mindeſtens einen Mousquetaire gedacht haben. Crebillon unterzog ſich der Mühe, ihn nach der letzten Mode zu kleiden, und ihn eben ſo ſprechen zu laſſen. Alcibiades ſah am Arme des Perikles, oder in irgend einem Athenienſiſchen Salon, auf einem Sopha ſitzend, die ſchöne und berühmte Aſpaſia. Er war bei ihrer Toilette zugegen, er führte ſie in die Oper, er that, um ihr zu gefallen, alles, was wir ſo eben Clitandre für ſeine ſchöne Marquiſe thun ſahen. Was ſoll nun aber aus dieſer Leidenſchaft des Alcibiades werden? Eine wichtige Frage, die jedoch keinen Augenblick ſeinen wahrhaften Geſchichtſchreiber Crebillon in Verlegenheit ſetzt.

Man wird zwar geſtehen, daß vom franzöſiſchen Roman zur griechiſchen Liebe ein weiter Sprung ſey; aber es muß immer intereſſant bleiben, eine griechiſche Leidenſchaft nach der Mode Ludwigs XV. gekleidet zu ſehen, und man wird nicht böſe ſeyn, zu erfahren, welche Früchte die

ſtrengen Studien des 17ten Jahrhunderts im 18ten getragen haben. Wir wollen noch dieſe kleine Bekanntſchaft machen, und ſicherlich werden wir dann beſſere Aufſchlüſſe über jene Zeit haben. Ohne alle Umſchweife dringen wir gleich in das innerſte Leben des Alcibiades. Er treibt einen großen Handel mit Hunden, Weibern und Pferden. Seine Pferde verkauft er dem Kallikrates, ſeinem Freunde; aber ſeine Geliebte Diotima verſchenkt er dem Ariochus. Man muß geſtehen, daß er ſich auf den Werth der Dinge verſteht.

„Bereits mehr als ein Monat iſt es," ſchreibt ihm Ariochus, „daß Sie mir verſprochen haben, mir Diotima abzutreten. Ich habe ſie deshalb bereits geſprochen, und nun behalten Sie ſie für ſich. Alcibiades, Sie hätten mir wohl die Erniedrigung erſparen können, ſo ohne Erfolg für ſie zu ſeufzen."

So dauern die Klagen des Grafen Ariochus noch länger fort, worauf der Herzog Alcibiades, als vollendeter Logiker, Folgendes erwidert:

„Sonſt glaubte ich wohl, daß es mir eben ſo zur Ehre gereiche, die Weiber aufzugeben, als ſie mir zu unterwerfen; da ich ſeitdem aber beſſer über meine eigenen Intereſſen aufgeklärt wurde, ſo

ſchone ich ihre Eigenliebe, weil ich zu genau weiß, welchen Einfluß ſie auf unſern Ruf auszuüben fähig ſind.“

So lautet der ganze Brief, und obgleich er nicht mit dem Datum bezeichnet iſt, ſo kann man nach dem Ernſte des Styls wohl annehmen, daß der Held in das vernünftige Alter eintrat, das heißt wenigſtens ins 17te oder 18te Jahr.

„Dafür aber,“ fügt er hinzu, „überlaſſe ich Ihnen Nemea.“

Und unter demſelben Couvert ſchreibt Alcibiades dieſer Nemea:

„Meine liebe Nemea! es iſt mir nicht möglich, dieſen Abend bei Ihnen zu ſoupiren. Jedoch erlauben Sie, daß einer meiner intimſten Freunde Sie wegen meiner Abweſenheit tröſten darf. Bewaffnen Sie Ihre Reize mit Allem, was der Putz Verführendes hat. Ich werde für Alles, was Sie ihm erzeigen, ſo dankbar ſeyn, als wäre es für mich ſelbſt geſchehen. Adieu!“ —

Hierauf antwortet Nemea: (Ach, wie iſt ſie doch ſo gut, dieſe Nemea.)

„Er möge kommen; und fürchten Sie nichts von meiner Strenge für Ihren Freund. Ich ſende Ihnen hiermit Parfümerien, die ich von dem Satrapen von Phrygien erhielt; Sie werden, wenn

Sie ſie prüfen, wiſſen, daß ich die ihrigen nun leicht entbehren kann.“

Ariochus, der das Schreiben an Nemea überbrachte und nun dem Alcibiades die phrygiſchen Parfümerien überreicht, begehrt immer noch Diotima. Alcibiades willigt endlich auch darin. Bei ſeiner letzten Zuſammenkunft mit ihr im Ceramicum behandelt er ſie ſchlecht:

„Sie war ſo verzweiflungsvoll und (was mir für Sie die ſchönſten Hoffnungen giebt) ſo herabgewürdigt, einen Mann zu lieben, der ſo wenig ihr Herz begriff, daß ich meine, ſie werde den Entſchluß gefaßt haben, mich nie wieder zu ſehen.“

Weiter unten fügt Alcibiades eine Maxime bei, die ich allen Verliebten empfehle; ſie lautet: „daß ſtolze Frauen ſehr bequem für unbeſtändige Liebhaber ſind.“

Noch denſelben Abend will ſich unſer Held ein wenig zerſtreuen. „Ich war bei ſo guter Laune,“ ſchreibt er, „daß ich, um die übrige Nacht mir zu erheitern, zu Ampeles ſandte, damit ſie in's Ceranicum käme. Und in der That, ſie machte nicht weniger Umſtände zu kommen, als ich, ſie einzuladen. Das iſt ein liebenswürdiges Weib! Neben ihr erſcheint Glycerion ſelbſt geziert! Während ſie mit mir ſoupirte, ſagte Ampeles mir mit ſolcher

Wärme, daß ſie Thragylles liebenswürdig finde, daß ich genöthigt war, nach Thragylles zu ſenden, damit er mit uns eſſe.“

Alſo nicht bloß giebt Alcibiades Nemea und Diotima dem Axiochus, ſondern Thragylles auch ſeiner Geliebten Ampeles; nun ſage man, ob es einen gefälligern Helden geben könne!

Und wenn man mich nun aber fragen wollte, warum ich mir darin gefalle, dergleichen Citationen hier zu häufen, ſo würde ich in Erwägung zu ziehen bitten, daß dies eine hiſtoriſche Unterſuchung, aber keine unanſtändige Unterhaltung etwa ſeyn ſoll. Ich werde am Ende zu einem moraliſchen Schluſſe gelangen, der mir die Verzeihung für alle dieſe Citationen verſchaffen ſoll.

Nachdem nun Alcibiades die Geſchäfte ſeiner Freunde ſo gut beſorgt hat, ſo denkt er auch an ſeine eigenen. Er ſchreibt an Perikles; er diskutirt mit Aſpaſia; nichts iſt ſo ergötzlich als die politiſche Prätenſion in jener vergnügungsſüchtigen Epoche. Perikles wird überwunden: „das Volk ſetzt ihn ab,“ wie er ſich ausdrückt.

Da ſchreibt Alcibiades an den großen abgeſetzten Mann:

„Ich habe Timagenes, meinem Intendanten,

den Befehl gegeben, Ihnen ſo viel Geld zu geben, als Sie nöthig haben werden.“

Und auf dieſe Weiſe verſtanden wir zu jener Zeit athenienſiſche Liebe und Politik!

Kaum iſt aber Perikles „unterlegen,“ ſo meldet ſich Alcibiades zu ſeiner Stelle. Die Partheien ſchwanken lange zwiſchen ihm und Kleon. Endlich erringt Kleon den Sieg. Er wird zum Oberhaupt der Republik ernannt.

„Das Einzige, was mir jetzt noch übrig bleibt,“ ſchreibt Alcibiades, „iſt, ihm während ſeiner Verwaltung ſo viel Widerwärtigkeiten zu erregen, als mir nur immer möglich ſeyn wird.“

Ein herrlicher Schluß! unſer Crebillon erräth hier, hundert Jahr im Voraus, die ſtärkſten Freiheiten einer konſtitutionellen Regierung!

Die Korreſpondenz mit Nemea dauert fort. Sein Ehrgeiz thut ſeiner Liebe keinen Eintrag. Seine politiſchen Umtriebe thun ſeinem Glücke in der Liebe keinen Eintrag. Er liebt Theophania, er liebt auch Pfannis; er fügt es ſo, daß Kleon ſich in Nemea verlieben muß, um ſich an ihm zu rächen, weil er ihm den Vorrang in den Staatsgeſchäften abgelaufen. Nemea willigt in Alles, um ſich Alcibiades gefällig zu erweiſen. Und der dumme Kleon geht wirklich in die Falle. Nemea

entlockt ihm alle seine Geheimnisse und schickt ihn dann fort. Kleon ist wüthend und macht Nemea einen Prozeß. Sie habe die Götter beleidigt, bringt er vor. Nemea erscheint vor den Richtern in eigener Person, und zeigt Kleons Briefe. Dieser ist vernichtet und Nemea kehrt triumphirend nach Hause. Nun hat Alcibiades nichts Besseres zu thun, als sich um Kleons Stelle zu bewerben, der in der öffentlichen Meinung untergegangen ist. Es scheint also, daß man schon zur Zeit der Madame de Pompadour von öffentlicher Meinung sprechen durfte.

Wenn es sich hier nur um einen griechischen Roman handelte, so würde es nicht der Mühe verlohnen, sich dabei so lange aufzuhalten. Wenn man aber bedenkt, daß hiermit die Pariser Gesellschaft, die französische Aristokratie, und die Intriguen des Hofes zu Versailles gemeint sind, wenn man in Betracht zieht, daß das wichtigste Reich in Europa während dreißig Jahre mitten in dieser Auflösung aller Sitte, und einer unbegränzten Leichtfertigkeit der Geister regiert worden ist; wenn man weiß, daß Frauen die Zügel des Staates lenkten, die nicht einmal einer Nemea zu vergleichen waren, neben Männern, die kleinere Lichter in der Politik waren, wie Crebillon's Alcibiades,

dann erlangt jeder kindiſche Umſtand dieſes frivolen Romans ſeine Wichtigkeit und ſein hiſtoriſches Intereſſe.

Alcibiades bleibt ſich ſtets gleich. Er regiert die Republik mitten unter Gaſtmälern, und iſt nur mehr als je mit Frauen und Luſtbarkeiten beſchäftigt. Aber mit den Staatsgeſchäften geht es dabei auch ſchlechter.

„Wir verloren ſo eben", ſchreibt er in ſeinem letzten Briefe, „eine Feſtung und einen guten Bürger, Amphipolis und Thucydides; das Volk iſt unglücklich und beſchwert ſich; die Lacedämonier werden von Tag zu Tag unruhiger. Unſer Feldherr Braſidas wurde von Enkles geſchlagen; die undankbare Nemea verließ mich um Kleophon; der Feind tödtet mich; Unordnung tödtet die Republik. Wir Beide ſind ein Raub unſerer Gläubiger."

Damit ſchließen die athenienſiſchen Briefe. Bis auf die Namen glaubt man die Geſchichte Frankreichs zu leſen. Welch ein ſeltſames Schickſal hat dieſes Griechenland in Frankreich! Unter Ludwig XIV. muß es dazu dienen, einen Telemach hervorzubringen, einen unſchuldigen, aber verfehlten politiſchen Roman, der den Zorn des großen Königs erregte; unter Ludwig XV. giebt Griechen-

land einem Schriftsteller die athenienſiſchen Briefe ein, ein Roman, der ohne Wiſſen und Wollen des Autors, die ſchändlichen Wunden einer zerrütteten Geſellſchaft offen zur Schau legt. Aber der ſonſt ſo mißtrauiſche Ludwig XV. ſieht nichts Böſes darin. Niemand, in damaliger Zeit, verſteht den Sinn davon, nicht einmal der Mann, der das Buch gemacht hat. Noch mehr, jener junge Adel geht ganz heiter umher, wirft ſeinen Mantel in Falten und ſpricht mit Stolz: Da ſeht einmal, was wir für Athenienſer ſind! —

Und ſo hätte denn Crebillon der Jüngere auch einen politiſchen Roman gemacht! Wer ſollte das wohl gedacht haben? —

Und hier endet mein Vorwurf.

Crebillon hat noch andere Bücher geſchrieben, von denen ich hier nicht ſprechen will, weniger aus Achtung für den Leſer, als weil die Sache unnütz iſt. Wir haben genug Züge bereits mitgetheilt, um uns von jener unmoraliſchen Zeit ein treues Bild entwerfen zu können. Sie liegt zu bloß vor uns, als daß wir noch länger dabei verweilen ſollten. Die Mode iſt vorüber; ſelbſt die Lakaien mögen nicht mehr obſcöne Romane leſen; es iſt nunmehr eine todte Literatur; die jedoch traurige Früchte getragen hat.

Wir wollen daher nichts vom „Sopha“ ſagen, deſſen Inhalt übrigens nicht ſchlechter iſt, als der eines andern Romans, der den Titel führt: „Ach! welch ein Mährchen!“

Das Sopha iſt ein Buch, welches großen Ruf erlangt hat. Von allen Romanen Crebillon's wird dieſer am meiſten im Munde geführt, ohne daß man ihn deshalb geleſen hätte. „Ach! welch ein Mährchen!“ hat zwei Theile, und wird von mir dem „Sopha“ bei Weitem vorgezogen. Die Schreibart iſt lebendig, witzig und fließend. Der Held iſt ein dummer Sultan, der mit ſeinen Weibern ſchwatzt, ein wollüſtiger, fauler Held, der vor allen Dingen Geſchichten und Ruhe liebt, worüber aber Ludwig XV. gar nicht böſe wurde, ein ſo geiſtreicher König war er! —

Um jedoch meinem Autor härtere Vorwürfe zu erſparen, als die ich ihm hier mache, muß ich noch hinzufügen, daß die Schlüpfrigkeit ſeiner Bücher nur ſeiner Zeit, nicht ihm zum Vorwurf gereiche. Denn mit andern verglichen, die zu derſelben Zeit entſtanden, ſind ſie die züchtigſten. Man ſchaudert, wenn man ſieht, was damals an ſchmutzigen Büchern gemacht und verbraucht wurde. Sprache, Geſchmack und Sitten, der öffentliche Geiſt, das Herz und die Seele der Nation wurden damals

in Prosa und Versen, in Bildern und tausendfältigen Anspielungen auf das Schmählichste beleidigt und gekränkt. Zu jener Zeit war die Unmoral ein Spiel für die ausgezeichnetsten Köpfe. Damals saßen Männer von großem Namen und großem Ansehen in der Bastille, nackt, eine Beute viehischer Qualen, von ihrem innern Feuer verzehrt, und schändliche Bücher verfassend. Der Polizeilieutenant selbst verkaufte diese Bücher dem Buchhändler, und händigte den Verfassern das Geld dafür ein. Unter Napoleon noch saß ein berüchtigter Marquis jener Zeit in Bicêtre, und der undankbare Kaiser wußte doch, daß sein Gefangener auf obige Weise stark zur Unmoralität und Infamie beigetragen hatte, die ihn zu seiner Würde erhob. Die Geschichte aller dieser Bücher würde lang werden, aber nicht ohne Interesse seyn. Um sie aber zu schreiben, müßte man eine Geschicklichkeit besitzen, die ich mir nicht beimessen darf, und Kenntnisse haben, deren ich mich schämen würde.

Man hat schon genug daran, was man der Namen ihrer Autoren wegen von solchen Büchern lesen muß, wie die von Voltaire, Diderot, Montesquieu, Rousseau.

Glücklicherweise ist diese Art von Literatur immer nur von kurzer Dauer. Ist das Volk noch

in seiner Kindheit, so wird das Kind zum Manne, zum Familienvater, und dieser denkt nicht mehr an die Ausschweifungen seiner Jugend. Ist das Volk abgelebt, so erliegt der Greis von selbst unter den letzten Trümmern seiner Sinnlichkeit. Frankreich ist unter diesen kleinen Büchern erlegen; besser für das Land, als wenn es unter den Dissertationen seiner Philosophen erlegen wäre! —

Einstmals jedoch erhielt diese verderbte Literatur in Frankreich eine ernste und befremdende Warnung. Schon lange spottete man der alten Sitten; man griff von allen Seiten die Keuschheit der Frauen, die Tugend der Mädchen, die Schamhaftigkeit der Männer an; da nahm sich ein Schriftsteller, von einem gallichten Karakter und einer furchtbaren Energie, vor, diese kleinen Bücher ernstlich zu richten. Er wollte dieser zerrütteten Gesellschaft Furcht einjagen, ihr den Spiegel vorhalten, und er schrieb die liaisons dangereuses.

Welch ein Buch, großer Gott! welch ein gräßliches Weib darin! welch ein unwissendes Mädchen! welch ein gefährlicher und kalter Roué! welche einfältige Mutter! welche Welt! welch ein Luxus! welche Verachtung für die vermittelnden Kräfte! welch ein gräulicher Kommentar zu all diesen wollüstigen Erzählungen, all diesen umflorten Romän-

chen, all diesen sentimentalen Skizzen! Es war schrecklich anzusehen. Ich weiß nicht, was die Gesellschaft jener Zeit begonnen haben würde, hätte sie sich in diesem Spiegel erblicken können. Sie hatte aber nicht mehr Zeit dazu; sie stand am Rande eines Abgrunds. Sie stürzte hinein, und Alles mit ihr: Thron, Altar, Macht und Glauben, die Herzogin wie die Tänzerin!

Diese ganze Welt von Gestern, eine Welt in Spitzen und gestickten Kleidern, eine Welt für sich, die ohne zu arbeiten lebte, die reich und glücklich geboren wurde, eine Welt, die geboren wurde für die Künste, für die Liebe, um gut zu essen, für die Macht, für den Ruhm; alles dies schwand an einem Tage hin — todt für immer es wird nie wiederkehren! —

Seitdem ist Alles wieder neu entstanden. Komödie, Oper, weinerliches Drama, selbst die Fabel, Alles ist wieder da. Nur Eins ist ausgeblieben: die schlüpfrige Literatur. Auch sie ist todt für ewig; und das ist schon ein wichtiger Fortschritt für eine große Nation.

Um nun noch meine Skizze von Crebillon zu beenden, muß ich hinzufügen, daß dieser, in seinen Schriften so unzüchtig erscheinende Mann, dennoch von strengen Sitten war, und einen tadel-

freien Wandel führte. Seine Aufführung gegen ſeinen Vater, den Dichter des Rhadamiſt, war rührend. Als der Greis durch Alter und Kummer ſeine hohe Geſtalt zur Erde gebeugt ſah, fand er den Arm ſeines Sohnes, ſich daran aufzurichten. Dieſer verließ ihn keinen Augenblick, gleich liebend den Vater, als verehrend den Dichter in dem Greiſe. Der jüngere Crebillon führte ſeinen Vater zur Frau von Pompadour. Wie er eintrat zur regierenden Mätreſſe, war dieſe im Bette, geplagt von der lieblich kleidenden Migräne, welche durch ſie zur Mode geworden war. Sie gab dem alten Crebillon ein Zeichen, ſich ihr zu nahen. Sie ward gerührt, wie ſie ihn ſo arm und zitternd ſah, ihn, der einſt ſo berühmt war, geſchmückt mit jenen tragiſchen Palmen, die man damals noch hoch verehrte, und die ſeitdem in Frankreich ſo ſehr im Preiſe gefallen ſind. Er mußte ſich zu der ſchönen Frau auf's Bett ſetzen; ſie ſagte ihm Schmeicheleien, mit ihrer ſüßen Stimme, mit ihrem reizenden Lächeln! Der Greis war hingeriſſen und vergoß Freudenthränen. Plötzlich tritt der König ein. Der alte Crebillon ſpringt entſetzt auf. „Ach, mein Himmel! Madame!“ ſchreit er, „wir ſind Beide verloren! der König hat mich auf Ihrem Bette geſehen!“ —

Der alte Crebillon erhielt aber eine Penſion von 1000 Thalern, und ſeine Werke hatten die Ehre, in der Druckerei des Louvre zu erſcheinen. Seinen Sohn aber traf ein Glück, wie er es ſelbſt in keinem ſeiner Romane noch jemals erfunden hatte. Er war von tauſend materiellen Sorgen umlagert, wie ſie damals von dem Leben eines Schriftſtellers unzertrennlich waren, als eines Morgens eine junge Engländerin ſich bei ihm melden ließ. Sie war ſchön, reich und von Familie, und hatte ſich in die „Verirrungen des Herzens und des Verſtandes" verliebt. Sie bot ihre Hand und ihr Vermögen unſerm Jolyot de Crebillon dem Sohn, und als das Jahr 93 kam, hatte er das Glück, ſich, ſeine Frau und ſein Vermögen zu retten.

Ich meine jedoch, daß er ein wenig gezittert haben mag, wie er Madame Dubarry auf dem verhängnißvollen Karren vorüberführen ſah.

Madame Dubarry! Sie war der letzte herrſchende Ausdruck der Romane Crebillon's des Jüngern! —

Bewundert nunmehr die Zufälligkeit des Glücks, und erklärt ſie uns, wenn Ihr es im Stande ſeyd!

Eine keuſche Engländerin durchſchifft die Meerenge, um den Verfaſſer einiger unſittlichen Ro-

mane zu heirathen, während zu derſelben Zeit einer der mächtigſten Geiſter Frankreichs, mit einem glühenden und fühlenden Herzen, Jean Jacques Rouſſeau, von fünf bis ſechs Frauen, die ſich von Windbeuteln anbeten laſſen, den Korb erhält, und zur Genoſſin ſeines edlen Lebens nur eine unedle Magd finden kann, die ihn zu Tode ärgert.

# Alte und neue Zeit.

Hier gebe ich eine Geſchichte, die ich für wahr halte, und die mir von einem Augenzeugen erzählt wurde, obgleich bereits wohl dreißig Jahre verfloſſen ſind, ſeitdem ſie ſich zutrug. Uebrigens glaube ich, daß ſie, und wenn ſie gleich noch älter wäre, ſich auch in unſern Tagen zugetragen haben könnte.

Wenn man die alte Provinz du Perche kennt, von welcher ein Theil jetzt zu dem Departement de l'Orne gehört, ſo wird man ſich erinnern, nahe an einer großen Straße eine Wohnung, oder vielmehr ein altes, ſchlechtes Schloß geſehen zu haben, welches la Ronnetière genannt wird.

Es liegt auf einer Anhöhe, zweihundert Schritte von der Straße, hat zwei Stockwerke, vier Fenſter in der Breite, und an jeder Ecke einen ſpitzen Thurm, in der Geſtalt eines Taubenſchlags. Alles übrigens ſchwarz und, wie es ſcheint, ſehr betrübt

darüber, kein feudalmäßigeres Anſehen mehr zeigen zu können. Der ſchmale, lange und ſchlecht unterhaltene Garten ſchließt das Haus zwiſchen zwei Mauern ein, gleich wie die platt angelegten Karten das Kartenhäuschen, von Kindern erbaut. Das Einzige, was ein gutes Anſehen dem Dinge giebt, wird durch den jähen Abhang des Bodens hervorgebracht und beſteht in einer Terraſſe, welche den Garten durchſchneidet. Ich weiß nicht, ob jemals ein Bewohner dieſes Schloſſes die glückliche Idee gehabt haben mag, dieſe Terraſſe mit Sträuchern und Bäumen zu ſchmücken; auf meiner Durchreiſe habe ich nichts davon bemerkt.

Gewöhnlich baut man ein Haus nur für deſſen Bewohner; darum wollen wir jetzt, da ich mit dieſer oberflächlichen Beſchreibung fertig bin, uns ſogleich zu den Bewohnern der **Renotière** wenden.

Dies waren zu jener Epoche, von welcher ich ſprechen will, das heißt zu Anfange dieſes Jahrhunderts, ein Greis und ein Mädchen. Jener, der Oheim und Kraft des Geſetzes Vormund des ſchönen Kindes, in der That aber das Mündel deſſelben. Der Vater des Mädchens war beim Ausbruch der Revolution von 89 Offizier in Dienſten des Königs von Frankreich geweſen. Da er wenig daran gewöhnt war, viele Ideen zu kom-

biniren, ſo hatte er, als er den dritten Stand danach ſtreben ſah, auch Etwas zu werden, die kürzeſte Parthie ergriffen. Er emigrirte nämlich; ſpäter aber landete er in den weſtlichen Provinzen, wobei er mehr Muth als Verſtand zeigte. Er nahm Theil an den Expeditionen der Vendeer und der Chouans, und erſt dann, wie Alles verloren ſchien, ging er nach England, um in Elend und Kummer dort zu ſterben. Sein Vermögen wurde natürlicherweiſe konfiscirt; aber mit Hülfe eines gutmüthigen Unterſchleifs und mitleidiger Verfälſchungen, die von wackern, revolutionären Autoritäten nicht nur geduldet, ſondern ſogar beſchützt wurden, war es der Familie ſeiner Frau gelungen, ſeiner einzigen Tochter, Sophie de la Rennetière, den größten Theil dieſer Beſitzung zu erhalten. Der Oheim mütterlicher Seite Sophiens war nicht von altem Adel, und benutzte dieſen Umſtand, im Lande bleiben zu dürfen und die Sachen ſeiner Nichte gegen die furchtbaren Geſetze des Konvents zu behaupten. Nach dem Tode der Mutter wurde er zu Sophiens Vormund ernannt, aber das Kind gab ihm ſeinen Willen zu erkennen, wonach es erzogen zu ſeyn wünſchte. Er bewunderte deſſen Klugheit und gehorchte.

Oft wenn er da ſaß, und das junge Mädchen

vor ihm ſtand, ſo hielt er deren Hände in den ſeinigen, blickte voll ſtummer Bewunderung in die blauen Augen, auf die ſchwarzen Haare und die ganze zarte Geſtalt; dann bedeckte er auch wohl die friſchen, fein geſpitzten Finger mit ſeinen Küſſen und weinte dabei. Sie aber bediente ſich oftmals ihrer Autorität wahrhaft zu Gunſten ihres Vormunds. Sie empfahl ihm, ſich früh ſchlafen zu legen, und er gehorchte; ſie verlangte auch, daß man den Keller für ihn fülle, mit den leichten, perlenden Weinen von Anjou, und er gehorchte zwar auch, obgleich ihm ſehr gemuthete, einige Einwendungen deshalb zu machen, die man jedoch nicht annahm. So wählte ſie auch ſelbſt die ſehr ausgezeichneten Meiſter, von denen ſie einigen Unterricht zu erhalten hoffte; ebenſo ihre andern Beſchäftigungen und vor Allem ihre Lektüre. Glücklicherweiſe war in der Bibliothek des Schloſſes keins von jenen Werken des 18ten Jahrhunderts anzutreffen, das die Seele des jungen Mädchens ſogleich vergiftet haben würde, wenn ſie im Stande geweſen wäre, es zu verſtehen. Dieſe Bibliothek war nämlich ein unbeträchtliches Erbſtück der frühern Generationen, und hauptſächlich erſt durch ihren Großvater ein wenig bereichert, der gleich den damaligen Hofleuten Ludwigs XIV, einigen

Geſchmack für die Wiſſenſchaften ſich angeeignet hatte, wie es bei den Landedelleuten zu jener Zeit, und wohl noch 50 Jahre ſpäter der Fall zu ſeyn pflegte. Sophie hatte alſo eine Bücherſammlung zu ihrer Diſpoſition, wovon der anſehnlichſte Theil dem großen Jahrhunderte angehörte, und woraus ſie eine Wahl getroffen hatte, die mit der des Don Quixotte zu vergleichen war. Iſt es nicht leicht einzuſehen, daß ein junges Mädchen, ohne Rath und Anleitung, zuerſt nach den Romanen von la Calprenède und den beiden Scuderys greifen wird, und die ſtrenge Pracht Boſſuets, ſo wie die praktiſchern Betrachtungen la Rochefoucauld's und la Bruyère's bei Seite läßt? Aber auch die Dichter, nämlich die, welche von Liebe ſprachen, wurden dazu erkoren, ihr Geſellſchaft zu leiſten. Was ihr dann noch an Zeit übrig blieb, wurde von der Sorge für das Hausweſen ausgefüllt, oder von Handarbeit, Andachtsübungen und langer Weile, die täglich bei ihr ſich breiter zu machen erlaubte, denn das Mädchen war bereits 18 Jahre alt.

Die Unterhaltung, welche die Umgebung bot, war weder beſonders ergötzlich, noch beſonders abwechſelnd. Sophie beſaß nur noch eine kleine Zahl von Verwandten, die in den umliegenden

Provinzen zerſtreut lebten, die aber durch Furcht, Mißtrauen und Egoismus, welche die Frucht der Revolution waren, nicht eben vorzugsweiſe zur Freundlichkeit und Gaſtfreundſchaft ſich geſtimmt fühlten. Man bekümmerte ſich nicht um das junge, unbedeutende Geſchöpf, das nicht im Stande war, durch ſeine Gönner und Beſchützer eine Vernichtung des Namens von der Liſte der Ausgewanderten, oder die Wiederherausgabe noch nicht verkaufter Grundſtücke zu bewirken, oder wohl gar eine Empfehlung an den erſten Konſul, der ſchon ſehr groß, und ſehr ehrfurchtgebietend ſolchen Leuten erſcheinen mußte, denen ein monarchiſcher Inſtinkt angeboren war. Solche Nachbarn, wie wir ſie heut zu Tage in jener Gegend kennen, gab es damals noch nicht, der Adel war durch die Schrekkensperiode und die Auswanderung dezimirt worden, und hatte ſich auf alle mögliche Weiſe umgeſtaltet, um der öffentlichen Aufmerkſamkeit zu entgehen; daher war er überall zu finden, nur nicht in ſeinen Schlöſſern. Mehrere Generationen waren auch in der That ſchon aus dem Schooße der Bürgerlichkeit aufgeblüht, welche die Talente des Adels weit überflügelten, und ſeine hohen Eigenſchaften gleichfalls weit hinter ſich ließen. Dieſe aber befanden ſich in den Kriegslagern, um zu

kämpfen, oder in dem Mittelpunkt der Verwaltung, um ſich Namen und Vermögen zu erbeuten. Eine jede Provinz hatte ſich daher entblößt, um dem Staate den Tribut an fähigen Köpfen zu zollen. Und ſo kam es, daß Sophie, wie noch viele Andre in jener Gegend, ſich allein ſahen, wie die Töchter jenes griechiſchen Königs, als alle Männer in den trojaniſchen Krieg gezogen waren.

Zum Unglück aber war kein Achilles bei Sophie verborgen. Sie konnte unmöglich Henri de la Sauſſaye dafür gelten laſſen; einen guten, dicken Jungen, und Freund des Vicomte de la Rennetière, der das Schickſal deſſelben getheilt hatte. Eine Waiſe, wie Sophie, war es ihm jedoch nicht gelungen, gleich ihr das Erbtheil ſeines Vaters zurück zu erhalten; aber die Verlaſſenſchaft ſeines mütterlichen Großvaters machte ihn zum Beſitzer eines Schloſſes und ausgedehnter Waldungen, die es umgaben.

Da er ſeit ſeiner Kindheit daran gewöhnt war, mit ſeinem Großvater Sophiens Oheim zu beſuchen, ſo fand er es ſehr natürlich, ja ſelbſt angenehm, den Weg dahin zurückzulegen, um ſo mehr, da ſeine Jagdausflüge und die Inſpektion ſeiner Arbeiter ihn oftmals in dieſe Gegend hinzogen. Die beiden Greiſe hatten ſich früher ſtets für die Aufbewahrer

der Hoffnungen Iliums angesehen, und konnten den Gedanken nicht fassen, diese kostbaren Sprößlinge in ein anderes Erdreich zu verpflanzen, daher war es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß diese beiden jungen Leute ein Paar werden würden. Sophie und Henri wuchsen wie zwei Freunde auf, jedoch ohne die kleinlich-einfältige Zärtlichkeit, von welcher man anzunehmen pflegt, daß sich eine wachsende Neigung zwischen jugendlichen Gemüthern zu erkennen zu geben pflegt.

Sophie glaubte, wie sie es durch ihre Bücher wußte, daß ein junger Mensch mit 19 Jahren sich seinen Beruf wählen müsse. Henri dachte an so etwas nicht, und bekümmerte sich gar nicht um das, was kommen könnte; ja — er wußte nicht einmal, ob überhaupt etwas kommen werde. Sein Großvater hatte seine Erziehung so geleitet, wie sie sich für einen Edelmann der guten Zeit schickte, mit Ausnahme dessen, was durch die Umstände derselben gänzlich versagt worden war. Nun ist es jedoch nicht zu läugnen, daß eben dasjenige, was fehlte, die Hauptsache in dieser Art von Erziehung genannt werden muß. Sein Hofmeister war ein wackerer Geistlicher, nur etwas schwach und sehr fanatisch dabei, übrigens achtungswerth, wie jede eingefleischte Ueberzeugung.

Er hatte ſich wohl gehütet, in ſeinem Zögling einen andern Geſchmack zu nähren, als für einige Klaſſiker und Erbauungsbücher. Da dieſer jedoch, bei dem beſten Willen von der Welt, bei den Erſtern große Anſtrengung, bei den Andern große Langeweile ſpürte, ſo hatten dieſe Repräſentanten der Lektüre ihm für alles Uebrige einen ſolchen Reſpekt eingeflößt, daß er glaubte, er entweihe die Bibliothek, wenn er den Staub von dieſen guten alten Editionen weggewiſcht hätte. Um dieſen ſchönen Beginn vollſtändig zu machen, hätte man noch akademiſche Uebungen hinzufügen müſſen, oder einen Feldzug unter den Befehlen irgend eines berühmten Feldherrn, eines Freundes der Familie; etwa eine Belagerung von 4 bis 5 Monaten, wobei er 12 bis 1500 Piſtolen ausgegeben hätte, um beim Spiel zu figuriren und die andern jungen Edelleute zu bewirthen. Unglücklicherweiſe aber wußte man 1803 nicht mehr, was akademiſche Uebungen ſeyen; und wegen der Feldzüge, ſo dachte der Großvater, daß keine eröffnet werden dürften, bis die Prinzen zurückkehren würden, um die Vendeer aufzuregen; und wäre dies einmal der Fall, ſo würde der junge la Sauſſaye ſich hervorthun, ohne eine Schule durchgemacht zu haben; denn Noth lehrt beten. Und wenn er auch durch ein

Wunder oder durch etwas Anderes ſich dazu geſtimmt gefühlt hätte, ſeinen Enkel dem Schickſale Frankreichs folgen zu laſſen, ſo würde dieſer als Befehlshaber des Heeres doch nur Leute gefunden haben, die den erſten Beſten hervorzuziehen im Stande waren, wenn er ſich nur auszeichnete. Die Belagerungen, anſtatt ſich regelmäßig und feierlich durch 4 oder 5 Monate zu erſtrecken, wurden, nach den Umſtänden, auf eine recht plumpe Weiſe förmlich ertrotzt, und dauerten oft nicht länger als 4 oder 5 Tage. Keine Würde mehr; nirgend Anſtand; man konnte ſich gar nicht mehr von ſeiner Feldequipage begleiten laſſen, und man regalirte ſeinen Freund, ſeinen Kameraden wollt' ich ſagen, hinlänglich, wenn man ihm ein Stück Schwarzbrod und ein Paar Schuhe ſchenkte.

Im Uebrigen beunruhigte das Alles Henri eben ſo wenig wie ſeinen Großvater, für den, ſeit der Abweſenheit der Prinzen, die ganze Weltgeſchichte ſtille ſtand. Wie wäre er erſt erſtaunt, der würdige Mann, wenn er nicht 1803 geſtorben wäre, und geſehen hätte, wie 1805 ein bloßer Maire ſich anmaßte, kraft des Geſetzes, ſeinen Enkel unter die Fahnen eines ſogenannten franzöſiſchen Reiches zu rufen.

Noch war aber die Zeit nicht da, wo der junge

Menſch dies Alles durch eigene Erfahrung kennen lernen ſollte. Mittlerweile lebte er inſtinktmäßig und kräftig in der Gegenwart, vollkommen unbewußt ſeiner Zukunft, und genoß mit Entzücken der edeln Luſt des Waidwerks, eines eben ſo primitiven Vergnügens, wie das der Liebe. Gelehrig die Beſchlüſſe ſeines Familienraths befolgend, lernte er die Bewirthſchaftung ſeiner Forſte leiten; er ließ darin ſowohl Wellen machen als Kohlen brennen, nachdem die Gelegenheit dazu war; befolgte das Schlagſyſtem ſeiner Förſter, ließ das Röhricht in den Sümpfen einſammeln, aber vor allen Dingen beſchäftigte er ſich mit der Erziehung ſeiner Füllen.

Sophie jedoch, die weder von Mademoiſelle de Scudery, noch von Racine und Moliere, gelernt hatte, einen jungen Helden und Freier unter ſolchen Verhältniſſen zu erblicken, erſtaunte, daß der Moment immer noch nicht kommen wollte, wo Henri das ſeyn würde, was er ſeyn ſollte. Wann wird er denn endlich eine Kompagnie befehligen? Wann wird er dieſem oder jenem Prinzen angehören? Wann wird er bei der Soiree einer Herzogin ein pikantes und kurioſes Examen zu beſtehen haben über den Gegenſtand ſeiner Wahl? Ihr Onkel hatte große Mühe, ſie über

dieſe Dinge aufzuklären, von denen er ſelbſt das Warum nicht zu begreifen im Stande war. Sie mußte ſich endlich dahin beſcheiden, daß die Kompagnie des Prinzen und die Soireen der Herzogin bis auf Weiteres vertagt worden ſeyen. Deſto mehr ward ſie aber gegen Henri eingenommen, der ſo wenig von einem ſolchen Umſturz ewiger Naturgeſetze ergriffen zu ſeyn ſchien; der beſtimmt war, Königen zu dienen, und ſich nun damit begnügte, den Bauern ihre Arbeiten aufzugeben, und deren Ertrag dann auf den Märkten von Mortagne und d'Alençon in Geld umzuſetzen.

Auch hatte er eine dicke, rothe, harthäutige Hand, und einen großen, häßlichen Vorſtehhund, der nichts weiter konnte, als Wild aufſtöbern und alle Waſſerhühner fangen, die ſich im Schilf aufhielten, das längs dem Graben wuchs.

Sophiens vergelbte Kupferſtiche zeigten ihr hingegen Cyrus und die Freier der Prinzeſſin von Elis, immer von ſchönen Windhunden gefolgt. Sie war noch ſehr glücklich, von dem ganz neu entſtandenen Journal des Modes nichts zu wiſſen, denn ſonſt würde ſie es ihm nie vergeben haben, das Beinkleid von 1802 mit dem Frack von 95 in ſeinem Anzuge zu vermiſchen, ſo wie den Ueberrock des letzten Jahrhunderts mit den Stiefeln aller

frühern Jahrhunderte, vor dem Jahrhundert der Stiefel à la Suwarow.

Henri hatte, wie ſchon geſagt, einen undeutlichen, inſtinktmäßigen Begriff von dem, was er nach der Meinung ſeiner Familie, der edeln Raſſe ſchuldig war, aus der er entſproſſen. Aber er hielt um deſto feſter daran.

So geht es mit allen unſern Grundſätzen; man pflanzt ſie in unſer Herz, ohne daß wir es wiſſen, ſie breiten ſich in Blut und Fleiſch bei uns aus, ſie werden endlich mit uns groß und ſtark. Er war noch nicht ſo weit in der Erkenntniß, die gleichzeitige Geſchichte zu haſſen, die ihn noch nichts anging; aber er wünſchte auch, ihr gänzlich entfernt zu bleiben.

Er wußte nicht, was er zu den ehrgeizigen Vorſtellungen Sophiens ſagen ſollte, aber er wartete immer auf Ereigniſſe, die er ſich nur oberflächlich denken konnte; auf eine jener Situationen, die unſerm ganzen Weſen wohl anſtehen, und in denen es uns vorkommt, als hätten wir in ähnlichen Fällen ſchon einmal gelebt. Würde dereinſt dieſe Offenbarung Henri zu Theil geworden ſeyn, ſo hätte er auch Gründe zu ſeiner Rechtfertigung und Mittel gefunden, ſich bei Sophien wieder in Gunſt zu ſetzen. Für jetzt erſchien ihm ſein Da-

ſeyn keineswegeſ noch wie ein Mährchen ohne Titel, oder wie eine bittere Verſpottung. Es fehlte ihm nichts Geringeres als das Gefühl von Größe, womit ſich eine geheimnißvoll angekündigte Zukunft zu verſchleiern pflegt, um ihm die Ueberzeugung aufzudringen, daß es wohl ſogar nöthig ſeyn dürfte, eine Aenderung in ſeinem Leben vorzunehmen. Er war aber bei dem Allen ſo gut, daß er ſehr geduldig die dunkelvollen Launen des ſchwachen Geſchöpfes ertrug, das es ſich herausnahm, mehr Ehrgeiz für ihn zu hegen, als er ſelbſt, aber dabei ſeine liebſten Vergnügungen und Lüſte tief verachtete.

Er rächte ſich dafür, indem er das delikateſte Wildpret, welches er auftreiben konnte, auf's Schloß ſchickte. Aber dann erſchien er auch hinterher, um fröhlich ſeine Portion zu verlangen.

Dies waren für Herrn von Sancé, der ſich mit Henri verſchworen hatte, die herrlichſten Abende; dieſe Mahlzeiten zu drei Gedecken, wo man aus einer Ueberfülle von Laune zuerſt Sophie zum Weinen, dann aber zum Lachen zu bringen wußte. Zu ſolchen Unternehmungen wurde das Signal mit einigen Flaſchen alten Weines gegeben; dann folgten Begebenheiten ohne Ende aus der Geſchichte ſeit 1750, die Henri, da ſie ihn nicht intereſſirten,

ſchläfrig anzuhören pflegte. Sophie ergriff dieſe Gelegenheit, die Unterhaltung aufzuheben, und Herr von Sancé, ein andermal wieder von vorn zu beginnen.

So verfloſſen die Tage, wenngleich nicht ſchnell. Unſer Leben iſt in der Jugend dem Leben des geflügelten Inſekts zu vergleichen, für das ſich alle Umgeſtaltungen ſeines Daſeyns in die Dauer eines Tages zuſammendrängen, und das nur einen Sonnentag kennt.

Aber die Zeit, deren Donnerſchritt ſie in ihrer Einſamkeit völlig überhörten, brachte ihnen endlich einen Nachbar. Dies war ein Mann, deſſen Daſeyn nichts Geheimnißvolles hatte, und den doch wenige Leute nur in der Gegend kannten, obgleich er hier zu Hauſe war.

Eines Morgens, beim Frühſtücke, kam ein Brief, „der Hauptmann Valleran“ unterzeichnet, worin dieſer äußerte, wie glücklich es ihn machen würde, wenn die Nachbarſchaft ihn dazu berechtigen dürfte, Herrn von Sancé und ſeiner liebenswürdigen Nichte ſeine Aufwartung zu machen.

Der ſchon veraltete Ideengang des alten Edelmanns verweilte ein wenig beim Leſen dieſes Schreibens. Er blieb lange in der Stellung eines Menſchen, der nachdenkt, bis er endlich wirklich dahin gelangte, etwas zu denken.

Nun fragte er ganz laut: „Aber wer iſt denn dieſer Herr von Valleran? Ich habe ſonſt wohl in der Gegend von Rennes Grafen von Vanneran gekannt, die hießen aber nicht Valleran. Und wer betitelt ſich denn jetzt noch Hauptmann, nachdem die Prinzen das, was ſie die Pacifikation nennen, anbefohlen haben. Auch kann ich mich nicht entſinnen, jemals in unſerer Gegend von einer Herrſchaft dieſes Namens gehört zu haben. Vielleicht iſt es eine Erbſchaft. Wer aber iſt ſeit einem Jahre im Lande hier geſtorben? Seltſam, je nun — ich will zuſehen!“

Hier ruft der gute Mann ſeinen Flurwächter, eine Art von „Alles in Allem,“ den Mann der Köchin, den Neffen des Gärtners, der bei Tiſche aufwartete und nöthigenfalls auch die Zimmer ausgekehrt haben würde.

Der Flurwächter erſcheint in einem ſeiner Stellung entſprechenden Koſtüm.

„Was iſt das für ein Herr von Valleran,“ wird er gefragt, „der hier nahebei wohnt?“

„Herrn von Valleran,“ antwortete jener, „den kenne ich nicht. Sie meinen aber wohl den jungen Valleran?“ —

„Nichts da, junger Valleran! Herr von Valleran, ſage ich Dir!“ —

„Es giebt aber keinen, ausser dem jungen Valeran, der aus Italien zurückgekommen ist, wie sie sagen.“

„Aus Italien! ei — ja! das kann wohl seyn; er wird mit dem Prinzen ausgewandert seyn.“

„O keineswegs! So etwas wandert nicht aus — das ist ein Abgesandter des ersten Konsuls.“

„Du bist ein Narr!“ —

„Aber, mit schuldigem Respekt zu melden, ich glaube eben so wenig ein Narr zu seyn, als Ew. Gnaden einer sind.“

Und somit beginnt der Flurwächter zu erzählen, wie Valeran der Vater, der selbst der Sohn eines Kaufmanns aus Berneuil war, 1778 Soldat wurde, und während der Revolution es bis zum Offizier gebracht habe. Daß er hierauf die Tochter des Regimentsschneiders geheirathet, daß er einen Sohn gehabt, den er beim Großvater habe erziehen lassen, daß dieser aber mit fünfzehn Jahren davon gelaufen sey, um wie der Offizier, sein Vater, in den Krieg zu gehen. Daß sie nun alle Beide die Feldzüge mitgemacht hätten; in Holland, Deutschland, Italien und Aegypten; daß aber der Sohn, der Mutterwitz besäße, nach der Zurückkunft aus Aegypten von dem ersten Konsul in gar viele Städte gesandt worden sey. Daß er sich zu-

letzt ſogar in Neapel aufgehalten habe, und daß ſein Beſchützer, um ihn zu belohnen, einen Hauptmann ſeiner Grenadiergarde aus ihm gemacht habe. Weil nun der Großvater zu Verneuil geſtorben war, ſo hatte ſein Enkel einen Urlaub dazu benützt, die Erbſchaft zu reguliren, während ſein Vater, der nun eine Brigade befehligte, in Italien alle Hände voll zu thun hatte. Endlich wäre mit dem jungen Valleran auch ein Türke gekommen, ein Reiter, den er wie ſeinen Kameraden traktirte, und man ſagte, der erſte Konſul habe eben einen ſolchen in ſeinem Gefolge. Ferner hätten die Obrigkeit und die ganze Stadt große Feſte für ihn bereitet, und er habe dafür verſprochen, ſo Manches beim erſten Konſul auszuwirken; endlich ſey er geſonnen, ſeinen Abſchied zu nehmen, um in den ſchönen, ererbten Gebäuden an der Landſtraße eine Gaſtwirthſchaft zu etabliren; wodurch er um ſo mehr ſein Glück zu machen hoffe, da zehn Meilen in der Runde keine, auch nur mittelmäßige, anzutreffen ſey; wenn ihm nämlich ſpäter nicht ein noch größeres Glück durch den erſten Konſul bevorſtehen ſollte.

Dieſer Bericht, den der Flurwächter Jean, halb trocken, halb mit Salbung vorbrachte, ſchmetterte den guten Herrn von Sancé ganz nieder.

Er, der seit 1791 keine Zeitung mehr in die Hand genommen hatte, ward nunmehr gezwungen, in weniger als einer Viertelstunde mit Riesenschritten einen Geschichtskursus durchzumachen, und Sitten kennen zu lernen, die ihm unbekannter als die der Japanesen waren, weil er zu Zeiten wohl in den erbauenden Schriften der Missionarien zu blättern pflegte. So mit einem Male zu erfahren, daß Holland, Preußen und Oestreich geschlagen und zum Theil erobert waren, daß „die Blauen" bereits lange schon diesseits und jenseits von Rom kampirten, daß sie durch Aegypten als Sieger marschirt waren, und, gleichsam zur Erholung, an einem schönen Morgen Malta eingenommen hatten, nachdem auf gut bürgerlich dem adeligen Großmeister so vieler adeligen Ritter eine Pension auf das Buch der eingetragenen Schuld angewiesen worden war; daß dort, wo keine Armee stand, ein simpler Kapitän genügte, um Gesetze zu diktiren; ferner zu vernehmen, daß der Sohn eines Krämers Brigadegeneral geworden war; der Sohn eines Soldaten und Enkel eines Schneiders aber bevollmächtigter Minister; ferner, daß ein bewaffneter Mameluk an der Seite eines französischen Offiziers täglich zu Pferde das Thal der Sarthe durchstrich, und endlich, daß ein Mann,

der eine ganze Provinz beschützte, daran dachte, selbst ein Gastwirth zu werden; alles dieses war zu verwirrt, zu stark, zu erschütternd für einen Dummkopf, der in ganz andern Zeiten alt geworden war. Der gute Edelmann blieb lange stumm in seinen tiefen Betrachtungen, was Jean noch zu einigen Episoden veranlaßte, die er seiner Erzählung nachschickte, weil er glaubte, man höre ihm aufmerksam zu.

Endlich erholte sich Herr von Sancé von seinem ersten Erstaunen und erklärte seinem Flurwächter gerade heraus: dies Alles wäre nichts als Fabel und Hirngespinnst.

Zuletzt brach er das Gespräch mit den Worten ab, daß Revolutionäre eben so wenig wie die Räuber Gesandte hätten, und daß man ihnen nur Spione zugestehen könne.

Auf dem Standpunkte des Greises konnte man dies allerdings schon einen Anfang von richtiger Erkenntniß nennen.

Während all diesem Hin- und Herreden aber hatte Sophie ein gehorsames Stillschweigen beobachtet, ohne daß jedoch ihre Phantasie dabei unthätig gewesen wäre. Für sie war das, was ihrem Oheim widerwärtig und bloß unverständlich erschien, im eigentlichen Sinne wunderbar. Hätte

ſie zehn Jahre ſpäter in der mit ruhiger Verachtung geſchwängerten Atmoſphäre des **Faubourg St. Germain** friedlich hingelebt, umgeben von einer Zeit, die ohne ſichtbare Bewegung und ganz von ſelbſt ſich fortſchob, ſo würde ſie wahrſcheinlich einem Glücksritter der Republik keine Aufmerkſamkeit geſchenkt haben; aber ſah man nicht, wie oftmals nach langer Entfernung ſtolze Frauen, voll ariſtokratiſcher Geſinnung, bei dem Anblicke des Schiffers Thränen vergießen, der von ihrem heimiſchen Ufer anlangt? Sie halten ſich nur mit Mühe zurück, daß ſie dem groben, gemeinen Manne nicht um den Hals fallen. Für Sophie war die Erſcheinung des Hauptmanns Valleran mit der eines ſolchen Schiffers zu vergleichen. Sie ſah, gleich der Küſte der Heimath, die ſie ſehnlich erwartete, dieſe neue Welt auf ſich zuſchwimmen, von welcher ſie bereits lange geträumt hatte. Jene Geſellſchaft, welche Sophie nur aus Büchern kannte, fühlte ſie nun wieder in ihren Formen und nothwendigen Bedingungen ſich neu erzeugen, und war es auch nur Neugier, die aus der Ungeduld entſprang, die uns in der Nähe eines herbeigewünſchten Gegenſtandes zu ergreifen pflegt, ſie wollte den Hauptmann ſehen und ſprechen.

In dieſem Sinne auch trug ſie ihren Wunſch

dem Oheim vor, und es ſtanden ihr dabei die unwiderſtehlichſten und wahrhaft ſehr vernünftige Gründe zu Gebote. Der Oheim, der nicht ſehr geübt im Diskutiren war, und ohnedies Sophiens Willen ſich nie zu widerſetzen vermochte, ward genöthigt einzuwilligen, obgleich er dabei eine unangenehme Empfindung unterdrückte. Da jedoch das Fräulein wohl einſah, daß es zu viel gefordert ſeyn würde, wenn er an Valleran ſchreiben müßte, ſo gab ſie zu, daß Jean der Befehl gegeben ward, ſich zu ihm zu verfügen, und ihm zu melden, daß man mit großem Vergnügen ſeinem Beſuche entgegenſehe.

Der Hauptmann wußte recht gut, mit wem er es zu thun hatte. Da er ſchon zu lange durch Geſchäfte in dieſer Gegend aufgehalten wurde, und eben ſo müde der offiziellen Aufmerkſamkeiten der Obrigkeit, als wenig lüſtern nach den Luſtbarkeiten der Provinz war, ſo ward er von jener unwiderſtehlichen Kraft, welche ſtets das Zuſammenhalten der höheren Klaſſen der Geſellſchaft erzeugt, nach und nach fortgezogen. Die Langeweile, eine der heftigſten Leidenſchaften, die uns gleich der Liebe zu Allem verleiten kann, hatte ihn zu dem Schritte gegen dieſe feindlich geſinnte Kaſte vermocht. Er nahm daher ſeine gewohnte Stel-

lung wie in Feindesland, wenn ihm ein italiäniſcher Prinz, mit ſtolzer Verachtung, ſeine prächtige Villa, ſeine Gärten, Kunſtſchätze, und griechiſchen Weine überlaſſen hatte. Dann legte er ſich die Pflicht auf, der Freund, und endlich der geliebte Gaſt des heimtückiſchen Feindes zu werden, der Rathgeber und Beſchützer der Familie, und der Genoſſe aller ihrer Freuden. Selten geſchah es, daß es ihm nicht geglückt wäre, und daß man nicht nach ſeiner Abreiſe an die Zeit ſehnſüchtig zurückdachte, wo er dem kleinen Principetti abſcheuliche franzöſiſche Romanzen vorgeſungen hatte, das Piano unter falſchen Griffen ächzen ließ, die Droſſeln in Schlingen fing, zur großen Freude der Damen, und mit den jungen Leuten ganz ernſtlich über die ſchwachen Seiten einiger Syſteme der Fechtkunſt disputirte. Hier jedoch, im Vaterlande, mußte ihm der Sieg ſchwerer werden. Hier, wo der Boden mit Chouanerie getränkt war; wo Jedermann ſein Vermögen nach der Anzahl der Ellen Leinwand zu berechnen wußte, welche ſein Großvater verkauft hatte, hier mußte er alle Vorſicht anwenden, um ſich nicht beſiegen zu laſſen.

Auf der andern Seite bereitete ſich Herr von Sancé nicht minder zum Empfange des Gaſtes vor. Denn weil er ſich innerlich bewußt war, aus Neigung

zu ſeiner Richte, ſeinen Grundſätzen für den Augenblick entſagt zu haben, ſo wollte er dieſes auf andere Weiſe wieder gut machen. Zu dieſem Ende benachrichtigte er Henri de la Sauſſaye von Tag und Stunde der Zuſammenkunft, um einen Beiſtand zu haben, wenn der Hauptmann ſeine übelangebrachten Artigkeiten zu weit treiben ſollte.

Niemand fehlte beim Stell-dich-ein. Henri hatte auch nicht unterlaſſen, ſeinen großen Vorſtehhund mitzubringen; erſtlich aus Gewohnheit, zweitens aber, um hierdurch einen Beweis näherer Bekanntſchaft abzulegen. Herr von Sancé hatte Alles, was ihm zur Unterhaltung zu Gebote ſtand, geordnet und im Kopfe hergerichtet, um den Dünkel des Plebejers zu brechen. Vor allen Dingen beeiferte er ſich, den Gaſt: Herr von Valleran zu nennen. Der Hauptmann jedoch war heftigern Angriff gewohnt, und hatte ſogleich bemerkt, daß Sophie die Einzige war, die nicht gegen ihn Parthei genommen hatte. Jetzt war Alles gewonnen. Das Vergnügen, unter den Augen eines jungen weiblichen Weſens den Sieg davon zu tragen, ein edles Geſchöpf von ſeinen natürlichen Verbündeten abwendig zu machen, ja — es gegen dieſe ſelbſt zu gebrauchen, dies belebte die Kraft ſeiner Imagination und ſpannte die Federn ſeines

Geistes. Vorerst ließ er einige boshafte Schmeicheleien des alten Onkels an sich vorübergehen, als hätte er sie nicht bemerkt; andre lehnte er mit feiner Laune und würdevoller Ruhe ab; viele jedoch wußte er sich im vollen Maße anzueignen, zum großen Verdrusse seiner Gegner. Herr von Sancé, der sich das Wort gegeben hatte, nur anscheinend höflich gegen seinen Gast seyn zu wollen, und es bei den Formen einer eben so vollendeten als impertinenten Artigkeit zu belassen, deren man sich bloß bedient, um sein Uebergewicht zu zeigen, fing jetzt an, von Reisen und Feldzügen zu sprechen, um bei dieser Gelegenheit Einiges über Revolutionsmänner und Schlachtopfer der Auswanderung vom Herzen stoßen zu können. Aber der Hauptmann hob kühn den Handschuh auf; er beklagte freimüthig das unglückselige Verhängniß, das so viele wackere Leute aus dem Lande getrieben; erzählte mit Enthusiasmus schöne Züge der Ausgewanderten, die er in Italien und Deutschland kennen gelernt hatte, da ihn überdies sein Einfluß bei dem ersten Konsul in den Stand gesetzt hatte, viele von ihnen sich in Rastadt zu verpflichten. Wenn andre, fügte er jedoch hinzu, von diesen Ausgewanderten eine Schande für Europa und insonderheit für Frankreich zu nennen wären, so

ſey dies lediglich in einem unglückſeligen Zuſammentreffen von Umſtänden zu ſuchen. Mit den Revolutionsmännern ward er ſo ſchnell fertig, daß es eine Freude war. Er umhüllte Alle mit einer ziemlich gleichen Verächtlichkeit. Aber den Bonapartismus definirte er zugleich, wie er ihn kennen gelernt hatte; den Bonapartismus in der Wiege, der ſich noch nicht recht fühlte, deſſen Entwickelung aber man bereits vorausſehen konnte.

Der alte Edelmann ward von dem Allen ſo hingeriſſen, daß ihm in der That nichts anderes übrig blieb, als zu lachen oder einzuſtimmen.

Da Valleran nun ſeinen glücklichen Erfolg bemerkte, ſo konnte er die Defenſive aufgeben, um ſich an das Mitgefühl und die jugendliche Einbildungskraft eines eindrucksfähigen und vorurtheilsfreien Zuhörers zu wenden. Er ſchilderte jetzt in ſeinen Erzählungen, mit einer natürlich ſcheinenden Kunſt und der größten Beſcheidenheit, den Glanz des italiäniſchen Himmels, die Wunder einer Schifffahrt in den griechiſchen Meeren, die Wiederbelebung Aegyptens, die fremdartige Pracht des Orients, das köſtliche Sichgehenlaſſen in den römiſchen und neapolitaniſchen Sitten, die berauſchenden Nächte, die himmliſche Muſik und die Wohlgerüche der Küſtenwinde. Alles dies er-

ſchien ſehr natürlich in dieſem Drama, das halb Trauerſpiel, halb Luſtſpiel war, wie es das abenteuerliche Leben des Soldaten mit ſich brachte. Und dieſe zauberiſchen Gegenden, dieſe Paradieſe, dieſe Künſte, die dort das Leben eines jeden Tages verſchönern; die großmüthigen Freundſchaftsbündniſſe, die edlen Aufopferungen des Bivouaks und des Schlachtfeldes, Alles dies war ſein Eigenthum; er ſchaltete damit, wie es ihm beliebte, in Gegenwart dieſer Baugefangenen; er, der kräftig Genährte, mit ſeinen privilegirten Emotionen; er, der noch ſo jung, ſchon von dem Leben gebildet worden war, um befehlen zu können; dem Bonaparte's Geiſt das Apoſtolat des Wortes wie des Schwertes überantwortet hatte, er bewegte ſeine funkelnde Welt vor den Augen dieſer Leute, die unter dem grauen Himmel, in den Nebeln hinlebten, die ihnen der alte Ozean ſandte. Er ließ aber auch nicht nach, bis er Alles erſchöpft hatte. Er ſchilderte das Schauſpiel der Vulkane, die edlen Ausbrüche des Gedankens, ein überſchwengliches Leben, vor ſolch armen Landleuten, deren Panorama auf zwanzig Meilen in der Runde ſtets daſſelbe iſt, und deren lärmenden Gaſtmäler vor einem großen Kaminfeuer ihr höchſtes und einziges Vergnügen bildeten.

Herr von Sancé war bereits, ohne daß er's wußte, zum Zuhörer, ja selbſt zum Theilnehmer geworden. Henri hingegen, ſeiner freien Willkühr überlaſſen, hatte die Feindſeligkeiten darauf beſchränkt, ſeinen Hund das zuſammengerollte Schnupftuch in allen Winkeln des Zimmers, ſelbſt zwiſchen den Beinen des Hauptmanns ſuchen zu laſſen, der es nicht hatte bemerken wollen. Sophie, die ſo ſanft und gut war, wurde darüber ungeduldig, und ſagte ganz kalt zu Henri, ohne ihren Blick von Valleran's erzählendem Munde zu löſen, daß der abſcheuliche Hund ſie am Zuhören hindere.

Henri nahm ſeinen Hut und ging fort, ohne ein Wort zu erwidern. Der alte Onkel bemerkte es nicht einmal, ſo vertieft war er im Aufmerken.

Man erzählt, daß Napoleon, den man ja doch immer anführen muß, wenn von poſitiver Urtheilskraft die Rede iſt, befohlen habe, daß die Bibliothek für die alten Krieger im Invalidenhauſe aus Romanen und Reiſebeſchreibungen zuſammengeſetzt werde, denn das Alter wie die Kindheit fühlt gleich ſehr das Bedürfniß, erzählen zu hören.

Fand nun aber der alte Edelmann hierin eine beſſere Gelegenheit, ſich die Zeit zu vertreiben, ſo empfand ſeine Nichte noch etwas Anderes dabei.

Gefühl und Enthusiasmus werden unter Umständen, die ihnen entgegenwirken, am Ende unterdrückt, aber die dauerhafteste Gesundheit muß damit zu Grunde gerichtet werden. —

In unserer Jugend werden die Leidenschaften durch Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellen, nur um so mehr angefeuert, eben so wie durch endlose Träume; und wie viel Menschen werden geboren, um zu sterben, ehe sie diese phantastischen Traumbilder gegen Wirklichkeiten eintauschen konnten, ohne daß ihnen selbst ein Ereigniß aufstieße, sie zu enttäuschen, oftmals selbst in der sehnlichen Erwartung einer solchen Enttäuschung, nach welcher ja gemeinhin das ganze Leben jener Unglücklichen, die sich mit Brüten und Sinnen beschäftigen, unaufhörlich gerichtet ist.

Der Augenblick war endlich für Sophie gekommen, wo sie wissen mußte, ob ihr Daseyn ihr einen Schutz, ein Bündniß, oder einen Kampf darzubieten habe. Die Welt, die ihr bis dahin unbeweglich erschienen war, sollte jetzt vielleicht ihre Bilder voll Leidenschaft vor ihr entrollen. Die Zukunft, der wir so große Opfer bringen, und die uns so selten dafür entschädigt; die Zukunft, jene übermüthige Herrscherin, die gewöhnlich nicht eine Straße zieht, worauf wir sie erwar-

ten; die Zukunft, für welche ſie ſich mit Sorgfalt vorbereitet hatte, ſollte nun für ſie beginnen. Seit der Ankunft des Hauptmanns ſchien ſich Alles rings um ſie her zu beleben; und, obgleich ohne einen feſtbeſtimmten Gedanken, ohne eine zu erklärende Hoffnung, glaubte ſie, daß ihr dies zum Glück gereichen werde.

Es war Zeit, daß Valleran fortging, denn ſie war in Gedanken ſo ſehr mit ihm beſchäftigt, daß ſie nicht mehr auf ihn hörte. Sie konnte nur, da er aufſtand, ihn mit kurzen Worten bitten, ſie zu beſuchen, ſo oft es ihm ſeine Zeit geſtattete. Ihr Oheim, der nicht mehr daran dachte, ihr hierin zu widerſprechen, gab mit dem Kopfe ein Zeichen der Genehmigung, und das Freundſchaftsbündniß war von Stund' an geſchloſſen.

Dieſes Bündniß machte auf natürlichem Wege Fortſchritte und gewann an Vertraulichkeit, welche die Nachbarſchaft, die Unthätigkeit und die wechſelſeitige Anziehungskraft begründeten.

Herr von Sancé mußte ſich zwar bei jeder neuen Viſite zum Niveau der Vorhergehenden hinaufſchrauben, denn er hatte in der Zwiſchenzeit nicht ſowohl die Veränderung ſeiner Geſinnungen gegen den Hauptmann vergeſſen, ſondern der alte Inſtinkt, die Ideen ſeiner Jugend, hatten wieder

das Uebergewicht gewonnen. Daher mußte er jedes Mal seine Schule wieder von Neuem beginnen; doch wurde es dem Greise mit jedem Male leichter, und der junge Offizier gewöhnte sich auch, nicht so heftig mehr seine stets siegreichen Angriffe auf die ohnmächtige Widerspenstigkeit seines Wirthes zu richten.

Eines Tages erlaubte sich unter Anderm der alte Edelmann, ganz glücklich über diesen Einfall, die Frage: ob denn Valleran immer noch den Vorsatz hege, ein Gasthaus auf seinem Gute anzulegen, und selbst der Wirthschaft vorzustehen?

Dieser fing hierauf mit großer Ruhe sogleich Beispiele aus der Geschichte zu zitiren an. Zuerst Diokletian und seinen Garten zu Salona, dann sprach er von der Nichtigkeit des Ehrgeizes, und endlich, zum Positiven gelangt, gestand er, daß Krieg oder Frieden über seine Zukunft entscheiden würden.

Es war in der That erstaunenswürdig in jener Zeit, daß ein Mann von Verdienst die Alternative hatte, Gastwirth auf der Landstraße nach Brest, oder Reichsbaron zu werden.

Wenn man auch noch nicht mit Gewißheit von Wiedereinsetzung des Adels sprach, so fühlte man es doch, daß es dahin kommen müsse.

Und ſo dachte auch Valleran, daß wenn der Krieg fortdauerte, es ihm vorbehalten ſeyn dürfte, zur Entwickelung dieſes Drama's thätig mitzuwirken; während es auch leicht möglich war, daß Alles einen friedlichen Ausgang nehmen könnte.

Sophie hatte gar nicht nöthig, ſich lange zu überreden, Valleran ſey ihres Gleichen. Der jezzige Zuſtand der Dinge bildete ſich in dem Augenblicke, da ihre Erkenntniß erwachte, und war alſo mit ihr zugleich entſtanden. Vergebens hatten Umgebung und Bücher für einen Augenblick einen entgegengeſetzten Irrthum in ihr erzeugt. Die erſten Mittheilungen des Hauptmanns und einige Blicke auf ihre Umgebung hatten ſie das Wahre erkennen laſſen. Die Jugend, welche nur eigenen Eindrücken folgt, begreift immer ihre Zeit, ohne daß ihr ſolches durch Erklärungen deutlich gemacht werde. Das Alter, im Gegentheil, hat die Erfahrung gegen ſich, die — wie die beſten Dinge — nur bis zu einem gewiſſen Grade nüzliche Dienſte leiſtet. Darüber hinaus, verhärtet und verknöchert ſie, und artet bis zum Eigenſinne aus.

Sophie alſo überließ ſich gänzlich einer lauten Anerkennung Valleran's, ja ſie ging vielleicht ſo weit, ihn zu lieben; indeß ihr Oheim nur darin das Beſtreben erblickte, als wollte ſie ſich in der

Pflicht üben, die Frau vom Hause zu machen, die gegen Jedermann höflich und zuvorkommend seyn muß, der sich dessen würdig zeigt. Er gelangte auch bereits dahin, Henri de la Saussaye eine Art Ueberzeugung in dieser Hinsicht aufzudringen; dieser aber schien immer bereit zu seyn, bei erster Gelegenheit jede Täuschung selbst zu zerstören.

Zwei Monate waren so verflossen, während welcher diese Gesinnungen sich mehr und mehr befestigten und die Stellungen der Personen sich reiner darstellten.

Eines Morgens ließ Valleran seine Nachbarn von la Rennetière um Erlaubniß fragen, ihnen früher als gewöhnlich seinen Besuch abstatten zu dürfen, weil der Generalinspektor der Kavallerie ihn nach Alençon habe fordern lassen. Auch wünschte er zu gleicher Zeit, ihnen seinen Freund, den Offizier der Mameluken, der ihn dorthin begleite, vorzustellen.

Da durchaus keine Schwierigkeiten gemacht wurden, so erschienen bald darauf die beiden Waffenbrüder in großer Uniform, wie es der Zweck ihrer Reise erheischte.

Sophie hatte, nachdem sie mit einiger Neugierde den Mamelukenoffizier betrachtet, nicht

mehr Augen genug für Valleran und ſeine edle, ernſte, zugleich reiche und dabei doch ſo einfache Uniform, wie alle, die für die Begleiter des modernen Alexanders erfunden worden waren.

Ihr gefiel Alles, was er an hatte. Die ſeidenweiche Bärenmütze, die glänzendweißen Aufſchläge der Uniform, die blanken hohen Reiterſtiefel, aber beſonders ſeine funkelnden Achſelſchnüre, mit denen ſie ſpielte und deren Flechten ſie ſo wohlgefällig zwiſchen den Fingern wog. Niemals war ihr der Hauptmann ſo achtungswürdig erſchienen; und als endlich die beiden Offiziere Abſchied genommen hatten, konnte Sophie ſich nicht das Vergnügen verſagen, ſie auf der Straße fortſprengen zu ſehen.

Valleran war am Nachmittage wieder zurück und Sophie fand dieſes ſehr natürlich. Er erzählte, daß er ſein Pferd in Alençon zurückgelaſſen habe, da er ſehr ſchnell hingeritten war. Der Mameluk kam erſt andern Tages wieder; er ſelbſt aber hatte einen Wagen genommen, weil einige Geſchäfte zu Hauſe ſeiner warteten. Dieſe verſchob er jedoch auf den Abend, nahm die Einladung zum Eſſen an, und ſchlug dann einen Spaziergang vor. Man wandte ſich zu der Anhöhe, welche das Thal der Sarthe beherrſcht. Es war zu Ende Auguſt's, an einem jener unruhigen Tage, welche die Nähe

des Aequinoctiums andeuten. Die Sonne ſtand noch hoch; der Weſtwind trieb Wolken vorüber, durch deren Zwiſchenräume eine ſeltſame Beleuchtung über das Thal hinſtrich. Ein Romantiker, wenn es damals ſchon welche gegeben hätte, würde den Himmel mit dem fleckigen Felle eines jungen ſpringenden Panthers verglichen haben.

Sophie war bewegt, und ließ ihren Blick im Raume umherſchweifen. Sie zeigte dem Hauptmann, mit der Kindlichkeit eines wahren Gefühls, die Häuſer, welche ſich erhellten, und die wogenden Wälder, und wie dann Alles mit einem Male wieder finſter und ſchwarz wurde; das Ufer und die Teiche glänzten auf, um dann wieder ſogleich ſich dunkel zu färben, und die ſchlanken Pappeln auf den Anhöhen, welche dieſes Spiel von Licht und Schatten theilten, ſchienen wie die Zuſchauer eines Amphitheaters, deren Geſicht bald ernſt, bald freundlich, die Gefühle, welche die Sonne erregt, darin wiederſpiegeln.

„Alles das,“ ſprach Valleran lächelnd, „iſt ſehr hübſch für Perſonen, welche daran die Erinnerungen der Kindheit knüpfen. Mir hat man nicht Zeit gelaſſen, Kind zu ſeyn, und ich empfinde nichts dabei. Ich bin zum Leben erwacht in einer andern Welt. Ach, und welche Welt! Dies iſt

mein eigentliches Vaterland, dort habe ich die Eindrücke meiner Kindheit empfangen. O, Italien! ich werde dich wiederſehen! Heute darf ich es mehr als je hoffen!“

Seine Züge leuchteten vor Wonne.

„Ohne Zweifel!“ ſagte lebhaft Sophie, ihre Unruhe mit Mühe unterdrückend, „aber ſo bald werden Sie noch nicht abreiſen.“

„Im Gegentheil, noch vor dem Ende der Woche.“ —

— „Oh, nicht doch — das iſt nicht möglich!“ — rief Sophie mit ſtolzem Erröthen.

„Sehr möglich,“ erwiderte Valleran ruhig und kalt, „ſo möglich, daß der General mir heute morgen meine Ernennung zum Eöcadronschef mitgetheilt hat; und wahrſcheinlich werde ich mit einer Sendung nach jenem Lande, das ich ſo ſehr liebe, beauftragt werden. Sie ſind wahrlich ſehr glücklich, Mademoiſelle, Sie wünſchen nichts außerhalb dieſes grauen Horizonts, Sie befinden ſich in dem Lande, das Ihnen werth iſt; ich muß dieſes Ziel ſo ferne ſuchen! Ach kennten Sie Italien, wie ich es kenne, ſo würden Sie nicht in dieſer Ruhe verweilen, die Ihnen wahrſcheinlich nun immer zu Theil bleiben wird. Sie würden einſehen, daß, wenn man einmal fünfzehn Jahre in

jenem Lande verweilte, man dahin zurückkehren muß, und daß man dann nur dort ruhig sterben kann!“

So fuhr er noch lange zu sprechen fort, und Sophie, das edle Mädchen, welche diesem Manne gegenüber, die Traditionen ihrer Ahnen vergessen hatte, ließ ihn immerhin sprechen, denn sie war zu jung und unerfahren, um hierauf etwas erwidern zu können. Nachdem er geendet hatte, beklagte sie sich über die Kühle des Abends; man trennte sich und einige Tage später gab sie ihm eine wirkliche Abschieds-Audienz.

Vier Nächte hatte sie nachdenkend und im Kampfe mit Liebe und Stolz zugebracht, und diese waren hinlänglich, ihr alle Mysterien eines Weiberherzens zu enthüllen, und aus dem einfach-naiven Mädchen eine Meisterin in der Verstellungskunst zu schaffen.

Valleran, den sein Vorhaben ganz in Anspruch nahm, bemerkte keine Veränderung an Sophien, und so wie er früher ihrer für ihn erwachenden Zuneigung keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, so erzeigte er ihr jetzt nicht die Ehre, sich über die Protektionsmiene zu ärgern, womit sie ihm alles nur mögliche Glück wünschte.

Valleran reiste ab. Herr von Sancé suchte

Henri de la Sauſſaye auf, um ihm zu ſagen, daß gar keine Urſache für ihn vorhanden geweſen ſey, ſich von la Rennetière entfernt zu halten, und Sophie hatte während deſſen Zeit genug, ihr Herz und ihre Miene wieder in eine anſtändige Verfaſſung zu bringen. Halb aus Ueberzeugung, halb der Einſamkeit überdrüſſig, erſchien Henri wieder; und Sophie, die zu ihrem beiderſeitigen Nachtheil gelernt hatte, gefällig zu ſeyn, war es nunmehr in hohem Grade.

Verdrießlich und dabei eines Beſſern belehrt, ſchien ſie nunmehr ganz geeignet zu einer Vernunftheirath. Nichts aber erregt eine Art von Gefühl für einen Mann, den man nicht liebte, als das Bedürfniß, ein Werkzeug der Rache aus ihm gegen denjenigen zu machen, deſſen Liebe zu erlangen unmöglich war. Dieſe Ehe kam demnach eben ſo zu Stande wie die meiſten, und war deshalb eben ſo viel werth.

Sophie gebar ihrem Gatten ein Mädchen und zwei Knaben, und gewöhnte ſich ſo gut daran, nur die Frau eines adeligen Bauern zu ſeyn, daß ſie nicht einmal zur Zeit der Reſtauration ihren ländlichen Frieden gegen die Unruhe des Hofes und die Belohnung der Treue zu vertauſchen wünſchte.

Der Herr de la Sauſſaye, ein Mann von Karakter und Verſtand, begnügte ſich damit, um ſeiner Geburt und Geſinnung den Tribut abzutragen, bei den Wahlen auf ganz rechtliche Weiſe den kleinen monarchiſchen Krieg zu führen, aber er ermangelte dabei nicht, auf ganz unritterliche Weiſe ſeine noch ungemäheten Wieſen zu hüten.

Valleran aber, ein Plebejer, der mit einer Dynaſtie groß geworden war, hielt es für ſeine Pflicht, auch mit ihr von dem Schauplatze abzutreten und grollte deshalb mit der Zeit. Als Reichsgraf und Demiſſionnär befriedigte er dieſe Stimmung, indem er fünfzehn Jahre hindurch gegen die republikaniſchen Inſtitutionen die Kunſt der Notarien und Prokuratoren ſeines Departements herausforderte.

Im Jahre 1831 regte ſich Valleran nicht mehr. Er war Generallieutenant geworden und glaubte, daß ſeine fünfzehnjährige Anhänglichkeit an den Republikanism nunmehr hinlänglich ſey. — Henri de la Sauſſaye fuhr fort, ſein Heu, ſein Holz und ſeine Füllen zu verkaufen. Im letzten Frühjahre kam er zum berühmten Jahrmarkte nach Guibray, um Pferde den Remonte-Offizieren zu zeigen. Man nahm ſie an, und der Handel war ſchon ſo gut wie abgeſchloſſen, als man die Ankunft eines an-

ſterordentlichen Inſpektors ankündigte, der dem Ankaufe vorſtehen ſollte. Dies war der Generallieutenant Valleran. Am Tage der Inſpektion ſchickte derſelbe, der einſt die Frau nicht gewollt hatte, nun auch die Pferde des Mannes zurück.

Der Herr de la Sauſſaye hatte nicht einmal die Genugthuung zu glauben, daß es aus neidiſcher Feindſeligkeit geſchehen ſey; denn der Inſpektor hatte weder nach ſeinem Namen gefragt, noch ihn eines Blickes gewürdigt.

# Wilde und Blumen.

Das ſchlechte Drama hat uns dieſe Woche in Ruhe gelaſſen und ich habe die Zeit über in bürgerlichem, holdem Müſſiggange hingelebt, und war glücklich und zufrieden dabei. Für dieſe Mühe wurde ich nun aber in den letzten Tagen herrlich belohnt. Ich ſah die ſchönſten Blumen in den Tuilerien und die häßlichſten indianiſchen Wilden in den elyſäiſchen Feldern, die auf Thierhäuten da lagen und ſich ſonnten.

Ich habe es ſchon oft wiederholt: wir dürfen nicht um die Zukunft des Drama's bekümmert ſeyn; der Stoff dazu wird uns nie ausgehen. Das Drama iſt zwar nicht mehr auf dem Theater anzutreffen, das iſt wahr; aber außer dem Theater ſieht man es überall; wenn man nämlich unter dem Worte Drama jene Gemüthsbewegung, aus Erſtaunen und Intereſſe zuſammengeſetzt, verſteht, die uns erſchüttert und uns zugleich erhebt, wie

ſie nur das alte Theater hervorzubringen im Stande war. So fanden wir es ſtets innerhalb unſerer Mauern. Kaum bietet das Theater einen Stillſtand dem Beobachter, ſo fordert uns die Geſchichte des Tages lauter zur Theilnahme auf. Eine hereinbrechende Revolution erſetzt oft eine mangelnde Tragödie. Dieſe Woche erſcheint kein neues Drama, nun wohl! ſo haben wir die Oſagen, den Dey von Algier, oder Don Pedro. Die Wirklichkeit tritt an die Stelle der Erdichtung.

So z. B. in der letzten Woche. Statt eines neuen Stückes von Scribe kommt der Kazike des Stammes der Sſcharruas-Indianer zu uns, begleitet von ſeinem Arzte und ſeinem Leibwächter. Statt der Mamſell Jenny Vertpré ſehen wir die ſchöne Guyunuya, die ehemalige geliebte Gattin des Kaziken Vaimaka, und nun nur die Geliebte des Kriegers Senake. Endlich, um uns eine komiſche Oper von Planard zu erſetzen, finden wir bei der Ausſtellung der Geſellſchaft des Gartenbaues, in der Orangerie der Tuilerien, die herrlichſte Pflanzen- und Blumenſammlung. Wir wollen, wie es gebräuchlich iſt, mit dem großen Stücke beginnen. Alſo zuerſt zu den Wilden. Kommt nach den elyſäiſchen Feldern, dort wohnen ſie in einem von den halbfertigen Häuſern, welche der Geldmangel

des Bauherrn im Keime erſtickte. Es ſind neue Ruinen von geſtern, deren Anblick Trauer erregt, ohne zu erheben. — Unſere Helden ſind tief aus dem ſüdlichen Amerika herbeigezogen, um ſich unter der unkräftigen Sonne von Paris zuſammenkauern zu müſſen. Kommt und ſeht ſie an; die Schauſpieler ſind es werth! Nicht größer als die Helden des **Théâtre-français**, nicht höher als unſere ſchönſten Agamemnone, oder unſre ſchönſten Alexander; aber ſie ſind viel reicher begabt. Sie ſind gelenk, gute Reiter, unerſchrockene Pferdebändiger, dabei ſind ſie falſch, faul, rachſüchtig, grauſam, oft ſogar Menſchenfreſſer. Kurz, es fehlt ihnen nichts, um nicht recht gute, moderne Schauſpieler genannt werden zu können. Sie wiſſen in der That Alles, was von unſern Schauſpielern jetzt verlangt wird: galopiren, fechten, intriguiren, ſich rächen, morden, rohes Fleiſch freſſen.*) Zwar verſtehen dieſe Indianer kein Wort Franzöſiſch, dies iſt aber ein Alles überwiegender Grund, für ihren Succeß in dem Drama, wie wir es alle Tage ſehen.

Wie ich ſie zuſammengekauert in einem großen

---

*) In dem Melodrama: Han d'Islande, nach dem Romane von Viktor Hugo, geſchieht dies, wenn auch nur ſcheinbar, von dem Helden des Stücks.

Hofe erblickte, ſo will ich's nur offen geſtehen, daß ich mich vor der Bühne ſitzend glaubte, wo eine moderne Tragödie aufgeführt wurde. Die wackern Wilden waren mit einem bizarren und häßlichen Koſtüme bekleidet, und ſaßen alle Drei in ſeltſam feierlichen Stellungen da. Der Eine, der Kazike nämlich, mit übereinandergeſchlagenen Knieen, gefalteten Händen, herabhängenden Brüſten, ein dicker, ſtarker, kurzer Tyrann des Mittelalters, mit einer dummen, aber majeſtätiſchen Miene, mit ungekämmten Haaren; er ſah aus wie ein wohlthätiger Räuber, aus irgend einem Melodrama von Caignez. Der Andre, dünn und ſchwächlich, bleich, lang, gebeugt, zuſammengefallen, eigentlich zuſammengerollt, ſchien mir ein liſtſinnender Wilder, mit ſchielendem Blicke und einem unbeſtimmten Lächeln, den ich am liebſten Cooper's Lederſtrumpf vergleichen würde. Der Dritte, lebhaft, freundlich, unbeſorgt, gaffend, ein ächter Edelmann in einem Mantel von Pelz, lag behaglich auf der Erde, und glich nicht übel einem von den bärtigen und geiſtreichen Helden der Melodramen von Alexander Dumas, etwa einem Antony von dem Stamme der Scharruas, und zwar iſt dieſer um ſo mehr Antony zu vergleichen, weil er — der Scharrua Takuabe —

dem großen Kaziken Vaimaka seine Gattin, die Prinzessin Guyunuya, entführt hat. So liegt denn Antony-Takuabe da, und läßt sich von der Sonne beschreinen, indem er über die Eitelkeit menschlicher Gesetzgebungen nachdenkt, und über das Unglück, außer der Ehe erzeugt zu seyn, und über die Inkonsequenz des Zivilkoder der Scharruas. Und ganz hinten, in einem Winkel des Hofes, furchtsam, zurückgezogen, züchtig, das Gesicht auf die Brust gesenkt, erdrückt von dem Gefühle ihrer Gefangenschaft, sehen wir Guyunuya. Selbst Madame Dorval vermag nicht eine schmerzvollere Stellung, ein wahreres und einfacheres Bild der stillen Verzweiflung zu geben.

Alle Personen unseres Dramas sind versammelt. Es ist ein ganz bürgerliches Drama, obgleich es ein wildes ist; zugleich ganz unsern heutigen Anforderungen entsprechend, wo ein einziges Weib immer der Leidenschaft vieler Männer genügen muß; ferner finden wir darin, was wir in jedem modernen Drama finden: den ewigen Kampf der Jugend mit dem Greise, des Ehelosen mit dem Verheiratheten, der Gesellschaft mit der Natur. Es ist ein Drama, das ganz nach den Regeln entworfen und ausgeführt ist, denn wir sehen darin einen lebendigen Strauß, unsere Helden

eſſen rohes Pferdefleiſch, ſie rauchen Tabak, ſie trinken, ſie lieben, und — ſie ſprechen nicht Franzöſiſch.

Geht zu den Wilden und ſeht, ob es der Mühe verlohnt, neue Dramen zu dichten. Nein — es verlohnt der Mühe nicht, ſeitdem wir auf dieſen Punkt gekommen ſind, ſeitdem wir uns mit einem Schauſpiel für Aug' und Ohr begnügen, und ſtatt dramatiſcher Wahrheit das natürliche Wiederſpiegeln unſerer Umgebung verlangen, und nicht mehr jene glänzende und begeiſterte Nachahmung unſerer Leidenſchaften und alles deſſen, was unſere Bruſt Erhabenes, Geiſtreiches und Mächtiges verſchließt. Nein, nun kann uns nichts Erwünſchteres kommen, nach dem Elephanten, dem Gethier aus Martins Menagerie, und den andern dramatiſchen Helden der Gegenwart, als die vier Wilden aus dem Stamme der Scharruas.

Man werfe mir nicht vor, daß ich mich einer geſchmackloſen Ausſchweifung ſchuldig mache. Nein, dies iſt keinesweges der Fall. Man ſage mir einmal, was thun dieſe Wilden in ihrem Hofraume, was nicht auch unſere Theaterhelden alles gethan hätten? Ein von Branntwein trunkener Kazike, der luſtig lebt auf den Trümmern ſeines Thrones, ein muthvoller und verſtümmelter Krieger, der alle Tage für ein Stück Pferdefleiſch ſeine Künſte

zeigt, ist er größer oder verstümmelter wohl als der Kaiser Napoleon, wie Ihr Tagesdramaturgen ihn für ein Stück Rind-, wenn nicht gar Pferdefleisch, jederzeit zu verkaufen bereit waret? — Dieser nackte Jüngling, mit dem ungezügelten Appetit, den stürmischen Leidenschaften, ist er wohl ungezügelter und stürmischer als Eure jungen Leute, welche Weiber entführen, deren Männer erwürgen, und dabei spielen und saufen? Und dabei haben meine wilden Helden den Vorzug, daß sie nicht bei jeder Gelegenheit ihre Gemeinplätze über Politik und Moral auskramen. Und nun endlich der Intrigant bei dieser Truppe, den ihr dort seht das Holz mit seiner Zunge abschaben, das Eisen mit seinen Zähnen durchlöchern, träge zur Arbeit und doch so beharrlich, ist es nicht ein Intrigant wie Ihr ihn nur wünschen könnt? Ein Held, der Pfeile schnitzt und Wundarzt zugleich ist, Arzt und Krieger! ein Vorbild, wie wir es nur in der Iliade antreffen.

Die Frau dieses Stammes finden wir sublim. Zwar hat sie alle Laster der Theaterfrauen. Sie ist kokett, flatterhaft, vergnügungssüchtig, reiselustig, sie scheut kein Abenteuer, sie hat keinen Begriff von ehelicher Treue, aber reicher als die Heldinnen der Scene ist sie an Leidenschaft und

Liebe, beſonders tief iſt ihr Schmerz. Dieſe Frau hat mich ſehr gerührt. Ich nahm ihre Arme in meine Hände, und welche blutige Zeichen und tiefe Einſchnitte erblickte ich darauf. Bei jedem traurigen Ereigniß ihres Lebens verſtümmelte ſie ſich ſelbſt. Eine jede dieſer blutigen Furchen in ihrem Fleiſche iſt die Geſchichte eines Schmerzes. Bei jedem Tode eines Freundes machte ſie einen Einſchnitt; bei jedem Kinde, das ſie verlor, hieb ſie ſich einen Finger ab, und ſo fehlen ihr bereits zwei Finger. Sechszig bis Achtzig Wundenmale zeichnen ſchon ihren Arm, das macht weil ſie bereits achtzehn Jahre alt iſt. Zwiſchen den tiefen Einſchnitten auf dem Arm dieſer wilden Hekuba, bemerkt man leichte, faſt verlöſchte Narben; dies ſind — ſo dachte ich — die Geſchichten ihrer Liebesſchmerzen, flüchtige Leiden, Qualen eines Tages! Das ſind Nadelſtiche neben Dolchſtößen! Boſſuet's Flammenſäulen, neben Marivaux's Roſenblättchen! —

Wo zeigen unſre Dramen ein ſolches Weib? wo dieſen tiefen Schmerz? wo endlich Helden von dieſer Phyſionomie, dieſem kräftigen Ausdrucke? Ihr ſagt, Eure Helden ſeyen tapfer; ſeht dieſen hier, deſſen Schulter von einem Schlachtbeile geſpalten wurde. Ihr ſprecht, ſie ſeyen eiferſüchtig, hier iſt

einer, der es wegen einer kleinen weißen Französin, der Letzten im Chor oder im Ballet, mit zwölf Eurer Edelleute im Bois-de-Boulogne aufnimmt. Ihr verlangt, daß Euere Helden böse, grausam und mörderisch seyen? Hier sehet einen, der Pfeile macht und sie mit seinem Speichel vergiftet. Ihr sagt endlich, Euere Frauen seyen gefühlvoll — hier ist eine, die sich jeden Schmerz zur ewigen Dauer in den Arm einschneidet. Arme Dramaturgen! Ihr seyd besiegt durch die Ersten, Besten, die von den Ebenen Uraguays zu uns gekommen! denn, sobald man das Poetische verläßt, um das Natürliche zu haben, so muß man es sich gefallen lassen, daß ein Jeder, er sey wild oder nicht, uns besiegen kann. Und in der That ist es nicht möglich, daß man nackter, zusammengekauerter, schwärzer, schamloser, ungläubiger, mit einem Worte dramatischer seyn könne, als diese Wilden aus dem Stamme der Scharruas.

Aber alles dies, was ich bis jetzt erzählte, ist noch nicht das rechte Drama; diese Menschen hier hat ihre Geschichte selbst noch dramatischer gemacht. Vaimaka ist wirklich das Oberhaupt des Stammes, ein wahrhafter Kazike, ein armer entthronter Fürst, der seine Blöße nicht einmal bedecken kann. Senake ist ebenso sein wahrhaft er-

gebener Freund, ſein treuer und betrübter Unterthan, trauriger und feierlicher als der entthronte Fürſt ſelbſt, wie das oft zu geſchehen pflegt. Der Dritte iſt eben ſo wahrhaft derjenige, der ſich wenig aus einer verlorenen Sache macht, weil er noch jung iſt und an eine Zukunft denkt. Die Frau, Guyunuya, iſt das wahrhaft epiſche Weib, dem Schickſal unterworfen, deſſen Lächeln ſelbſt nur Thränen zeigt, und das ſich durch ſeine Schwächen über ſein Unglück tröſtet. Und wißt Ihr, daß ſie tief aus Südamerika kommen? daß ſie nach blutigen Schlachten gefangen worden ſind? daß ſie nach Paris wie nach einem Zufluchtsorte kamen, und daß es nun das St. Helena des Kaziken iſt? Noch ſpricht man von den Schlachten, die ſie lieferten, und von ihrem Muthe darin. Ein Jahr iſt es nun, daß ihr Stamm aufgerieben wurde. Sie flohen in die Wüſte, nicht mit ihrem Saitenſpiele, wie die Hebräer, aber mit den Schädeln ihrer Feinde, womit ihre Hütten geziert waren. Und nun, da ſie beſiegt, flüchtig, gefangen, aus ſo weiter Ferne herkommen, müſſen ſie die Viſite des Herrn Geoffroy St. Hilaire empfangen, der ein Liebhaber von Ungeheuern iſt! Auch Herr Dumoutier erſcheint und nimmt die Wilden bei den Köpfen, um mit ſeiner unerſchüt-

terlichen Ruhe einem Jeden ſeine Fähigkeiten, Neigungen und Laſter nachzuweiſen. Er ſagt, ſie beſäßen Lebensverachtung, Grauſamkeit, Gedächtnißloſigkeit, ſinnliche Liebe, ſeyen nicht zur Melancholie geneigt, wenig treu, aber ſehr tapfer, kurz er ſchildert ſie ſo, daß ein zahmer Menſch dieſe Wilden beneiden könnte. Wie ich dieſe armen Menſchen unter der Hand des Profeſſors ſah, wie er ſie erklärte, kommentirte, analyſirte, ohne daß ſie einen Begriff davon hatten, wie man es mit einem ſtummen Thiere macht, da konnte ich mich großer Traurigkeit nicht erwehren.

Das ſind alſo Menſchen! das unſere Brüder! Wir ſind ihnen Freundſchaft und Achtung ſchuldig, wie unſern Brüdern. Ihre Wiege hat ein Recht an unſerer Sorgfalt, ihr Sarg an unſerem Gebete. Ja, gewiß es ſind Menſchen; hört, wie ſie ſprechen! ſeht, wie ſie lächeln! Und verſteht Ihr dieſe Sprache, dieſes Lächeln nicht — o deſto ſchlimmer für Euch! —

Wie ſich doch die Zeiten verändert haben! Sonſt, wie noch Frankreich ein chriſtliches Königreich war, wie hätte da die Ankunft dieſer Wilden den ganzen Katholizismus von Paris aufgeregt. *Vor allen Dingen würde man* um ihre unſterbliche Seele beſorgt geweſen ſeyn. Die Mä-

treſſe des Königs, irgend ein Prinz von Geblüt wären ihre Taufpathen geworden. Sie wären der nicht verſiegende Quell philoſophiſcher und religiöſer Diſſertationen geworden. Janſeniſten und Jeſuiten würden ſich um dieſe vier Seelen mit ächt theologiſchem Eifer geſtritten haben. Ihnen aber wäre dies Bemühen der Chriſtenheit zu Gunſten gekommen, ſie hätten die gebückten Köpfe über das Taufbecken gehalten, was wohl eben ſo viel werth ſeyn mag, als ſie unter den Händen der Schüler Gall's ſtill zu halten, und dann wären ſie heimgekehrt, beſchenkt, mit Ehren überhäuft, gefeiert, beſungen und getauft.

Die Wilden haben alſo viel durch die Abſchaffung des Katholizismus in Frankreich verloren. Jetzt ſind ſie nur ein einfacher Gegenſtand flüchtiger Neugierde. Wie einſam iſt es auch jetzt um ſie, welche tiefe Stille, welche unbedeutende Blicke, die nur ein wenig Theilnahme anzeigen. Und wie werden ſie aufgenommen, dieſe Notabilitäten der Wüſte! Zuerſt empfängt ſie die Akademie der Wiſſenſchaften, Herrn Geoffroy St. Hilaire an der Spitze, dann — wenn es der Zeremonienmeiſter geſtattet — kommen ſie nach St. Cloud oder Neuilly; hierauf erhalten ſie vom Direktor der Oper eine Loge, wenn das Ballet Natalie, ohne

Mamſell Taglioni gegeben wird; dann werden ſie die Porte-St.-Martin, zuletzt den Cirque-Olympique beſuchen. Endlich erſcheinen ſie in einem Wirthshauſe der letzten Klaſſe, wo die ſonntägige Griſette, die einen ſchlechten Kontretanz allen Wilden des Erdbodens vorzieht, ſie kaum eines Blickes würdigt. Unſere Wilden des Südens werden noch glücklich genug ſeyn, wenn ſie nicht gleich unſern Wilden des Nordens, die Oſagen, im Spital, zwiſchen zwei barmherzigen Schweſtern, dereinſt ſterben müſſen. —

Uebrigens findet ſich auch hier die größte Aehnlichkeit zwiſchen den Indianern und dem modernen Drama; die Indianer ſind ohne allen religiöſen Inſtinkt, ſie handeln nach dem Zufall, und wie ihre Leidenſchaften ſie dazu treiben; ſie ſind gänzlich von einer moraliſchen Idee entblößt, und nur dem Schickſal iſt ihr Leben verfallen. Wenn man ſie auf ihren Thierfellen ſo da hocken ſieht, mit halbgeſchloſſenen Augen, hinlebend und ſchlummernd zugleich, ohne einmal zu träumen, ſo kann man ſich nicht des Gedankens erwehren, ſie ſeyen fette, öhlige und ſtinkende Pflanzen, die auf einem Miſthaufen wuchern.

*Es thut weh, ſie in dieſem Sinne zu betrachten.* Denn man kann ſich nicht enthalten, dieſen

Menſchen ſein ganzes Wohlwollen zu ſchenken; und beim Weggehen ergriff ich ihre Hand ſo herzlich, als es mir nur möglich war. Sie erwiderten mir meinen Händedruck, und ſagten: **A Dios, Senor!**

Auch verſäumte ich nicht, den Strauß zu liebkoſen, der im Hofe herumgalopirt, und eben ſo luſtig, gefräßig und ſchön iſt, wie in ſeiner Wüſte. Denn es gehört zu den Vorzügen des Thieres, daß es, je näher der Sonne, deſto ſchöner wird, wie der Menſch deſto häßlicher. Da ich dem Strauße nichts zu geben hatte, ſo reichte ich ihm ein Geldſtück hin; auch machte er mir das Vergnügen, es anzunehmen. Er ſchluckte es mit derſelben Grazie hinunter, wie ein ziviliſirter Menſch es in ſeine Taſche geſteckt haben würde.

Wenn man von den Wilden fort iſt, fühlt man ſich jedoch unbeſchreiblich wohl. Man iſt wieder unter Menſchen; man verläßt Afrika, und iſt in Frankreich, die Wüſte, und iſt in Paris. So eben noch ſtand man unter der Botmäßigkeit dieſer blutdürſtigen, kupferfarbenen Menſchen, ihrer wilden Kraft gänzlich unterworfen; nun, da man ſie verlaſſen hat, ſteht man unter dem Geſetze, das für alle Menſchen gültig iſt; man findet ſich wieder in einer wohlgeordneten Geſellſchaft;

eine große Bewunderung für Alles, was uns umgiebt, ergreift uns.

Mit Stolz ſetzen wir unſern Hut auf, wir betrachten mit ſtiller Bewunderung die weiße Wäſche, die wir am Morgen angelegt haben; man betrachtet mit Wohlgefallen den Handſchuh, der unſere Finger bekleidet, und möchte faſt vor der Uhr niederknien, die uns die Stunde anzeigt. Nur Eins muß ich bemerken: ſeyd nicht ſtolz auf Euer Pferd, wenn Ihr vielleicht von den Wilden nach Hauſe reiten ſolltet, denn der Letzte dieſes Stammes, ganz nackt, ohne Sattel, Sporen und beinahe ohne Zügel, zähmt Euch in zehn Minuten das wildeſte Roß.

Aber man muß doch auch Etwas der Wüſte laſſen! Paris kann ja nicht Alles haben. —

Es iſt einleuchtend, daß ich auf dem Rückwege in die offene Orangerie der Tuilerien trat, um meine Empfindungen los zu werden. Der Einfall war gut. Die Geſellſchaft des Gartenbaues hatte an dieſem Tage ihre glänzendſten und koſtbarſten Produkte ausgeſtellt. Welche Blumen! Welche Gewächſe! Welche Düfte! — Welche geſchaffene Pflanzen, alle mit ihren Namen beſchrieben, klaſſifizirt, in Familien eingetheilt, wie

Pflanzen guter Häuser, die ihre Genealogien und ihre Historiker haben. —

In den kleinen Dingen ist es eben, wo des Menschen Uebermacht sich zeigt. Es wäre möglich, daß die Wilden, die ich heute gesehen habe, einst Brücken über ihre Ströme bauen, ihren Kaziken Palläste errichten, und sich regelmäßige Gesetze geben werden; welche Zeit wird ihnen aber dazu nöthig seyn, bis sie solche Rosen nuanciren, solche Nelken sich begatten lassen, und solche Tulpen koloriren können.

Welch ein Kontrast! Von der fettigen, fleischfressenden Barbarei Amerika's zur anmuthigsten Zivilisation Europa's!

Es war herrlich! Um so mehr, da man an solchen Tagen Herren und Damen der großen Welt, mit guten und kenntnißreichen Gärtnern, die ihre Familien dahinführen, in der Orangerie antrifft. Man schweift herum zwischen der lieblichsten Musterkarte der schönsten Gärten Frankreichs, während Musik ertönt; ein schönes, einfaches und liebenswürdiges Fest, wo die französische Flora ihre schönsten Kränze darbringt, und mit ihren zierlichen Händchen die seltensten Blumen streut.

Nach Herrn Geoffroy St. Hilaire würde die Blumenausstellung dasjenige seyn, was die Wil-

den am wenigſten in Paris zu begreifen im Stande wären.

Es iſt ärgerlich, daß dieſe Ausſtellung durch ſehr geſchmackloſe Möbel, durch unnütze Gartengeräthe, und beſonders durch dicke Bände in Proſa und Verſen verunziert wird, die über Blumen, ihre Sprache und ihre Schönheit Aufſchlüſſe enthalten ſollen. Aber — was will man denn? Muß man nicht den Wilden, die ſo weit herkommen, auch einige Vorzüge laſſen?

Hierdurch wollte ich übrigens nur zeigen, wie alle Welt ſich recht gut ohne Vaudeville, Tragödie, Melodrama, Drama und Poſſen unterhalten könnte, — ja ſelbſt ohne große Oper, wenn man nicht „Robert den Teufel," oder den „Maskenball" giebt. —

# Debureau.

## Geſchichte des Theaters zu vier Sous.

### Erſtes Kapitel.

Ich traure oft um jene hingeſchwundene Zeit des Theaters, da junge, aufkeimende Talente von allen Seiten ſich der Leitung und Ermunterung der Kritik hingaben. Damals feierten Talent und Kritik ihre ſchönen Stunden. Sie reichten ſich zwar die Hand, um zum gemeinſchaftlichen Ziele zu wandeln, aber ſie ſtritten unterwegs, und dies ſelbſt brachte ihrer Kunſt Vortheil. Auf ſolche Weiſe gelangten Talma und Geoffroy an demſelben Tage zu ihrem europäiſchen Ruhme. Wie iſt aber jetzt Alles in der dramatiſchen Kunſt ſo verändert! Der jetzige Schauſpieler ſetzt ſich über Kritik weg. Der Beruf macht die Schauſpieler, der ſogenannte Enthuſiasmus für die Kunſt, aber deshalb ſpielen ſie ſo ſchlecht. Denn der Enthuſiasmus eines ganzen Lebens iſt nicht ſo viel werth,

als eine Woche des Nachdenkens und des ernsten Strebens. — Was nun die Kritik betrifft, so war sie gezwungen, sich auch ohne die Schauspieler zu behelfen; sie hatte weder guten Rath, noch Lob, noch Schimpf mehr, die für sie paßten. Leider haben Kritik und Schauspielkunst gleich viel dabei verloren. — Was sollen wir Kritiker nun aber anfangen, wir müssen uns ja doch für Etwas begeistern können, um so mehr, wenn wir selbst — als Dichter etwa — uns anmaßen, zu den Künstlern gezählt zu werden. Da wir uns nun nicht für das Théâtre français begeistern können, so begeistern wir uns, wie und wo wir können — als z. B. für die Boulevards-Theater. — So habe ich denn in einem dieser ganz unbekannten Theater — in dem kleinsten, unreinlichsten von allen — bei dem Scheine von vier elenden Talglichtern, und in einen mephitischen Dunst gehüllt, neben einer Menagerie, welche brüllt, während die Schauspieler singen, einen Mann entdeckt und bewundern gelernt — den ersten Schauspieler seiner Zeit — und was mehr ist als das, den größten Possenreißer: Debureau.

Ich habe schon oft mit einer ungeheuchelten Bewunderung von Debureau gesprochen; deshalb stellten mich einige galante Herren, die gern über

Alles Erkundigung einziehen, ganz ernſtlich zur Rede, weil ſie mir nicht glauben konnten, daß es einen Künſtler gebe, von dem ſie noch nichts vor mir gehört hätten, den ſie noch nie geſehen, und den ſie auch wahrſcheinlich nie ſehen werden, ſo lange die feine Welt den Talggeruch verabſcheut, und das ächte kölniſche Waſſer von Farina liebt. Und ich muß geſtehen, daß zum Unglück für meinen Künſtler die Liebhaberei des kölniſchen Waſſers in dieſen Tagen ſehr groß iſt! —

Dieſem ewigen Mahnen mit einem Male zu entgehen, habe ich mir alle erdenkliche Mühe gegeben, um als Biograph meines Lieblings auftreten zu können, und nehme als ſolcher hiermit alle Rechte und allen Ruhm für mich in Anſpruch.

Der größte Schauſpieler unſerer Epoche, Johann Kaspar Debureau, iſt in Neukolin in Böhmen den 31. Juli 1796 geboren. Debureau iſt das letzte und größte Geſchenk, das uns Böhmen gemacht hat, dieſes ſchwankende Königreich im Mittelalter, voll luſtiger, ſorgloſer Komödianten und hübſcher flinker Dirnen; böhmiſche Welt, die immer lacht, wenn Europa weint; die ſich liebt und hält, wenn der Bürgerkrieg die Städte verheert; Welt der Luſt, der Freiheit und der fetten Kühe — der ſchelmiſchen Lieder und der ungezü-

gelten Genüsse, während einer mönchischen, gläubigen, glühenden, geraden und strengen Zeit; böhmische Welt, lange vor Luther in den Bann gethan, aber dennoch lachend — eine Welt des Zufalls, die in dem Karren des Thespis einherfährt, und erst dann anhält, wenn die Zivilisation ihr nach allen Seiten hin Schranken zieht: diese Welt hat uns unsern Debureau gegeben. Das heißt wahrlich, von recht nahe und recht weit zugleich herkommen. Nicht wahr?

Er war ein armes Soldatenkind, während des Feldzugs geboren. Sein erstes Jahr verlebte er unter den Mauern von Warschau, und deshalb giebt sich der Böhme Debureau, seit der polnischen Insurrektion, keklich für einen Polen aus. O Künstlereitelkeit! So war er 7 Jahre alt geworden, als sein Vater die Nachricht von einer Erbschaft erhielt, welche ihm in Frankreich zugefallen war. Er machte sich sogleich auf den Weg. Aber die Familie war arm, der Weg weit — jedoch die Hoffnung — groß. Der Vater ersann bald ein ächt böhmisches Mittel, um die Trostlosigkeit des langen Weges zu zerstreuen. Seine zwei hübschen Töchter mußten auf dem Drahte tanzen, und das Volk versammelte sich überall, um die schwarzbraunen Mädchen zu sehen mit dem dunkeln Feuer-

auge, die unerschrockenen Tänzerinnen mit den kleinen leichten Füßchen, die in der wohlgebauten magern Hand die schwere Balancirstange trugen. Die beiden ältern Gebrüder Debureau, unsern — den Jüngsten — ausgenommen, denn die Familie bestand außer Vater und Mutter aus fünf Individuen — machten ihre Exercitien stets, ehe die Schwestern tanzten. Unserm kleinen Debureau allein fehlte es an Geschick und gutem Willen, seine Glieder waren nicht biegsam, und er hatte gar keine Anlage, „seinen Weg auf den beiden Händen zu machen," wie er sich selbst sehr naiv ausdrückt.

Dafür aber auch ward er ausgezischt und gezüchtigt, wenn seinen Geschwistern die Lorbeern und die Belohnung lachten.

Für ihn, welch ein Leben der Entbehrung und des Elends! Wie viel Erniedrigung für ein einziges Haupt! Wie verschieden sind nicht die Loose von Menschen aus demselben Blute entsprossen! Für seine Brüder glänzende Flitter, feine Schärpen, gestickte Schuhe, prächtige Tuniken! Für ihn eine abgenützte Jacke, ein alter Filz, zerrissene Sandalen; seinen Brüdern die Bewunderung der Menge am Tage, und Abends ein Stück Speck, ein dampfendes Kraut, ein schäumendes Bier,

friſches Stroh — aller Glanz, alle Herrlichkeit des Lebens; er — der Arme — hatte nichts als Verachtung, trocken Brod, Waſſer und einen Winkel in der Scheune, weit weg — faſt vor der Thür — und nicht einmal dort, wo man der wohlthätigen Wärme des Kuhſtalls theilhaftig wurde. — So zog er durch die Länder, als gebeugtes und verkanntes Genie! Da er nun weder ſpringen noch tanzen konnte, ſo machte ſein Vater den Bajazzo aus ihm. Das heißt, nicht einen ernſten und geſetzten Bajazzo, wie es heut zu Tage üblich iſt, ſondern einen lachenden, zotigen, tölpelhaften Bajazzo, einen ganz gemeinen Bajazzo für den Pöbel. In dieſer — ich darf wohl ſagen erniedrigenden — Stellung mußte Debureau ſeinen Geſchwiſtern als Folie dienen. Er war zwiſchen dem Haufen und den Künſtlern der obligate Kontraſt des Drama, der dem Gemälde nothwendige Schatten. Sie waren leicht wie Luft, er war ſchwer wie Blei; ſie gaben geiſtreiche und geſchickt angebrachte Schmeicheleien den Leuten zum Beſten; er nur Dummheit und plumpe Späße. Dafür bekam er denn auch reichlich die Ohrfeigen und Fußtritte, welche ſeit Adam unſere alte Welt zum ſchallenden Gelächter reizen konnten. Armer, großer Mann! wie weit und langweilig muß Dir der

Weg von Böhmen nach dem väterlichen Erbe vorgekommen seyn!

Endlich gelangten sie zum Ziel. Da ist das Land der Verheißung — da ist Amiens, die Stadt der saftigen Pasteten, die gastronomische Stadt Amiens, wo die Debureau'schen Gründe gelegen sind. Endlich Ruhe für den armen Jungen! Da läßt er nun seine abgetragene Jacke, seine geborgten Lazzi, sein verzerrtes Gelächter des armen Teufels — Alles vor dem Thore des väterlichen Schlosses; schon sucht er es mit den Augen nach allen Seiten.

Aber Ihr armen Künstler, welche Täuschung! Eine baufällige Hütte statt des Schlosses, ein halber Morgen Land, mit Dornen und Disteln bewachsen, statt des Gartens! Und darum kommen sie so weit her, diese landstreicherischen Agnaten! Trauriges Loos, und besonders für Dich traurig, o mein zerlumpter Benjamin! Noch manchen Tag wirst du lachen müssen, um Abends dein Hungerbrod zu verzehren!

Dies war die Geschichte der Erbschaft. Die Hütte ward verkauft und aufgegessen, denn nach einigen Ruhetagen mußte wieder aufgebrochen werden.

Hier müssen wir einen Zug der Menschlichkeit

des alten Debureau berühren. Ein Vater mag noch so strenge seyn, es giebt immer Züge, woran man ihn erkennt. An einem kalten Morgen also, als unser Vater die harten und rothen Füße seiner Kinder bemerkte, kaufte er um 18 Franken ein Pferd, um sein Geräthe und seine Familie zu tragen. Es wurde mit zwei Körben behängt. Darin setzte nun der gute Vater seine ganze glückliche Familie, glücklich, wie sie nie gewesen war.

Aber wegen dieser Art zu reisen, wollten die Wirthe manchmal die Familie nicht aufnehmen, sondern nur das Pferd. Dann blieben die Kinder draußen, unter freiem Himmel, in ihren Körben, und ihr Vater wachte bei ihnen. Zur selben Stunde der Nacht wachten nur zwei Menschen in Europa, Napoleon und Debureau! —

So zogen sie, immer springend, fort bis Konstantinopel. Dort hatte die Familie unter Anderm auch das Glück, vor dem Sultan tanzen zu dürfen. Das ist eine sehr schöne Scene, die ich nicht schreiben will, weil sie sehr schwer zu schreiben ist. Ich will also nur versuchen, sie zu skizziren. An jenem Tage waren ihre Tuniken gewaschen, ihre Flittern geputzt, Alles war untersucht und gut befunden worden, die ganze Familie hatte zu Mittag gegessen, und selbst Debureau hatte zu Mittag

gegessen; und so begaben sie sich denn, dem erhaltenen Befehle zufolge, nach dem Pallaste des Sultans hin. — Sie durchzogen den innern Hof. Ein Stummer führte sie in einen großen Saal ganz von Marmor und Gold, der durch einen seidenen Vorhang getheilt war. Man hörte und sah keinen Menschen im ganzen weiten Saale. Dort herrschte die trostlose Oede des Théâtre-français, wenn man eine Komödie von Bonjour aufführt. Der Stumme gab den Künstlern ein Zeichen, ihre Stücke vor diesem geheimnißvollen Vorhang aufzuführen. Man gehorchte. Sie machen ganz still ihre Vorbereitungen, sie breiten ihren schmutzigen Teppich der Straße auf diesem persischen Haremsteppich aus, sie streichen die Kreide ihrer Kunst auf ihre Sohlen, wie andere Künstler die Schminke auf das Gesicht, und nun fangen sie an. Sie biegen, drehen, tragen und verrenken sich im ganzen Sinne des Worts. Hinter dem Vorhang rührt sich nichts; doch dies eisige Stillschweigen stört sie nicht.

Sie zeigen ihre äquilibristischen Sachen. Debureau wirft sich auf den Rücken, und sein älterer Bruder schlägt ihm mit einem Stocke, womit er ihm zehnmal das Hirn einschlagen könnte, ein kleines Geldstück von der Nase herunter. Ein ent-

ſetzliches und phantaſtiſches Kunſtſtück, das noch Niemand beſchrieben hat. — Nachdem nun ſeine Naſe wieder frei iſt, ſteht Debureau auf und muß eine lange, ſchwankende Leiter, die ſein anderer Bruder hält, hinanklettern. Schon ſteht er auf der letzten Sproſſe — jetzt iſt er auf dem Gipfel ſeiner Kunſt. Von dieſer Leiter wirft nun unſer Held einen Blick hinter den geheimnißvollen Vorhang. Welche Ueberraſchung! Welche herrliche, unerwartete Belohnung! Wie ward unſerm Bajazzo, als er hinter dieſen Vorhang blickte, und die ſtillen, unbeweglichen, halbnackten Gruppen ſah, eine auf die andere ſanft geneigt, duftend von Ambra und Roſenöl, in weiße Perlen und ächte Kaſchemirs halb verhüllt; er, der Bettler! er, der Wurm des Staubes! Bajazzo ſeines Vaters! er — erblickte hier die Odaliſken des Serails, die geheiligten Frauen Seiner Hoheit, die gefürchteten Huris, von denen ein Blick wie der Blitz den Tod bringt! Ja, von der Spitze ſeiner Leiter hat er ſie geſehen, dieſe Weiber, die Aller Blicken entzogen ſind. Er hat ſie von oben nach unten geſehen, dieſe Frauen, die der Sultan ſelbſt von unten nach oben nur ſieht. Er hat ſie ungeſtraft angeblickt, ſie, vor deren verhängtem Palankin ſich das Haupt der Gläubigen zur Erde

beugt; und wahrhaftig! er sähe sie noch an, wenn seinem Bruder nicht der Arm ermüdet wäre, die Leiter länger zu tragen. Das war das erste glückliche Ereigniß für ihn, und er fing an zu glauben, daß auch er ein Mensch sey, wie seine Geschwister. Aber die Stunde des Ruhmes und der Unsterblichkeit sollte noch lange nicht für ihn schlagen. Von Konstantinopel pilgerten sie nach Deutschland, immer auf dem Seile oder auf dem Drahte; immer hatte Debureau mehr Geld auf der Nase als in der Tasche, immer war er ungekannt und schüchtern, immer starb er vor Hunger, immer ward er geschlagen, immer verbiß er seine Thränen und lachte vor der Welt wie toll. Dies dauerte 15 Jahre, bis die Familie endlich in das kaiserliche Paris einzog. Dort errichteten sie ein fast regelmäßiges Theater, ein Schauspiel, dessen Basis der Tanz auf dem Seile bildete, wie vor ungefähr 15 Jahren eine Oper von Herrn Jouy am Theater der großen Oper die Basis machte.

In jener guten Zeit für das Theater war das Publikum nicht schwierig wie jetzt, damals war noch eine Komödie von Andrieux etwas Großes. Damals wußten die Theater noch nicht, was eine kostbare Dekoration sey. Mit einer Versenkung, einem Walde, einer geschlossenen Dekoration, ei-

nem Feuerwerk für 30 Sous zum Schluſſe, meinte man ſich ein dankbares Parterre für wenigſtens drei Monate zu fiſchen. Auch ſparte man die Komparſen. Eine Bande von fünf Räubern, den Hauptmann mit inbegriffen, und zwei Gensdarmen, um ſie feſtzunehmen — das war ſchon viel. Die Blätter ſchrieen dann über Verſchwendung. Eben ſo war es mit der Beſoldung der Künſtler; man ließ ihnen ſo viel Ruhm und ſo wenig Geld als möglich verabfolgen. Das iſt jetzt Alles anders, obgleich der Ruhm die eigentliche Münze der Künſtler iſt!

Daher kam aber der ungeheure Beifall, den die Familie Debureau hatte. Sie tanzte zwar nur auf dem Seile, aber das war damals die Schule für den Tänzer. Dabei gab es eine rauſchende Muſik. Debureau ſelbſt blies mit ſeiner Klarinette die Trommel zu Schanden. Auch brachten ſie mit vieler Geſchicklichkeit Wechſel in ihr Repertoire, wie z. B. den militäriſchen Marſch und die ägyptiſche Pyramide. Debureau mußte die Spitze dieſer Pyramide bilden. Armer Debureau, zitternd wie das gelbe, herbſtliche Blatt am abgeſtorbenen Zweige! Aber lachen Sie darüber nicht, meine Herren! Das war damals die ſchöne Zeit der Kunſt! Da gab es noch Schau-

der und Ungeduld der Leidenschaft; da war noch die tobende Menge aufmerksam und hingerissen! Nie wird das moderne Drama die Wirkung hervorbringen, wie die gigantisch-heroischen Exercitien aus Debureau's Jugendzeit. Hier muß ich eine traurige Anekdote einschalten. Eines Tages befanden sich Herr und Madame Godot, zwar die ersten Künstler Europa's, aber schon im Herabsteigen von ihrer Kunsthöhe begriffen, in einem etwas betrunkenen Zustand. Es war Zufall, nichts als reiner Zufall! Dieses Ehepaar bildete die Basis der Pyramide, und hätte daher nothwendigerweise bis um 7 Uhr Abends bei kaltem Blute bleiben sollen. Demungeachtet bieten sie ihre Schultern und Hälse den hinaufsteigenden Künstlern an, und bis dahin ging noch Alles gut. Nun sollte Debureau das Ganze krönen. Er steigt muthvoll hinauf, der junge Mensch, nüchtern wie immer, nichts von dem Weine argwöhnend, der unter ihm gährt. Plötzlich schwankt Herr Godot, Madame schwankt auch, der Herr stützt sich auf die Dame, die Dame auf den Herrn; die Pyramide schwebt hin und her, sie schwankt auch, sie stürzt, sie liegt auf dem Boden. Debureau zu allererst liegt ganz zerschlagen. Und das Publikum lachte! Es lachte wie rasend, das Publikum, man glaubte,

der Saal würde davon zuſammenſtürzen. Unſer armer Künſtler erhebt ſich geſchunden und gequetſcht und blickt mit Thränen nach dem lachenden Parterre — und das Parterre lachte noch toller. O, über das undankbare Publikum! — So war er und ſo blieb er ſtets der unglücklichſte, unbekannteſte und unbeachtetſte Künſtler von ganz Frankreich. Einſtmals jedoch ward ihm mitten in dieſer Erniedrigung das hohe Glück ſeiner Zukunft auf merkwürdige Weiſe enthüllt.

Die Familie Debureau hatte die Erlaubniß erhalten, an großen Volksfeſten ihre Schauſpiele am hellen Tage, und in freier Luft zu geben. So diente ſie der Regierung auf ihre Weiſe faſt eben ſo gut, wie ein kaiſerlicher Zenſor. An einem Gedächtnißtage irgend eines Sieges, deren oft dreißig in einem Monate waren, fuhr der Kaiſer ganz allein nach St. Cloud, und bemerkte zufällig einen armen ſchwitzenden Bajazzo zu Fuße, den die Eile zu treiben ſchien. Der Kaiſer, der in ſeiner Kutſche leicht einen alten und einen neugebackenen Edelmann haben konnte, hatte Luſt, einen ordinären Bajazzo, einen Bajazzo von der Landſtraße zu ſich hineinſteigen zu laſſen — und wie gedacht, ſo geſchehen. Der kaiſerliche Wagen holt den Bajazzo ein, hält ſtill, der Schlag wird ge-

öffnet, Debureau ſteigt ein, und ſpricht mit dem Kaiſer faſt eben ſo furchtſam, als hätte er mit Sr. Majeſtät, ſeinem älteſten Bruder geſprochen, der auf den Zetteln ſtets „der König des Teppichs“ genannt wurde. Und wollt Ihr wiſſen, wovon der Kaiſer mit dem Bajazzo ſprach? Das könnt Ihr wohl leicht errathen; ſie ſprachen von der dramatiſchen Kunſt. Napoleon war ein Univerſalgenie. Er ſprach vom Krieg mit dem Soldaten, von der Wiſſenſchaft mit dem Gelehrten, von Gedichten mit dem Poeten; mit einem Jeden von ſeiner Kunſt, von ſeinem Ruhme — er, der über allem Ruhme ſchwebte — und daher ſprach er vom Theater mit dem Bajazzo Debureau.

Uebrigens hatte dieſer mächtige Kaiſer den Franzoſen Alles gegeben, Alles — bis auf die Ruhe und ein gutes Trauerſpiel. Man kennt all die erbärmlichen Tragödien, die während des Kaiſerthums zu Tage gefördert wurden. Wenn man nur daran denkt, wird man ſchaamroth bis in die Augen. Der Kaiſer, der nichts vermochte gegen dieſe Geiſel, geſtand ſich dies Elend, wie er ſich all das übrige Elend ſeiner Regierung zu geſtehen pflegte, auf unbeſtimmte Art und nicht mit ſich ſelbſt einig, wenn er ſogar ganz allein war. Daher wollte er die Meinung des Bajazzo

über das moderne Theater wiſſen, und was er wohl von morgenländiſchen, engliſchen, deutſchen und italiäniſchen Tragödien hielte, von den Ueberſetzungen Shakespeare's, Schiller's und Kotzebue's, endlich von den farbloſen Nachahmungen des Theaters aus dem 17ten Jahrhundert, jenen Plagiaten ohne Kraft, Styl und Kolorit, welche Talma und die Georges mit ihrer Schönheit und ihrem Genie allein belebten. Dieſer Zuſtand der Tragödie beunruhigte den Kaiſer auf eine eben ſo unbeſtimmte Weiſe, wie ihn ein Fleck auf ſeinem Sammtmantel an einem Audienztage beunruhigt haben würde; und darum befragte er den Bajazzo um ſeine Meinung über die großen Dichter ſeiner Zeit. Der Bajazzo hielt ein wenig zurück; der Kaiſer aber verlangte Antwort. Da gab ihm Debureau eine denkwürdige Antwort, die mit einem wunderbaren Schlage die ganze Literatur der Kaiſerzeit karakteriſirt und richtet: „Sire, dieſe Herren," ſprach er, „wären weit größere Poeten, wenn ſtatt Tragödien zu ſchreiben, ſie ſich begnügen wollten, Pantomimen zu machen."

Ein ganzer Kurſus der Literatur liegt in dieſem Worte.

Damals war die dramatiſche Kunſt jedoch in großem Anſehen. Der Kaiſer beſuchte oft das

Schauſpiel. Ganze Stunden brachte er darin zu, um den großen Corneille anzuhören. Schauſpiele, wenn auch keine Dramen, gab es daher überall. So hatte man auch einen Saal, wo gelehrte Hunde ſpielten; wirkliche Hunde, im Koſtüme des 18ten Jahrhunderts. Ich möchte wiſſen, weshalb? Marquis mit ſchwarzen Schnauzen; Herzoginnen mit weißen Pfötchen. Debureau, der ſeiner Schläge und ſeiner Laſten endlich müde wurde, ſuchte eine Stelle bei dieſer Bühne, um dort die Pantomime einzuführen! Dies iſt nunmehr das **Théâtre des Funambules**, wo das Vaudeville geſungen wird. So artet Alles in der Welt aus. Das Vaudeville ſingt man allenthalben, — gelehrte Hunde ſieht man Nirgends mehr! —

Die Geſchichte dieſes Theaters der gelehrten Hunde wäre eine ſehr merkwürdige Geſchichte, wenn ſie Jemand entwerfen könnte. Alle Fortſchritte der Kunſt, wie ſie uns die Philoſophen aller Zeiten entwickeln, würde man bei dieſem ſo verachteten, ſo unbekannten und doch ſo reichen Theater wiederfinden. Die Schickſale Debureau's aber werden mit den Schickſalen des **Théâtre des Funambules** ſtets innig verbunden bleiben; ſie ſind beide mit einander groß geworden.

Als dies Theater noch den gelehrten Hunden gehörte, da sah man dort ein belebtes, leidenschaftlich bewegtes Drama, ohne müßigen Wortschall, ohne Betrachtungen, ohne Stocken, besonders ohne Kouplets; endlich ohne Vaudeville, noch Opernkunst! Es war ein sentimentales, bürgerliches, und zugleich vornehmes Drama; Roman, Geschichte, Philosophie, Politik, Liebe, Alles schickte sich für die gelehrten Hunde. Arme und große Künstler, Ihr habt Marivaux und Corneille gespielt, ohne es zu wissen! Sie durchdrangen alle Schattirungen der Leidenschaft mit der ganzen Natürlichkeit ihres Talents! Die gelehrten Hunde sind die wahren Väter des Melodrama's! Sie haben das Genie des Herrn von Pixerecourt erweckt, des erlauchten Verfassers des Waldes bei Hermannstadt, wie einst der fallende Apfel das Genie Newton's erweckte. Ehre sey den gelehrten Hunden! Ehre dem Apfel des Newton!

Man muß sie gesehen haben, diese kühnen Künstler! Der militärische Geist der Kaiserzeit beseelte sie mit seinem ganzen Feuer. Sie stürmten einen Wall, wie die Krieger der Pyramiden. Man erblickte die belagerte Stadt, die vertheidigten Wälle. Hunde, oder vielmehr Helden, standen auf diesen Wällen; andere Helden machten

Faſchinen, ſchleppten Leitern herbei. Kämpfend, fliehend, belagert oder belagernd, überall Siegsgeſchrei, Wehgeheul, Sterbende und Todte! Man hätte geglaubt, daß Blut fließe. Endlich kapitulirte die Stadt; Trompeten erklangen, und der ſiegende Feldherr ließ die Truppen die Revüe paſſiren, unter dem Jauchzen der Zuſchauer.

Leider! dieſe ganze dramatiſche Welt iſt untergegangen! Das iſt die Unbeſtändigkeit des Theaters. Jedes Jahrhundert ſieht eine neue Ungeheuerlichkeit auftreten. Nach der Brüderſchaft der Paſſion kamen die profanen Stücke von Corneille; nach Corneille und der Politik erſchien Racine mit der Liebe; dann folgte Voltaire und die Freiheit; hierauf Crebillon und das Blut; da Belloi und die Franzoſen; dann die Revolution von 1789 und Beaumarchais; endlich Herr Ducis, Herr Jouy, Herr Etienne und die gelehrten Hunde, deren Ruhm jeden andern erſtickte. Endlich, auf den Trümmern dieſer Größe, nimmt neben Picard und Scribe, unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft, kaltblütig gleich allen Eroberern, die ſich ihrer Kraft bewußt ſind, der Bajazzo, der ſtumme, der weiſe, der weißangeſtrichene Debureau ſeinen Platz ein. Dies iſt der Ruhm des Mimen! Heißt Molé, d'Azincourt, Contat oder Talma! Euch

großen, todten Künstlern zieht die gleichgültige und leicht vergeßliche Menge den lebenden Debureau tausend Mal vor! — Dennoch war er stets unglücklich, unser Freund. Die Dunkelheit, worin er lebte, war ihm drückend; er schauderte bei dem Gedanken, auf diesem Wege zu verharren, und er dachte ernstlich daran, sein Leben zu endigen. Doch dieser Moment der Verzweiflung war der erste und letzte in dem Leben unsers Künstlers.

In Folge dieser unerhörten Katastrophen, Entbehrungen und Trübsale, sollte sich sein Talent endlich der Welt enthüllen, doch erst spät und unter großen Leiden, wie es bei Jean Jacques Rousseau der Fall war. Eines Abends hatte ihn die Verzweiflung in ein Estaminet der Ruo-au-Ours geführt, von wo er sich nach der Brüstung der Brücke von Austerlitz begeben wollte. Dies Estaminet war ein von Fechtmeistern, Privatgelehrten und den Vaudevillisten der Epoche sehr besuchter Ort, welche zu jener Zeit weder einen Bart am Kinn, noch glasirte Handschuhe, noch ein am Halse hängendes Augenglas trugen; diese vorzugsweise ausgesuchte Gesellschaft war jedoch übermäßig literarisch gesinnt. Man sprach auch viel über Theater, und die Namen Talma und Potier, der damals noch jung war, knallten, mit-

ten durch dicke Tabakswolken, mit dem ſonoren Klange der entpfropften Bierflaſchen um die Wette. An jenem Abende ſprach man Talma's Namen mit ſolch einem tiefgefühlten Enthuſiasmus aus, daß Debureau zum erſten Male den Ruhm begriff. Zum erſten Male fühlte er auch, was es um den Ruhm eines Schauſpielers ſey, der ſolchen Leuten gerade in die Seele leuchtete. Der Name Talma erweckte das Genie, welches in ſeinem ſchüchternen Herzen ſchlummerte. Er wollte nicht mehr ſterben, er trat aus dem Eſtaminet, und ſchwur, auch der Erſte in ſeiner Art zu werden, der Talma des Tempelboulevards zu ſeyn, und er hat Wort gehalten. Gott ſey Dank! er iſt Debureau, wie Talma Talma war! — Wie er es angefangen hat, Debureau zu werden, kann ich nicht ſagen. Thatſache iſt es, daß er in ſeiner Kunſt eine Totalumwälzung hervorgebracht hat. In dem nämlichen Augenblicke, da Debureau ſeine Gleichmüthigkeit und ſeine ſtummen Sarkasmen entdeckte, hatte er auch eine neue Komödie erfunden. Und wir ſprechen hier nicht von einer Komödie der Sitten, oder der Intriguen, einer hiſtoriſchen Komödie, Poſſe oder Drama, noch von irgend etwas, was die Kritik bis jetzt definirt hätte; aber wir ſprechen von einer Gattung, worin

etwas von Allem liegt. Alles ist darin untereinander gemischt.

In der That, die ächte Komödie ist nur noch bei Debureau zu finden. Der Vorhang geht auf und man wünscht sich Glück, eine Komödie zu sehen, worin man nicht spricht, worin man nicht scherzt; Ihr glücklichen Zuschauer! Ihr seyd gesichert vor der Tirade, dem Liede, der Romanze, dem Schlußkouplet und den gereimten und ungereimten Versen! — Und das ist's nicht allein. Befreit von dem modernen Dialog, habt Ihr von der modernen Intrigue nichts zu fürchten. Alle unsere Komödienbanquiers, unsere jungen, schönen Herren, unsere alten Millionärs, unsere Philanthropen, die ganze komische Welt des Herrn Scribe und seiner nüchternen Abschreiber verschwinden auf dem Theater unsers Possenreissers. Nie hat Debureau einen Salon gesehen; er behauptet, daß es keine Soubretten mehr gebe, daß alle komischen Vorbilder aufgehört haben; daß Financiers, Politiker, Krieger, Dichter nicht nur einander ähnlich sehen, sondern auch gleich gekleidet sind; daraus schließt er, daß die alte Komödie in dieser nivellirten Zeit ganz unmöglich sey, und deshalb bittet er um die Erlaubniß, eine neue zu erfinden. Laßt ihn gewähren! er ist gewiß, Euch zu unterhalten; je-

doch unter der Bedingung, daß ſeine Komödie der Sprache, der Intrigue, des Helden ermangle. Stellt einmal unſern großen Schauſpielern ſolch ein Problem, und ſehet zu, was ſie Euch antworten können! —

Alſo vorwärts, mein luſtiger Gilles! Gilles nämlich iſt nicht dieſer oder jener Menſch, mit einem Namen und einer feſten Stellung in der Geſellſchaft; Gilles iſt das Volk. Gilles iſt bald luſtig und bald traurig, krank, geſund, geprügelt oder prügelnd, Muſiker, Dichter, einfältig aber immer arm, wie das Volk; das Volk ſtellt Debureau in allen ſeinen Dramen vor; er empfindet wie das Volk, er weiß, worüber das Volk lacht, was ihm Freude macht, worüber es ſich betrübt; er weiß auf ein Haar, was das Volk bewundert, was es liebt, was es iſt; er hat das Volk beobachtet, wie Mazurier die Affen, er hat es ganz in ſich aufgenommen. Alſo, mein Volk, ſchlage Deine Frau, betrinke Dich, liebkoſe Dein Kind, mache Schulden, verheirathe Deine Tochter, verſpotte Deinen Arzt und Deinen Beichtvater, und verehre den Polizei-Kommiſſär, weine wann Du magſt, nur weine gut; ſey ſchelmiſch, mache den Grazioſo, den artigen Schwätzer, den hübſchen Kerl — kurz — um ganz und gar Volk zu ſeyn,

wirſt Du auch Augenblicke haben, wo Du reich biſt, wo das laute Wort im Wirthshauſe Dir zukommt, der zierliche Sprung auf den Tanzböden, das Duell der feinen Welt an den Straßenecken und die Witzworte und Spöttereien ohne Ende bei den Trinkgelagen. Dies Alles muß Gil Blas zu geben wiſſen! O, Ihr Herren von der Komödie, die Ihr nur Eine Rolle wißt, die Ihr ſo ſtolz ſeyd, Eine Rolle zu wiſſen, und noch dazu eine ſchon ganz fertige Rolle, den Miſanthrop, Tartüffe, feſte Typen, wie klein ſeyd Ihr neben meinem Helden.

Mein Held iſt graziös und geiſtreich in allen Lagen; man ſchlägt ihn und er lacht; er ſchlägt wieder und lacht auch. Nicht ein Wort hat er in ſeiner ganzen Rolle zu ſprechen, aber geht an ihm vorüber, unnütze Menſchen, veraltete Reputationen, angemaßte Namen, Zuſammenſcharrer der öffentlichen Gelder, und ſeht einmal mein Volk an, ſtudirt meinen bewundernswerthen Poſſenreißer! Macht er ſich nicht über Euch luſtig, ohne zu ſprechen? es iſt nichts als eine Grimaſſe, aber eine ſo pikante Grimaſſe, daß Beaumarchal's Witz ſich dadurch geſchlagen bekennen müßte. Stets iſt er der Inſtinkt des Volks, der Geiſt des Volks, das Leben des Volks. Tauſend Akteurs in Einem, tauſend unterhaltende Akteurs mit einem Gefolge

von Witzen und Gelächter. Und dieſe tauſend Akteurs, dieſe tauſend Geſichter, dieſe tauſend Grimaſſen, dieſe tauſend Poſituren, dieſe heftige Luſtigkeit, dieſer Schmerz einer Minute, dieſe Zärtlichkeit, die zur rechten Zeit beginnt und endet — alles dies — zur Schande unſerer Theater muß ich es ſagen — alles dies hat nur einen Namen und heißt — Debureau! Ich habe lange darüber nachgedacht, was denn in ſeinem Drama uns ſo ſehr unterhält, während wir in andern Langeweile verſpüren, und da fand ich endlich: weil man in dieſen wider Willen den Ideen eines Andern folgen müſſe, eines Autors, der hundert Mal geſagte Dinge auf ungeſchickte Weiſe wiederholt, während in Debureau's Drama man das Vergnügen hat, ſich ſelbſt ein Drama zu ſchaffen, es zu dialogiſiren, und ſo, in dieſer Verwirrung von Ideen und Sachen, mitten in dem wachen Traume, wo unſere Gedanken mit der Schnelligkeit des Schauſpielers, des Maſchiniſten und des Muſikers dahineilen, unterhält man ſich faſt ſo gut, als während eines guten Schlummers! Zu glücklich — nicht wahr? in dieſer revolutionären Zeit, auf dieſer alten, wurmſtichigen Welt, und bei der jetzt graſſirenden Literatur, zu wiſſen, wo man wachend ſchlummern könne! —

So ward Debureau der Liebling des Haufens. Er erſcheint und man lacht, er geht ab und man lacht, wo er ſich blicken läßt, zeigt man auf ihn mit den Fingern. Er hat kein anderes Inkognito mehr als ein Prinz, und wenn er ſelbſt im einfachen Ueberrocke ausgeht, ſo muß er hören: „da iſt er! das iſt er!“ — dies iſt das dramatiſche Leben! und in dies Paradies ging er ein. Nun verändert ſich Alles um ihn, er hatte Neider, Ränkeſchmiede, Eiferſüchtige, denn auch die Liebe blieb ihm nicht fremd. Liebe und Ruhm ſind Zwillinge, die ſich an der Hand führen. Großer Ruf gefällt den Frauen — ſie wollen in der Nähe unterſuchen, was denn an dieſem populären Getöſe iſt, das die Weiſeſten ſelbſt zu erſtreben ſuchen. So kam die Liebe zu Debureau; aber der große Mann weiß, was er dem Weibe ſchuldig iſt, was er ſich ſelbſt ſchuldig iſt, er ſchweigt von ſeiner Liebe. Es ſcheint ſogar, daß der große Böhme, zum Gipfel ſeiner Kunſt gelangt, nicht übel im Sinne hatte, ſich an den Weibern zu rächen, die ihm bis dahin ſo wenige Theilnahme bewieſen hatten.

Sicher iſt es, daß Debureau, trotz des dicken Schleiers, worin er ſich zu hüllen ſtrebt, nicht immer unempfindlich war. Er liebte wie toll eine

junge Putzmacherin. Man begreift, daß er viel Glück gehabt haben muß, um ſich ſo mit einem Male bis zur Putzmacherin zu erheben. Wiſſen Sie denn wohl, was das iſt: eine Putzmacherin? Das iſt die Ariſtokratie der Griſetten. Wegwerfend, flatterhaft, unbeſtändig, hübſch. Sie hat ihre Vapeurs, ihre Launen, ihre Schmollſtunden, ihre Romane zu leſen, ihre Träume zu verwirklichen. Alles wie eine große Dame.

Unſer Künſtler mußte recht viel Geduld und Selbſtverläugnung haben, um ſolch einer Liebe ergeben zu bleiben. Eines Abends, als Debureau eine ſchon bedeutende Rolle ſpielte, (und ſo iſt dieſes Verhältniß bekannt geworden,) wurde die junge Perſon während der Vorſtellung krank. Sie erblaßte beim intereſſanteſten Moment des Stückes; ihr Geliebter, der ſie erblaſſen ſieht, wird bleich unter ſeinem Mehl, womit er das Geſicht eingeſtäubt hat. Nach geendigter Scene fliegt Debureau zu ſeiner Geliebten; in der Eile zieht er ſein Straßenpantalon über ſein Pierrotpantalon, und ſo angethan führt er ſeine Geliebte nach Hauſe. Es war eine regneriſche Nacht, das Waſſer goß in Strömen, der Schmutz der Boulevards ſpritzte nach allen Seiten; zu dieſer Nachtzeit, bei dieſem Unwetter, und der Krankheit ſeiner Geliebten ver-

gaß Debureau, was ihm sein Kostüm vorschrieb. Er ging ohne Rücksicht durch den Schmutz, er bot das Mehl seines Gesichts dem ganzen Ungestüm des Wetters dar, er gehörte ganz seiner Liebe. Wie er wieder auf das Theater kommt, suchte ihn der Regisseur nach allen Seiten. Er hatte in der letzten Scene ein verführtes Mädchen ihrem Vater zurückzubringen; der Augenblick drängte, das Parterre wurde ungeduldig, das Mädchen wartete, der Vater wartete; endlich erscheint Debureau, halb weiß, halb schwarz; er wirft sein Tuchpantalon ab, stäubt Mehl auf eine Wange, und tritt kühn auf, Kolumbine bei der Hand führend, mit jener unerschütterlichen Kaltblütigkeit, die man an ihm kennt. Niemand konnte glauben, der ihn so sah, daß er seine kranke Geliebte im Regen zu Fuße nach Hause geführt hatte. — Und so befestigte er seine unbeschränkte Herrschaft über das Parterre seiner Bühne.

Es giebt Leute, welche gern Alles wissen mögen, und die uns fragen werden, warum Debureau nicht lieber einen Fiaker auf die Stunde nahm? Solche Leute wissen nicht, was dramatische Kunst sey, — und wie sehr es oft dieser Kunst an Geld gebricht.

Zu jener Zeit, von welcher ich spreche, hatte

Debureau noch ſeine alte Gage, und nur des Sonntags eine Zulage von vier Sous, wofür er ſeiner Schönen kleine Hündchen von Zucker, ein Pfeifchen von Gerſtenzucker, einen Veilchenſtrauß, oder ein Gläschen Koko kaufte; Alles, was ein gefühlvolles Weib nur wünſchen kann. Aber ein Fiaker auf eine Stunde hätte ſeine Zulage von drei Monaten verſchlungen!

Hier verlaſſen wir das poetiſche Leben des Helden. Es iſt eine Geſchichte wie alle Geſchichten; zuerſt die Dichtung, dann die Wahrheit, der Jüngling und der gemachte Mann, der Schauſpieler ohne Engagement und der Schauſpieler im Kontrakt.

---

## Zweites Kapitel.

Endlich ward unſerm Debureau der Lohn, den er verdient hatte, zu Theil. Er war ſo glücklich, mit dem Direktor des Théâtre des Funambules einen Kontrakt abzuſchließen, den wir nach langen Bemühungen uns aus den Archiven jenes komiſchen Reiches, halb durch Ueberredung, halb durch offene Gewalt, zu verſchaffen gewußt haben. Wir können die Authentizität dieſes wichtigen Ak-

tenſtücks verbürgen, und geben es hier für Liebhaber mit diplomatiſcher Genauigkeit.

## Schauſpiel der Funambules.

### Anſtellungs-Dekret.

Zwiſchen den Unterzeichneten, Herrn Nikolaus Michael Bertrand, Direktor des Schauſpiels der Funambules, wohnhaft zu Paris, Boulevard du Temple; von der einen Seite,

und

Herrn Johann Baptiſte Deburau, Artiste-Funambule-Mime, wohnhaft zu Paris, Faubourg du Temple, von der andern Seite,

iſt folgendes Uebereinkommen geſchloſſen worden, als:

Ich, Bertrand, ſtelle durch Gegenwärtiges Herrn Deburau an, um bei meiner Geſellſchaft das Fach des Pierrot auszufüllen, ſo wie alle Rollen, welche ihm durch mich oder den Regiſſeur übertragen werden.

Dieſes Uebereinkommen beſteht ferner unter folgenden Bedingungen, Laſten und beſondern Klauſeln:

1) Ich Johann Baptiſte Deburau übernehme alle Rollen zu ſpielen, die mir der Direktor oder Regiſſeur übertragen wird; ich tanze und figurire

in den Ballets, Divertissements, Märschen, Pantomimen und andern Stücken; ich mache Kämpfe mit; endlich folge ich der Truppe, wenn sie bei Festen oder Privatlustbarkeiten verlangt werden sollte, überall, ohne eine andere Entschädigung als einen Wagen zu verlangen, wenn die Entfernung dies nöthig machen sollte.

2) Ich verspreche, bei allen Proben zu erscheinen, und werde alle verordneten Strafen, nach den mir bekannten Gesetzen, zahlen. Ich verspreche ferner, mich denselben ohne Einwand und Widersetzlichkeit zu unterwerfen; mich an den Sonn- und Festtagen um drei Uhr, an Wochentagen um vier Uhr in's Theater zu begeben, um meine Talente zu so vielen Vorstellungen zu verwenden, als von dem Direktor oder seinem Regisseur mir befohlen werden.

3) Ich willige im Voraus in die Ordnung, worin die Vorstellungen Statt haben werden, und begnüge mich mit Beleuchtung, Heitzung und Kostüm, wie solche mir von der Direktion gestellt werden.

4) Ich verspreche, mich nie von Paris ohne schriftliche Erlaubniß des Direktors zu entfernen, und mich, selbst wenn ich nicht spielen sollte, jeden Tag im Theater einzustellen.

5) Wenn ich erkranken sollte, so behält sich der Direktor das Recht vor, bis zu meinem Wiederauftreten meinen Gehalt einzubehalten.

6) Bei einem Theaterbrande, Schließen des Theaters auf höhern Befehl, und andern nicht vorherzubestimmenden Hindernissen ist gegenwärtiger Kontrakt ungültig und aufgehoben; wenn nicht der Direktor selbst erklärt, den Gehalt des Künstlers bis auf Weiteres auszahlen zu wollen.

7) Der Künstler ist gehalten, sich die Wäsche zu den Kostümen zu stellen, wie auch Strümpfe, Schuhe, Schminke und Handschuhe. Die Direktion übernimmt hingegen die Stellung der Kostüme und Requisiten. Die Tänzer und Tänzerinnen auf dem Seil müssen sich im Allgemeinen Alles dazu selbst anschaffen, und zwar auch auf eine anständige Weise. — Alle Gegenstände, die verloren gehen oder beschädigt werden, müssen nach dem Ankaufspreise angeschafft und von dem Gehalte des Delinquenten bezahlt werden.

8) Im Betrinkungsfalle wird dem Delinquenten die Strafe nach dem Tarif auferlegt; bei Wiederholungen steht dem Direktor sogleich das Recht zu, den Kontrakt aufzuheben.

9) Ich entsage der Ausübung meiner Talente

auf andern, ſowohl Privat- als öffentlichen Bühnen, ohne ausdrückliche ſchriftliche Erlaubniß des Direktors, bei einer Geldſtrafe von 300 Franken.

Bei Einhaltung obiger Punkte und ihrer treulichen Erfüllung, verpflichtet ſich Herr Bertrand, Herrn Debureau die Summe von fünf und dreißig Franken jede Woche, während der Dauer des Kontrakts, zu zahlen.

Gegenwärtiger Kontrakt iſt geſchloſſen auf drei Jahre, welche Montag nach Oſtern 1828 anfangen und am Palmſonntage 1831 zu Ende gehen.

Beide Theile wollen durch gemeinſchaftliche Uebereinkunft, daß dieſer Kontrakt eben ſo bindend ſey, als ſey er vor einem Notarius abgeſchloſſen worden, und ſetzen eine Strafe von tauſend Franken für denjenigen feſt, der dagegen handeln ſollte.

Doppelt und aus freiem Willen vollzogen zu Paris den 10. Dezember 1826.

Doppelt geſchloſſen unter uns:

Bertrand.

Genehmige obige Unterſchrift:

Debureau.

Ein groſſer Rechtsgelehrter und ein Mann von Geiſt und Geſchmack wollte über dieſen Vertrag einen Kommentar ſchreiben. Nach einigen Tagen,

die er darüber zubrachte, hat er aber seinen Vorsatz aufgegeben. Er hat gefunden, daß die Bedingungen zu klar wären, um erst kommentirt werden zu müssen. Dies bedauern wir nun zwar, wollen jedoch nicht unterlassen, einige Bemerkungen aus eigenen Mitteln darüber anzustellen.

Vorerst müssen wir gestehen, daß die Anstellung, die hier einem so großen Künstler geboten wird, in harten und übelklingenden Ausdrücken abgefaßt sey. Der erste Artikel, worin es heißt: „Alle Rollen" u. s. w. widerspricht ja schon geradezu dem Grund des Vertrages selbst, welcher Debureau zum Fache der Pierrots bestimmt. Der berühmte Rechtsgelehrte ist unserer Meinung. Was den Punkt: „Märsche," und weiter hin: „ich mache Kämpfe mit," angeht, so hätte nothwendig die Art der Kämpfe näher bezeichnet werden müssen. Kämpfe auf Pritsche, oder mit Fäusten u. dgl. kann der Pierrot füglich nicht ablehnen; nicht aber kann er zu denen mit blanken Waffen, und zu Gefechten, Schlachten u. dgl. gezwungen werden. Wir glauben, und mit uns der Rechtsgelehrte, daß Debureau als Pierrot solches geradezu verweigern dürfte. Ferner giebt es auch eine Bemerkung bei der Klausel zu machen: „ich folge der Truppe u. s. w. ohne andere Entschädigung, als

einen Wagen zu verlangen.“ Wie wenn man nun Debureau nach London, Moskau, Wien, oder vielleicht gar nach Berlin ſchleppen wollte? Wo der weiße Wein ſo unmenſchlich theuer iſt? Wir ſind hier mit dem Rechtsgelehrten derſelben Meinung, daß Debureau dies verweigern dürfte.

Beim zweiten Artikel, die Strafen betreffend, erhebt ſich eine wichtige Frage: Quid juris, wenn nämlich die Strafen jene fünf und dreißig Franken wöchentlich überſteigen ſollten. Wäre demnach der Künſtler verpflichtet, aus eigenem Säckel die Strafe zu entrichten? Der Rechtsgelehrte ſagt: Ja, obgleich es ſehr hart wäre. Wir ſagen hier hingegen: Nein, und zwar geſtützt auf den einfachen Rechtsgrund: weil die Sache rein unmöglich ſeyn würde.

Eine zweite Bemerkung zu dieſem Artikel: „Der Künſtler verpflichtet ſich zu ſo vielen Vorſtellungen als von dem Direktor oder ſeinem Regiſſeur ihm befohlen werden.“ Nun fragt ſich, wie viele können das ſeyn? Die Menſchlichkeit kann nicht mehr als vier verlangen, der Gebrauch erlaubt hingegen ſechs. Die Gerichte würden bei dieſer Frage gewiß verlegen werden.

Und dann: von dem Direktor ihm befoh-

len werden! ist ein Ausdruck, der gar nicht mehr gebraucht werden darf.

Der dritte Artikel scheint auf den ersten Blick sehr unschuldiger Natur; „ich begnüge mich mit Beleuchtung und Heitzung so und so;“ aber eben dieser Artikel war es, der einen denkwürdigen Prozeß veranlaßte, welcher ihn zur Wichtigkeit des berüchtigten Artikels 14 der Charte erhebt, wodurch die Ordonnanzen und die Julirevolution entstanden sind. Hier folgt die Geschichtserzählung.

Ein Jeder weiß, daß das Théâtre des Funambules ursprünglich eine Art von Keller war, zu dem man ein halbes Dutzend Stufen hinabstieg. Seitdem ist dies verändert worden, demungeachtet hat das Theater noch immer etwas Gruftähnliches behalten. In den Souterrains sind die Garderoben; und auch unseres Künstlers Ankleidezimmer war dort. In diesem Keller zog er sich aus und an. Noch durchnäßt von seinen dramatischen Anstrengungen, legte er an diesem entfernten und einsamen Orte seine Perücke und seine Seele, sein Kleid und seine Kunst ab. Ein gefährlicher Uebergang, der ihn einer doppelten Erkältung blos gab: einem Rheumatismus des Geistes und des Körpers. Seine Lage war gefährlich, doch die Liebe zur Kunst erhielt ihn in

ſeinem Keller wohl und munter. Während des Sommers war dieſe Wohnung erträglich, wie aber der Winter kam, der Winter, mit Eis und geſchmolzenem Schnee und ſeinem verpeſteten warmen Hauche in dieſem Keller! Dann wurde es unerträglich! Anfänglich erhob ihn die Illuſion des Künſtlers über dieſen dramatiſchen Keller. Nach und nach ſah er aber ein, daß ſein Ankleidezimmer ein wenig feucht ſey. Er machte einige beſcheidene Vorſtellungen deshalb, und fügte den Wunſch hinzu, daß er es nicht ungern ſehen würde, wenn das Tageslicht in ſein Ankleidezimmer ſchiene. Aber man gab ihm nichts Anderes, als den dritten Artikel zur Antwort: Ich begnüge mich u. ſ. w.

Mithin war der dritte Artikel für Debureau, was der vierzehnte Artikel für Polignac war. Dieſer machte den Miniſter unglücklich, indem er ihm die Ordonnanzen diktirte; unſer dritter Artikel machte den Künſtler ſteif, lungenſüchtig und elend.

Debureau verzweifelte. Aber der Artikel blieb unbeugſam und ſtarr, und ſpottete ſeiner Ohnmacht.

Endlich entſchloß er ſich, um jeden Preis von dieſem Ungeheuer loszukommen. Er erſparte die Einnahme von drei Tagen, und zum erſten Male in ſeinem Leben unterwarf ſich der freie Böhme

dem Code civil und nahm die Institutionen der Gesellschaft für sich in Anspruch. Er ging zum Huissier, klagte, bezahlte sein Stempelpapier ohne zu seufzen, denn der dritte Artikel hatte ihn zu unglücklich gemacht.

Der Prozeß begann. Nie hörte man eine heißere Verhandlung vor Gericht über einen wichtigern Gegenstand.

Der Advokat der Direktion stützte sich auf den dritten Artikel. Er sprach von einem Ofen von Gußeisen und von zwei Oellampen darin, und meinte, der Artikel sey auf diese Weise vollständig erfüllt, und Kläger müsse sich zufrieden geben.

Doch gleich wie der Feind von Karthago, der alte Kato, noch ganz frische Feigen, welche er in Dido's Stadt gepflückt, mitten in den römischen Senat einst warf, so erhob sich jetzt Debureau's Anwalt, und warf ein ungeheueres Pilzgewächs vor die Richter, das er in Debureau's Ankleidezimmer selbst gepflückt hatte. Es war mattglänzend und blau angelaufen, schwärzlich an den Rändern, und von durchdringendem Geruche. Niemand konnte zweifeln, daß es die giftigsten Eigenschaften besitze. Beim Anblicke dieses entsetzlichen Produkts eines ungesunden Dunstkreises bogen die Richter die Köpfe zurück; die ganze Versamm-

lung ſchloß den Mund, Schmerz und Schrecken malten ſich auf allen Geſichtern. Neben dieſem Gifte ſoll man ſeine Kunſt treiben! Während dieſer Pilz an Größe zunimmt, muß der Künſtler in ſeiner Nähe abnehmen; unter dem Schatten dieſes gräulichen Gemüſes höhlt ſich ſein Grab! Nein, nie machten die blutenden Kleider eines Ermordeten, wenn ſie vor den Richtern ausgebreitet werden, dieſen Eindruck!

Die Richter zogen ſich zurück; und wir erwarteten ihr Urtheil mit dem Vertrauen, das die Menſchen auf den Himmel haben. Sie deliberirten lange. Endlich erſchienen ſie; allgemeine Stille; das Urtheil wurde geſprochen:

„Charles, von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra, u. ſ. w., Wir befehlen: daß das beſagte Ankleidezimmer auf der Stelle desinfizirt werde, und daß alle Schwämme, welche darin gefunden werden, ſo wie andere Vegetabilien, binnen 24 Stunden daraus vertilgt werden ſollen, und zwar auf Koſten der Direktion u. ſ. w.“ —

Dies merkwürdige Urtheil findet man in der Gazette des Tribunaux. Nach unſerm Ermeſſen iſt ſeit dem berühmten Urtheil Salomo's kein ähnliches gefällt worden. —

Wir übergehen den 4. Artikel: „und mich ſelbſt, wenn ich nicht ſpielen ſollte, jeden Tag im Theater einzuſtellen;“ worin eben auch einige Grauſamkeit zu verſpüren iſt. Nun aber erſt der 5. Artikel. Der Code exceptionnel des Bagno von Toulon athmet väterliche Milde, gegen dieſen gehalten. Im Erkrankungsfall kann der Direktor den Gehalt einziehen. Das heißt, an dem Tage, wo der Künſtler ſeine fünf und dreißig Franken wöchentlich am nöthigſten hat, wird man ihm nicht einmal ſo viel geben, daß er ſich in das Hospital tragen laſſen kann. Wenn unſer Pierrot in ſeinem Keller krank wird, krank wird im Dienſte ſeines Direktors, weil er ſechs Mal täglich geſpielt hat, ſo zahlt ihm dieſer keinen Gehalt; und das iſt dann von Rechtswegen. Ich glaube nicht, daß irgend ein Galeerenſklave in der Welt ſolch ein Künſtlerengagement würde eingehen wollen. —

Der 6. Artikel athmet Jeſuitismus. „Wenn nicht der Direktor ſelbſt erklärt, den Gehalt des Künſtlers bis auf Weiteres auszuzahlen.“ Dieſer Schein von Rechtlichkeit gehört ganz in dieſe Art von Kontrakten, wo alles menſchliche Gefühl ausgeſchloſſen zu ſeyn ſcheint.

Der Artikel 7 erregt hingegen wieder große Zweifel. „Der Schauſpieler muß ſeine Schminke

ſelbſt anſchaffen.“ Debureau, als Pierrot, aber braucht Mehl; darf er ſich dies nicht von der Direktion erſetzen laſſen? Oder iſt Mehl Schminke?

Dieſe Bemerkungen dringen ſich uns bei oberflächlicher Leſung dieſes Kontrakts auf. Wir hielten uns deshalb einige Zeit dabei auf, um unſern Leſern zu zeigen, was es mit einer Anſtellung beim Theater auf ſich habe, und wie erbärmlich ſelbſt der größten Schauſpieler Exiſtenz iſt, wenn man ſie von nahe bei betrachtet.

Jedoch ſollen wir auch nicht verſchweigen, welches Wohlwollen der Direktor der Funambules bei dieſem Engagement an den Tag legte. Zu dem angenehmen Genuſſe der fünf und dreißig Franken wöchentlich kam noch für Debureau die Enthebung von allen nicht künſtleriſchen Plackereien, welche ſeinen Kollegen zur Laſt fielen, wie z. B. das Anzünden der Lampen, das Kehren des Saales, der Reihe nach, die Billette zählen, Fußwerk flicken, und andre Funktionen. Zwar lag ihm dafür die Aufbewahrung der Waffen und Requiſiten auf; dies Geſchäft iſt jedoch nur ehrenvoll. Ueber Säbel, Piſtolen und Lanzen die Aufſicht zu führen, ferner all die kleinen und kleinſten Details der Zaubereien zu beſorgen haben, alle Gegenſtände dieſer weitläufigen Adminiſtration in Stand

zu halten, das bleibt immer noch eine schöne Rolle, selbst wenn man den Pierrot gespielt hat. Hierüber ist folgender Additional-Artikel dem Kontrakte angehängt worden:

„Herr Debureau unterzieht sich der Aufbewahrung der Waffen und dem Dienste des Requisiteurs. Die Hälfte der Anschaffungskosten der Requisiten wird Herr Debureau, die andere Hälfte Herr Bertrand zu tragen haben. Alle diese Gegenstände müssen am Schlusse gegenwärtigen Engagements in gutem Zustande zurückgeliefert werden. Hierfür wird dem Herrn Debureau eine wöchentliche Zulage von zehn Franken bewilligt.“ —

Man wird das ernste, inhaltschwere Wort in dem Kontrakte bemerkt haben: „Strafen, nach den mir bekannten Gesetzen.“ Ich schätzte Debureau sehr glücklich, daß er diese Gesetze kannte, und würde gern von mir ein Gleiches gesagt haben. Es kostete viele Mühe, bis ich dahinter kam. Endlich ist es gelungen, ich besitze diesen dramatischen Straftarif, der unerläßlich ist, wenn man solch ein Engagement ganz zu würdigen wissen will. Man ersieht hieraus, welche Fortschritte die dramatische Kunst gemacht hat, die Direktoren sind endlich dahingelangt, die Trunkenheit ihrer Schau-

ſpieler von einem Frank bis zu ſechs Franken tari-
ren zu können. Iſt das nicht ein großes Reſultat?

Folgendes iſt der Tarif der Strafen:

1) Eine Viertelſtunde zu ſpät bei einfachen Proben . . . . . 1 Fr.
2) Eine Halbeſtunde desgl. . . . 1 „ 50 Ct.
3) Ein Akt desgl. . . . . 2 „ — „
4) Zwei Akte desgl. . . . . 4 „ — „
5) Eine ganze Probe zu ſpät . 6 „ — „
(Das Doppelte bei Generalproben.)
6) Eine verſäumte Scene bei den Vorſtellungen . . . . . 1 „ — „
7) Ein Akt desgl. . . . . 3 „ — „
8) Zwei Akte desgl. . . . . 6 „ — „
9) Ein ganzes Stück desgl. . 12 „ — „
10) Eine Störung bei Proben oder Vorſtellungen von 75 Ct. bis 2 Fr.
11) Sich im betrunkenen Zuſtande im Theater ſehen laſſen . . . . . 1 bis 6 Fr.
12) Streit und Prügelei im Theater-Gebäude 1 bis 12 Fr.
13) Sich ohne Erlaubniß durch einen Andern erſetzen laſſen . . . . . 6 Fr.

Rechnet man hierzu alle Chicanen des Direk-
torial-Deſpotismus, die außerordentlichen Ordon-
nanzen, die Vorſchriften eines jeden Tages, die

Geldstrafen aus dem Stegreife, so wird man ungefähr wissen, was ein Schauspieler bei seiner schweren Handthierung zu erdulden hat.

Man spricht überall von Freiheit, und vielleicht spricht man zu viel davon; die Freiheit ist aber für jeden Menschen, den Schauspieler ausgenommen. An dem Tage, wo er in sein Engagement tritt, begiebt er sich unter ein besonderes Gesetz; er legt sich zugleich ein abscheuliches Joch auf, und unreine Pantalons an.

Das folgende Aktenstück hat uns auch große Mühe gekostet. Es ist abermals ein unwiderlegbarer Beweis der unerhörtesten Tyrannei, die man beim Theater gar nicht vermuthen sollte. Man höre:

„Es ist der Madame Carpon bei 20 Franken Strafe verboten, irgend eine Veränderung an den Damenkostümen vorzunehmen, oder deren Kleider ohne Autorisation waschen zu lassen. — Die Administration weiß, was sie der Ehre des Theaters schuldig ist, und Niemand darf ihr Gesetze deshalb vorschreiben. Es wird auch der Madame Carpon verboten, den Schauspielern Trikots zu geben, wenn sie keine Strümpfe haben sollten.

Paris den 21 Mai 1827. Cot d'Ordau."

Debureaus's Requisitenverzeichniß enthält merk-

würdige Stücke. Es fängt mit dem tragiſchen Giftbecher an und endet mit Todtenköpfen. Es enthält viele hundert Gegenſtände. Man erſchrickt, wenn man alle dieſe Kleinigkeiten überſieht, die bei jeder theatraliſchen Vorſtellung erforderlich ſind.

Bedenkt man nun noch, welche Koſtüme dazu gehören, aus allen vier Weltgegenden und oft von zweitauſend Jahren; ferner die Dekorationen, die ſich in's Unendliche vermehren und vervollkommnen, und dann noch das Stück ſelbſt und die Muſik dazu, und daß man alles das in dem Theater der Funambules für 1 Frank in den erſten Logen haben kann, wenn man reich iſt, und für 4 Sous auf dem Paradies, wenn man geizig oder arm iſt.

Demungeachtet läßt ſich das Volk noch bitten, und ein armer Greis geht vor der Thür des Theaters auf und ab, und ſchreit mit einer heiſern und gebrochenen Stimme:

„Entrez, Messieurs! entrez, Mesdames!“

„Wohin geht's mit der Kunſt?“ hört man oftmals fragen. „Was wird ihre Zukunft ſeyn?“ Dies iſt wahrlich ſpaßhaft in dieſer Zeit! —

Die Kunſt? gehen? Zukunft? Nichts von allem dem! Die Kunſt ſteht. Sie iſt bei der Thür des Funambule-Theaters ſtehen geblieben, und ſchreit mit ihrer heiſeren Stimme: „Entrez, Messieurs,

Mesdames!“ Die Kunst ist müde und heiser; sie trägt eine Brille und einen Zopf. Nachdem sie ihre Wanderung durch den höchsten Luxus und das höchste Elend vollendete, ruhete sie beim Unedlen und Gemeinen aus. Hier befindet sie sich nun ganz wohl; nur heirathen mag sie nicht, und dies bestärkt uns in der Hoffnung, daß das Geschlecht mit ihr aussterben werde. Wahrlich dieser Gedanke ist nicht zum verzweifeln. —

Mehrere Pariser Theater haben sich der unedlen Kunst gewidmet, und befinden sich nicht unglücklicher dabei. Das Odeon, das schöne Schauspielhaus des Faubourg St. Germain, das Theater der Kaiserin, erbaut auf Kosten der Pairskammer und mit Erlaubniß Bonaparte's, dieses Odeon wurde bereits drei Mal durch ein „gemeines Theater“ ruinirt, durch das Theater von Bobineau, seinen Nachbar, einen allerliebsten Aufenthalt, wo der Student sein Liebchen hinführt. Man gehe durch Paris, und stets wird man das kleine Theater neben dem großen finden, das den Nahrungsstoff des Nachbars an sich zieht und von seiner Substanz sich ernährt, wie wir es an den Insekten sehen.

Das Théâtre-français, so häßlich und bleich, streckt sein transparentes Skelett neben dem wohl-

gemäſteten Vaudeville aus; die Folies-Dramatiques zehren an der Gaité; das Ambigû zerrt die Oper an den Beinen; Madame Saqui endlich, tanzt und ſpringt zwanzig Mal des Tages, um die Wachsfiguren umzubringen. Es iſt ein wahres Theatergemetzel! Aber das Volk von Paris bleibt gleichgültig bei dieſem dramatiſchen Wetteifer, und zieht träge vorüber, mit offenem Maule und die Naſe in der Luft! Das Volk von Paris bleibt ſich immer gleich. Eine Schauſpielertruppe ſcheint es anzulocken; das Volk nähert ſich luſtig, zieht ſein Geld lächelnd aus der Taſche; der Kaſſirer zittert ſchon vor Freude, und ſtreckt die Hand aus. Bah! mein gutes Volk kauft einen geſottenen Apfel, ein Stück Pfefferkuchen, eine heiße Bratwurſt oder andere Leckereien, und verzehrt ſie im Angeſichte des gefoppten Theaters. Da ſey man aber Künſtler! —

Das gemeine Theater iſt das Einzige, das in dieſer Zeit möglich iſt. Von den andern Theatern ſprechen wir nicht, ſie ſind todt. Die großen dramatiſchen Hallen ſind verödet: Gras wächſt in den tragiſchen Parterren. Aber das gemeine Theater lebt und läßt leben. Bekommt ein Intrigant einen zu dicken Bauch, gleich wird er Intrigant bei dem gemeinen Theater; verliert die Liebhaberin

Haare und Zähne, so ist sie für das gemeine Theater sehr brauchbar. Das gemeine Theater ist für die dramatische Kunst, was der Fiaker für ein gutes Pferd ist. Dort vereinigen sich alle Unreinigkeiten der Kunst, es ist die Abdeckerei der großen Bühne von Paris.

Dies bezieht sich auf das Innere dieser Theater, aber das Aeußere ist nicht minder anziehend. Wir wollen uns einmal um die Mittagsstunde zu den Eingängen dieser engen dramatischen Höhlen hinbegeben; dort sitzen Greise, ehemalige Helden, jetzt Hanswurste, ehemalige Iphigenien, jetzt Kolumbinen da, und sonnen sich wie die Austern. Um diese Künstler in Lumpen drehen sich nun die ambulanten Köche, die Beauvillers vom Eckstein, die frères provençaux aus der Kneipe, dann kommen die Kontremarkenhändler, ihre Pfeife im Munde, dann die Stockhändler, praktische Philosophen, die Kirschbaumholz in Ebenholz verwandeln können, die Kokoverfertiger u. s. w. Alle diese Leute leben, denken, handeln, rechnen und essen durcheinander an der Thür des Theaters. Endlich um 4 Uhr, wenn die Mahlzeit geendet und die Tafel aufgehoben ist, das heißt, wenn Jeder sich die Finger abgeleckt hat, verfügen sich die Schauspieler in ihre Kulissen, die Kontremar-

kenhändler verkaufen die Autorenbillette, der Chef der Claque versammelt seine Jünger beim Weinwirth, und die Sträußebinderinnen, passirte Schönheiten von 22 Jahren, bieten ihre verwelkten Blumen von Gestern aus.

Im Innern wird indeß der Lüster angezündet, die Lampen dampfen schon, die Klarinette thut so, als wollte sie die Violine stimmen; das Publikum kommt herein; man applaudirt oder pfeift die Autoren aus. — Alles ist hier gemein und man beschäftigt sich doch während ganzer vier Stunden damit. Der Polizeipräfekt, Dank sey es dieser Gattung, kann indeß einen Augenblick zu Athem kommen. Darum sey Preis und Ehre Debureau! Preis und Ehre dem König des gemeinen Theaters! —

Debureau ist in der Gemeinheit geboren, während Andere zu ihr hinabsteigen. Er ist stolz auf sein Theater, wie sein Theater auf ihn; denn sie wollten sich Beide weder ihrer Gemeinheit überheben, noch Eines das Andere durch sie herabziehen; sie waren gemein, auf eine naive Weise und ohne Prätension. Und selbst Leuten von Geschmack gefiel er, der auf dieser schlechten Scene, und von so unscheinbaren Hülfsmitteln unterstützt, eine Illusion hervorzubringen im Stande war. Er hat die Möglichkeit einer längst bestrittenen Sache

dargethan, wie man einen großen Schauspieler wohlfeil haben kann. Er hat bewiesen, daß die dramatische Illusion weder an Ort, Zeit, noch Menschen gebunden ist. Stützt Euch auf Moliere und Regnard, auf Partituren und glänzende Dekorationen, Debureau bedarf alles dessen nicht. Ein weißes Hemd, ein wenig Mehl ins Gesicht, vier Kerzen, zwei falsche Violinen und einen Maler, der ihm einen Wald, eine Schenke, einen Tempel, einen Himmel und eine Hölle schafft, ohne besondern Aufwand von Kunst. Dann laßt das Uebrige nur Debureau's Sorge seyn! Er macht Euch eine Komödie daraus, die hundert Mal interessanter seyn wird, als das ganze kaiserliche Repertoire des Théâtre-français.

Debureau's Ruf ist gemacht; die Welt weiß seinen Namen, und auch er weiß, daß er einen Namen hat, was zur Ergänzung des menschlichen Ruhmes durchaus erforderlich ist. Mein Vorwurf ist nunmehr erfüllt, ich werde nicht mehr von Debureau sprechen.

Einige jedoch, die Alles wissen möchten, einige Damen besonders, die keine Ungewißheit in dem Schicksale ihrer Lieblinge ertragen können, werden wohl noch erfahren wollen, wie das häusliche Leben dieses Wundermannes beschaffen ist. Ob er

Renten hat, ob eine Frau, ob dieſe Frau ihm, und wie viele, Kinder geboren?

Der Autor weiß zu gut, was er ſolcher Wißbegierde ſchuldig iſt, und ſieht ſich daher genöthigt, dieſe Arbeit, welche ohnedies ſchon ſo lang iſt, noch mehr zu verlängern. Er will daher erzählen, was er weiß, ohne Unbeſcheidenheit, und ohne den Schleier zu lüften, der das Privatleben eines Bürgers den Blicken entzieht.

Debureau bezahlt ſeit der Julirevolution ſeine Steuern, und er liebt dieſe Revolution, weil ſie ihn zu dieſer Wichtigkeit erhoben hat; er beſitzt ein anſtändiges Mobiliar: ſechs Stühle, eine Kommode, ein Bett, zwei Wiegen, einen Sekretär und noch eine Kommode, wo ſeine Hemdkragen, ſeine Halstücher und ſeine Handſchuhe liegen, wenn er welche hat.

Seine Frau, deren Bildniß die nächſte Ausſtellung zieren ſoll, iſt hübſch, lebhaft, von bräunlicher Geſichtsfarbe und roth dabei. Sie hat ihrem Manne vier Kinder geboren, über deren Geſchlecht ich nicht unterrichtet bin. Sie ſind jedoch alle luſtig und ſpielen wie die kleinen Katzen. Es iſt eine kleine Brut von Pierrots, Kolumbinen und Harlekins; ihr Vater ſtirbt nicht aus. — Debureau iſt noch nicht bei der Nationalgarde. —

Vor einem halben Jahre war er zur Hochzeit eines Avoué's geladen. Er erſchien im ſchwarzen Frack, in ſeidenen Strümpfen, er tanzte mit den Frauen der Avoués und ſpielte Ecarté mit den Angeſtellten beim Handelsgericht. Die Hochzeit war ſehr feſtlich; man brannte nur wohlriechende Wachskerzen, und eine Forelle aus dem Genferſee wurde auch ſervirt. Der Tanz währte bis zum Morgen. Aber Debureau entzückte Alles, man hatte nur Augen für ihn, nur Aufmerkſamkeit für ihn, die Forelle war nur für ihn da. Alles fragte ſich: „Wer iſt dieſer Herr? Woher kommt er?“ — Die Kundigen erwiderten: „Dieſer Herr iſt der Pierrot des Funambules-Theaters.“

Und nun richteten die Damen alle ihre Gläſer, in Stahl gefaßt, auf den merkwürdigen Mann, um ihn beſſer beobachten zu können.

In Geſellſchaft iſt er übrigens geſetzt; er ſpricht nur wenig, aber er raucht viel Taback, und alle Sorten durcheinander; er iſt höflich und wohlerzogen, und ſetzt ſich nicht eher, bis alle Andere ſich geſetzt haben. Nach ſeiner denkenden Miene zu urtheilen, würde man ihn für einen Handlungsreiſenden halten können.

Bei ſeinem Theater herrſcht er als Gebieter, manchmal ſogar tyranniſch. Es iſt bekannt, wel-

chen Schabernack er zuweilen ſeinen Kameraden ſpielt, und wie dieſe ſtets denſelben unterwürfig und reſpektvoll hinnehmen. Mehr als ein Mal ſchon hat er den Donner durchlöchert, und dem erſten Sänger mit heißem Kuchen die Stimme verdorben, den Statiſten Niespulver gegeben. Er iſt ſtets aufgelegt zu einem Scherze. Seine Kameraden lachen darüber, und beten ihn an.

Er liebt Bier und Echaudé's, auch warmen Wein und Galette; aber auch Thee, Kaffee und Rum, kurz Alles, was ſich eſſen und trinken läßt, iſt nach ſeinem Geſchmack.

Nur Champignons und Omnibus kann er nicht leiden, und wenn er eine Nachtigall ſingen hört, ſo hält er ſich die Ohren zu, und ruft: „willſt du wohl aufhören, du abſcheuliches Thier?“ Je nun — ein Jeder hat ſeinen Geſchmack.

Er hat eine Erbſchaft gemacht, denn er trägt einen Flor um den Hut. —

Und hiermit hätte ich denn nun dieſen vortrefflichen Menſchen geſchildert, nicht wie er wirklich iſt — denn wer kann das wiſſen? — ſondern wie er uns zu erſcheinen pflegt, und wie wir ihn mit Mühe, Liebe und Sorgfalt uns feſtgehalten haben. Nun gehört er Euch! nehmt ihn hin! wir ſind müde, ihn länger zu halten! Unſer Ge-

heimniß iſt enthüllt; der Schleier des Tempels iſt zerriſſen; Ihr ſeyd eingeweiht worden durch uns, in dieſen ſeltenen Ruhmesglanz!

Was wir jetzt noch hinzufügen, geſchieht aus purer Eitelkeit. Wir wollen auch etwas, uns betreffend, dieſem Denkmale einverleiben; wir wollen unſern Anfangsbuchſtaben in dieſe Eiche ſchneiden, wie ſo viele Hanns und Peter die ihrigen an die große Pyramide oder an die Kuppel des Pantheons. Es ſey uns erlaubt bei dieſem Helden, den wir ſelbſt ein wenig geſchaffen haben. — Daher wollen wir nunmehr von den Beſchützern Debureau's ſprechen.

Sein früheſter Beſchützer war das Pferd ſeines Vaters; das alte Pferd, das ihn und ſeine Geſchwiſter trug. Armes, altes Pferd! Sein zweiter Beſchützer war Bonaparte, der auch zugleich Beſchützer des Rheinbundes war.

Etwas ſpäter fand er an einem ſchönen Abende vier Beſchützer auf ein Mal. Nämlich: Picard, den Moliere von 24 Stunden, deſſen Witz auf eine Woche auslangte; Fontaine, den eine Revolution zum königlichen Architekten erhob; Gerard, den großen Maler, dem die Revolution den Dienſt erzeigte, ſein Krönungstableau Karls X. zu zerſtören; endlich Redouté, der die Roſen ſelbſt beſſer

noch als Dorat zu machen verſtand. Dieſe Vier ließen ſich an jenem Abende eine Loge aufſchließen. Die Logenmeiſterin war ſo traurig, daß es die Vier ſogleich bemerkten.

„Was haben Sie?“ fragte Picard. „Ach,“ erwiderte ſie, „Herr Debureau verläßt uns in 8 Tagen.“ Und eine große Thräne rollte über ihre Wange.

„Hm,“ ſprach Picard, „das iſt vielleicht erwünſcht. Er wird Befehl zu einem Debut im Théâtre-français erhalten haben. Ich bin nicht böſe darüber.“

Dabei wiſchte er ſeine Lorgnette eben ſo, als wenn er in der Oper ſäße.

Die Logenmeiſterin aber erzählte unſern vier Freunden, daß Debureau aus Mangel das Theater verlaſſe, und Schloſſer werden wolle.

Sie weinte dabei, daß es einen Stein rühren konnte.

Und Picard ſah ſie an und ſah dann Debureau an, und dachte: dieſer Mann fehlt meiner Komödie!

Den ganzen Abend hindurch waren unſere Freunde verſtimmt, bis ſie daran dachten, dem Künſtler eine Penſion zu geben, ſo lange als Publikum und Direktion ſich ſeiner nicht annehmen wollten.

Die Penſion beſtand aus 9 Franken monatlich,

von einem Jeden von ihnen, und dieſe vier Mal 9 Franken während 6 Monaten haben Frankreich ſeinen größten Schauſpieler erhalten. Das war ein ſchönes Geld! Auch werden die kleinen Thaler aus jener Zeit häufig von Medaillenſammlern geſucht; die, welche recht vielen Grünſpan haben, ſind am längſten in Debureau's Taſche geweſen.

Alſo ſchreiben wir auch die Namen Picard, Fontaine, Gerard und Redouté auf unſere Votivtafel ein.

Nach ihnen, faſt mit ihnen zu gleicher Zeit, erſchien Charles Nodier, ein Mann, deſſen Styl ſo rein iſt, wie ſeine Seele. Nur eine Loge hat Nodier auf das ganze Jahr gemiethet, dieſe aber iſt im Theater Debureau's.

Alle Berühmtheiten von Paris ſind ſeitdem im Theater der Funambules erſchienen, um Debureau zu bewundern, um ſich in ihn zu verlieben.

Ich habe dort Mamſell Mars, Mamſell Georges und Madame Malibran geſehen; alle Drei in einer Loge. Die drei größten Künſtlerinnen der größten Bühnen gaben ſich ein Rendez-vous in dieſem elenden, übelriechenden Theater. Es war köſtlich anzuſehen!

Ich habe dort auch einen Marſchall von Frankreich, im Ueberrock, lachen ſehen, den ich aber

nicht nennen will, um die andern Marſchälle nicht neidiſch zu machen.

Malerei und Bildhauerkunſt ſind nicht zurückgeblieben. In der letzten Ausſtellung hing neben dem Cromwell von Delaroche und dem Ballſaal von Roqueplan, Debureau's Porträt, vor dem ſich das Volk ſammelte. Das Volk zeigt ſtets ſo viel Einſicht und Geiſt! —

Dies Porträt war übrigens von Bouquet, dem es einen Namen gemacht hat. Hierauf wurde es auf Taſſen kopirt und unendlich vervielfältigt.

Wenn ich nun nach allen dieſen berühmten Namen noch den meinigen nennen darf, ſo werde ich mich glücklich ſchätzen, ihn an dieſen neueſten Ruhm knüpfen zu dürfen, weil er der einzige iſt, der von Niemand angegriffen wird.

Ich muß übrigens bekennen, daß beim bloßen Ankündigen der gegenwärtigen Geſchichte alle unſere Literaten in Bewegung geriethen. Jeder wollte zum Bau dieſes Tempels beitragen, den wir unſerm großen Künſtler hiermit errichteten. Sonnette, Oden, Balladen in allen Sprachen der Welt, ſtrömten herbei, ſelbſt ein griechiſches Epigramm, ſehr geſchmackvoll und geiſtreich, iſt mir zugekommen. Ich gebe es aber nicht, weil Debureau ſelbſt es nicht verſtünde. Man muß Niemand ärgern wollen.

Als Gibbon seine Geschichte vom Verfall des römischen Reichs vollendet hatte, soll er so freudig erregt gewesen seyn, daß er einer Ohnmacht nahe war. Lange betrachtete er sein Riesenwerk mit stummem Entzücken, dann konnte er sich nicht mehr halten. Er stieg hinab in seinen Garten, und ging unter dem Sternenhimmel auf und nieder, und horchte auf, und glaubte, die Barbaren und die Römerheere hinter sich marschiren zu hören, und die ganze eiserne Zukunft zu erblicken. Wäre die Nacht nicht entschwunden, hätte der erwachende Morgen nicht die schweigenden Sterne verscheucht, und die Menschen ihn nicht seinen Träumereien entrissen, so wäre Gibbon gewiß in jenem Augenblick vor Stolz und Eitelkeit gestorben.

Und so auch ich, der Geschichtschreiber von dem Verfall des Theaters, ich fühle mich von Freude ergriffen, wie ich die letzten Zeilen dieses Werkes niederschreibe.

Auf, mein Page! meinen Strohhut her und meine Jagdflinte! Auf, ihr Hunde! Empfange mich, schweigender Wald! Herbei ihr alle, meine Freuden, umschwärmt Euern Meister Geschichtschreiber, der so eben den Kommentar Johann Kaspar Debureau's beendigt hat! Auch ich habe meinen Augenblick der Eitelkeit und des Stolzes! — —

— Meinen Augenblick der Eitelkeit und des Stolzes, unter den alten Eichen der Abtei von Hermières. Edle Abtei! mit Deinem noch so schön erhaltenen Refektorium, deiner Kapelle, in deren Gewölben die alten Gräber verwittern, siehe nieder auf den andern Gibbon, der unter Deinem lieblichen Schatten sich ergeht. O Eitelkeit der Menschen! Und diese Kapelle, diese alten Bäume, diese freundlichen Zellen, Alles dies ist jetzt noch da, damit ich dort einer freundlichen Eingebung folgen, und das Leben des Histrionen Debureau schreiben könnte! —

Und nun ich das Leben des vortrefflichen Paillasse geschrieben, dankt er es mir nicht einmal, der leichtsinnige Böhme! Während sein Biograph noch in der Extase ist, spielt er vielleicht in irgend einem Stücke, und verheirathet wenigstens zum zehntausendsten Male in dem Billet de mille Francs Kolombine mit dem Nebenbuhler Harlekin! —

# Skizzen des modernen Bühnenwesens in Frankreich.

## Scribe.

Herr Scribe hat nun auch einmal ein Stück geschrieben, das voll Schönpflästerchen ist. Wer hätte wohl jemals denken sollen, daß Scribe einst seinen Bedienten zu Ancelot schicken würde, um von ihm seine Puderquaste zu entlehnen. Wer es mir vorausgesagt hätte, würde mich in große Verwunderung gesetzt haben. Und doch ist es so. Scribe's Bedienter hat seinem Herrn Puder, Schönpflästerchen, Schminke, Falbalas, kurz das ganze achtzehnte Jahrhundert gebracht, so weit nämlich Ancelot darüber disponiren konnte. Er zeigte sich sehr großmüthig und uneigennützig in diesem Falle und ich sah den armen Kerl — ich spreche hier nämlich wieder von Scribe's Bedienten — bei mir vorüberlaufen, keuchend unter der Last eines dicken Packets solcher Theaterwaare, und es schien mir,

als ob er vor ſich hinmurmelte: „Damit wird mein Herr wieder teufliſch viel Komödien machen!“

Ich ärgerte mich aber in der That über Scribe's Schwachheit, von Ancelot den Trödel ſeines achtzehnten Jahrhunderts entlehnt zu haben. Er, mit ſeinem feinen und leichten Talente, hätte wohl einſehen können, daß man dies Feld den Hökerinnen und Kleiderhändlern überlaſſen müſſe. Nichts deſtoweniger hat ſich Scribe nicht abhalten laſſen, dieſe alten geſtickten Röcke zu durchſtöbern, und zerriſſene Manſchetten zum Gegenſtande ſeines Studiums zu machen. — „Hier dieſer Zwickelſtrumpf paſſirt immer noch und mag der Wade Bouffé's wohl anſtehen; jene weißen Federn werden den Kopf der Madame Grevedon zieren, und dieſes blaue Ordensband, wenn es nur umgewendet wird, nimmt ſich gewiß noch gut auf Allan's Bruſt aus. Der gute Ancelot hat noch ſo Manches übrig gelaſſen! Und wenn ich nun zu dieſen Kleidern noch ein Dutzend Armſeſſel, ein vergoldetes Kanape und ſchwere Armleuchter mir verſchaffe, ſo bin ich ſicher, mit der hiſtoriſchen Komödie fertig zu werden.“ — Dies wird Scribe am Abend jenes Tages gedacht haben, und mit leiſem Liſpeln den Namen Ancelot ausſprechend, eingeſchlafen ſeyn. —

Dieſes iſt nun der Quell, woraus uns Scribe's neues Stück: le moulin de Javelle entſprungen iſt; und nicht nur begnügte er ſich, von Ancelot die Kleider zu entlehnen, nein! er entlehnte ſogar den Titel eines ſehr hübſchen Luſtſpiels von Dancourt dazu.

In der erſten Scene des Scribe'ſchen Stücks ſehen wir die Herzogin von Maine und Herrn Porto-Carrero, den Freund und Sekretär des ſpaniſchen Geſandten. Madame Grevedon, welche die Herzogin von Maine ſpielt, iſt in der Tracht einer Bürgersfrau, mithin trägt ſie nicht die weißen Federn, von denen ich ſo eben ſprach. Sie wird gewiß ſich geweigert haben, ſie aufzuſetzen, als Scribe es verlangte. „Aber," hätte dann wieder Scribe erwidert, „es ſind ja doch Federn, die alle Herzoginnen des Herrn Ancelot auf den Köpfen trugen." —

„Um ſo mehr," hat ſicherlich Madame Grevedon geſagt, „will ich in bürgerlichem Koſtüm erſcheinen, als um ſolchen Preis Herzogin ſeyn."

Seufzend legte Scribe die weißen Federn in Ancelots Pack hinein.

Und dies ſcheint mir auch der einzige Grund, warum die Herzogin in dem Stücke als Bürgers-

frau erſcheint. Aber ich kann der Madame Grevedon nicht Unrecht geben.

Daſſelbe trug ſich zu, als es ſich darum handelte, den Abbé Porto-Carrero zu koſtümiren. Scribe hatte in dem bewußten Pack ein ganz hübſches, nicht zu ſehr abgetragenes Hofkleid eines Abbé gefunden, womit er gedachte, Firmin's Glieder einzuhüllen, welcher die Rolle gab. Aber Firmin wollte eben ſo wenig daran, als die Dame, und wurde ganz roth vor Zorn. „Aber, mein lieber Firmin," ſprach Scribe beſänftigend, „dies iſt ja doch das Kleid, worin alle Abbés des Herrn Ancelot geſpielt wurden."

„Um ſo mehr!" rief Firmin.

Und dies iſt der Grund, daß auch Porto-Carrero in dem Stücke nicht als Abbé, ſondern als Bürger erſcheint.

Die Inſurrektion war allgemein, und die Schauſpieler des Gymnaſe gaben dieſes Mal ihrem Lieblingsautor eine weiſe Lehre. Er trug ſelbſt zu einem Jeden die Kleider hin; Niemand wollte ſie annehmen; und es fehlte an dieſem Tage Scribe nicht an Beredſamkeit.

„Aber ſehen Sie doch, Herr Allan, welch ein Kleid Sie mir da zurückgeben! Ganz mit Gold ge-

ſtickt; ein Kleid, welches alle Prinzen von Geblüt des Herrn Ancelot bis jetzt getragen haben.“

— „Ich will, wie die Herzogin und Porto-Carrero, bürgerlich gekleidet gehen,“ ſprach trocken Herr Allan, „oder ich ſpiele nicht die Rolle des Regenten.“

— „Und ich,“ rief Bouſſé, „ziehe auch ein bürgerliches Kleid an — als Tapezire, als Paſtetenbäcker, gleichviel! ſonſt aber ſpiele ich nicht den Kardinal Dubois!“ —

Mit den Damen war es nicht leichter fertig zu werden; das ſieht wohl ein Jeder ein.

Scribe hatte für die jungen Damen die ſchönſten ſammetnen Schleppkleider, mit Flittern geſtickt, bei Seite gelegt, aber nicht eine wollte eines dieſer Kleider anziehen.

„O gewiß ſoll ich alle dieſe Ellen ſchmutzigen Seidenzeuges nach mir ziehen — nicht wahr?“ ſprach die Allan, mit den ſchönen Augen.

„Und ich ſoll mir wohl dieſe breiten Körbe anſchnallen laſſen, wie ein Eſel, der zum Markte getrieben wird,“ rief Jenny Vertpré, die hübſche und muntere Griſette.

Und bis zur Forgeot und Habeneck erklärte eine Jede, nichts von den Attributen und Inſig-

nien des achtzehnten Jahrhunderts und Herrn Ancelot's anlegen zu wollen.

Jetzt hätte Scribe bei einem Haar den Kopf verloren; er, der ihn nie verliert.

„Und wenn nun die Herzogin, der Regent und Porto-Carrero ſich bürgerlich koſtümiren, wie wollen Sie denn gekleidet gehen, meine Damen?“ fragte er.

„Als Griſetten! Als Griſetten!“ war der einſtimmige Ruf von Madame Allan bis zu Mamſell Habeneck.

„Ich will zuſehen, wie ſich das machen läßt,“ war Scribe's Antwort.

Andern Tages ſchrieb er an Ancelot:

„Lieber Bruder!

Tauſend Dank für Deinen Willen, mir zu dienen; er hat leider zu nichts gefruchtet. Denke Dir einmal, daß ich aus dem Packe, welches Du mir zu ſenden die Güte hatteſt, das Neueſte und Schönſte herausſuchte; und dennoch erklärten meine Schauſpieler dies Alles nur für Trödelwaare, und wollen das achtzehnte Jahrhundert nicht anders, als in ihren eigenen Kleidern ſpielen. Beklage ihre Verblendung, aber vor Allem beklage mich, der ein hiſtoriſches Stück verfertigt hat, in welchem eine Herzogin in dem Koſtüme einer Kaufmanns-

ſtau, ein Regent von Frankreich im Ueberrocke, und ein Kardinal-Staatsminiſter als Koch erſcheinen werden. Aber Du weißt gleich mir, daß in unſerm Stande zu allererſt der Spruch ſeine Anwendung findet: Der Menſch denkt, Gott lenkt!

Da ich nun weiß, daß Du der Sachen benöthigt biſt, und den dramatiſchen und chronologiſchen Schwamm nach Kräften ausdrückſt, ſo ſende ich Dir die mir gütigſt geliehene Garderobe mit allem Dank zurück. Ich behalte von dem ganzen Jahrhunderte, deſſen Chriſtoph Columbus Du genannt zu werden verdienſt, und deſſen Vespucci ich nur bin, nichts weiter, als eine Nachtſcene, ein Kanape, ein frivoles Nachteſſen, und zwei oder drei Couplets, die ich Dir bei Gelegenheit zurückſtellen werde.

Ich verbleibe" u. ſ. w.

Auf ſolche Weiſe nun kam es, daß in dem Stücke le moulin de Javelle, von Scribe, alle vornehmen Herrſchaften und hiſtoriſchen Perſonen im bürgerlich-modernen Koſtüme aufgetreten ſind. Was den Inhalt betrifft, ſo konſpirirt im erſten Akte Porto-Carrero mit der Herzogin, in der Mühle von Javelle, gegen den Herzog von Orleans. Dieſer ſoll noch denſelben Abend aufgeho-

den und nach Spanien gebracht werden. Der Herzog von Maine wird alsdann Regent. Die Herzogin wirbt für ihre Sache den Chevalier Daubigny, einen jungen Offizier, der mit dem Kardinal unzufrieden, aber in die kleine Babet verliebt ist. Nachdem Porto-Carrero und die Herzogin ihren Plan wohl überlegt haben, gehen sie Arm in Arm in ein Seitenkabinet, um ihr Frühstück einzunehmen.

Nun erscheint eine ganze Menge junger, lustiger Grisetten. Scribe hat Recht, die Grisetten zu lieben, sie gerathen ihm stets besser, wie die vornehmen Damen. Mit der Grisette weiß er Alles anzufangen, was sich nur mit ihr anfangen läßt; und die Grisette getraut sich dreist, Alles sich zu getrauen, was man sich nur zu getrauen zutrauen darf. Aber diese Grisetten dürfen sich bei Leibe nicht wie Herzoginnen des Herrn Ancelot anziehen; das versteht sich von selbst! —

Unter diesen Grisetten befindet sich auch Babet, ein hübsches Mädchen, welches der Regent liebt. Da nun Scribe den Regenten nicht so kostümiren konnte, wie Ancelot, so hat er ihm auch mit den fremden Kleidern ganz fremde Sitten gegeben. Es ist hier ein zurückhaltender, schamhafter und schüchterner Liebhaber, der zu Fuße geht und einen sentimentalen Eierkuchen ißt. Der Regent nennt

ſich Julien und ſie heißt Babet. Aber auch Babet iſt melancholiſch, ſchamhaftig, zurückhaltend, eine marchande de modes, und voll Liebe. —

Ohne den Teufel Dubois müßte das Ganze eine Idylle werden. Dieſer aber hat, trotz ſeiner Verkleidung, ſeinen Karakter beibehalten. Und alles das kommt nach der Mühle von Javelle; die Herzogin, um zu konſpiriren, der Regent, um zu ſchmachten, und der Kardinal um Krapfen zu backen und ſie dann zu verzehren.

Während Letzterer ſie in der Pfanne umwendet, nähert er ſich in der weißen Mütze und der Küchenſchürze dem Seitenkabinet, wo die Herzogin mit Porto-Carrero frühſtückt und konſpirirt. Dubois guckt inſtinktmäßig durch's Schlüſſelloch, und o Wunder! er erkennt Beide! Er zittert ſogleich an allen Gliedern und will ſeinem Herrn die Nachricht bringen; aber dieſer tanzt unten mit Babet. Während er nun ſeinem Herrn auf den Tanzboden nachläuft, erſcheint dieſer mit Babet auf dem Theater. Auch Dubois kommt gleich wieder; aber ſein Herr ſchlägt ſich bereits in der Kuliſſe mit dem jungen Daubigny, welcher der frühere Geliebte Babet's iſt; Daubigny wird verwundet; der Regent läßt ihn in ſeinen Wagen ſteigen; die Verſchworenen, welche glauben, daß der Re-

gent darin ſitze, jagen mit dem Wagen nach Spanien; während Dubois die Herzogin verhöhnt, welche nun ſehr erſtaunt iſt, zu ſehen, wie der Regent, den ſie ſchon in Spanien glaubt, zu Fuße die unſchuldige Babet bis an die Thür ihrer Wohnung geleitet. —

Nun kommt der zweite Akt.

Hier hat ſich Scribe an ſeinen Schauſpielern gerächt. Durfte er ihnen nicht die Kleider des achtzehnten Jahrhunderts anhängen, ſo hat er ſie dafür in deſſen vergoldete Säle inſtallirt. Alle dieſe Leute ſehen wir nun mit einem Male aus der Mühle, im Palais-Royal handthierend. Einige davon ſind dort, weil ſie dahin gehören, Andre, weil ſie hingelockt worden ſind, und d'Aubigny, weil er von Dubois zum Gefangenen gemacht wurde.

Nun kommen wir zur Nachtſcene, die Scribe ſich von Ancelot geliehen hat. In allen Vaudevilles aus dem achtzehnten Jahrhundert iſt eine ſolche Nachtſcene obligat. Sie beſteht in Folgendem:

Eine junge Frau liegt auf einem Kanape, und im Finſtern wird ihr ein Kuß geraubt. Oft iſt ein Qui pro quo dabei, und das nennt man

dann mit dem Kunstausdrucke: eine doppelte Nachtscene.

Die Nachtscene von Scribe ist aber sehr einfach. Der Regent nöthigt Babet zu sich auf das Kanape und will sie küssen, als mit einem Male Lichter erscheinen. Der Prinz muß sich zu erkennen geben, Dubois kommt dazu, und d'Aubigny tritt aus einem Kabinet und fordert seine Geliebte zurück.

Der Regent seufzt zwar, aber er gewährt d'Aubigny dennoch, was er verlangt. Ja, Scribe läßt ihn so verliebt und schüchtern seyn, daß „er es nicht einmal wagt, Babet mit seinen Wohlthaten zu überhäufen."

Alles ißt hierauf zu Nacht. D'Aubigny heirathet Babet, und „sie hatten Kinder und lebten sehr glücklich, bis sie starben."

## Perlet.

Wir sahen kürzlich im Gymnase ein neues Vaudeville von Melesville und Lerour. Es ist sicherlich die stupideste Komödie, die man seit langer dort gesehen hat. Sie heißt: le Coucher du Soleil, und ist entsetzlich lang und ohne Intrigue und Witz. Ich weiß nun wohl, daß die Autoren immer die Ausrede bei der Hand haben,

daß ein solches Vaudeville für Perlet gemacht sey. Sie thun aber Unrecht daran, für ihn ein Vaudeville zu machen, der selbst keines mehr zu machen im Stande ist. Und zu Perlet sagen wir, daß es sehr Unrecht von ihm sey, den guten Komödien zu entsagen, die einem Schauspieler seinen Werth ertheilen und ihn in der Gunst erhalten, als sich solchen Possen ohne Witz und ohne alle Wahrscheinlichkeit hinzugeben. Wenn Perlet uns nun alle jene Possen ohne Witz und Wahrscheinlichkeit anführen wollte, die er früher zu Ehren gebracht, so werden wir ihm wiederholen, was wir so oft schon sagten: daß die Zeit vorüber ist, wo das Parterre sich mit den Verkleidungen im „Comédien d'Etampes" und ähnlichen Stücken begnügte; daß man nach und nach ein wenig schwieriger wurde; daß, so gern wir den Bouffons Beifall zollen, so lange sie noch jung sind, wir ihrer überdrüssig werden, wenn sie in's reifere Alter treten; daß ein Bouffon von vierzig Jahren uns eben so widernatürlich erscheint, wie eine Kokette von funfzig; daß wir jetzt im Fache der Bouffons Bessere haben, als ihn: den aufgeweckten Arnal, den natürlich-gemüthlichen Bouffé, den volksthümlichen Vernet, und den tölpelhaften Odry. Seitdem Perlet entsagt hat, ein ernster Schau-

ſpieler zu ſeyn, hörte er zugleich auf, Etwas oder Jemand zu ſeyn. Er iſt kalt, mittelmäßig, geiſtreich zwar, aber nur für ſich; er hat komiſche Intentionen, die aber nicht über den Souffleurkaſten ſchweifen; der Souffleur iſt daher der einzige Menſch im ganzen Theater, der vernünftigerweiſe Perlet applaudiren dürfte. —

Perlet iſt monoton, ſein Spaß iſt kalt, ſein Lachen traurig, ſeine Freude krankhaft, ſein Witz trocken, ſeine Wendungen Mitleid erregend und ſeine Begeiſterung hat eine Nachtmütze auf.

Noch neulich peinigte es mich ſehr, dieſen Mann ſehen zu müſſen, der eines ſo großen Rufes in der Provinz genießt, wie er ſich ſolchen kindiſchen Verſuchen, kleinlichen Scherzen und verworrenen Redensarten überließ.

Zu dieſer Friſt beſteht Perlet's ganze Komik darin, zwiſchen den Zähnen zu ſprechen, die Lippen zuſammenzupreſſen, die Worte zu verrenken und ſeinen Dialog zu nieſen, ſtatt ihn herzuſagen. Er iſt der unwahrſte, erſchöpfteſte, langweiligſte und darum langweilendſte Schauſpieler in den Königreichen von Frankreich und Navarra. Uebrigens widerfährt Perlet, was Potier widerfuhr. Erdrückt von einer allzufrühen Gebrechlichkeit, verſchwindet er unter ſeinem frühern Ruhm, eben ſo

unfähig ſeine alten Rollen zu geben, als neue zu ſchaffen. Potier war geſcheidt genug, ſeinen Platz Vernet einzuräumen, Perlet muß daſſelbe für Bouffé thun; überhaupt muß man in Hinſicht auf komiſche Schauſpieler den Grundſatz feſthalten: Nichts iſt ſchwerer, als Lachen zu erregen; nichts iſt unmöglicher, als es lange Zeit hindurch zu können.

Perlet hat dieſen Wink befolgt. Er hat ſich auf ſeine Güter zurückgezogen, um von der größten Mühe auf dieſer Welt auszuruhen: dem ewigen Spaßmachen. Jetzt wacht Perlet vielleicht, wie es ihn Potier gelehrt hat, über die Tugend und das Glück ſeiner guten Bauern.

## Le bal-masqué.

Bei der letzten Vorſtellung der Oper: le bal-masqué, bemerkte man, daß die ungeheure Menge von Tänzern im Galopp des letzten Aktes ſich noch bedeutend vermehrt hatte. Die ſchönen Damen der großen Welt wollten das Beiſpiel Ludwigs XIV. befolgen. Sie ſind maskirt im Domino auf der Bühne erſchienen, um auch ihre Rolle in dieſem Schluß Tohu-Bohu zu ſpielen.

Ich war so glücklich, die Sache im Voraus zu wissen, und konnte daher mit Muße diese furchtsamen Rekruten des glänzenden Ballets durchmustern. Ach, wie sie zitterten! Wie sie zögerten, als sie im großen Zuge bei dem ganzen Parterre vorüber mußten, das von diesem Glücke keine Ahnung hatte! Uebrigens wurde nichts von dem Inkognito verrathen. Sie waren so gut vermummt, daß man außer einem ganz kleinen Spitzchen ihres Fußes nichts zu sehen bekam. Ich weiß nur, daß unter ihnen auch eine Engländerin war, diese zeigte sich am dreistesten, und tanzte den Galopp sehr gut mit ihrem unbekannten Kavalier.

Ueber diese Engländerinnen! Alles wird ihnen leicht! Sie gehen in gleicher Bewegung auf den St. Gotthard, um ihren Namen in Eis zu schreiben, und schlüpfen eben so in das Balletcorps der Oper, einen Galopp mitzutanzen!

Die Oper ist mithin von allen Arten von Glanz umgeben. Zuerst stieg sie von dem Adel zum Volke nieder; nun steigt sie von diesem wieder zum Adel herab. Sie gedeiht, indeß sie auf ihren Umsturz wartet, denn sie befindet sich wahrlich noch immer unter dem Einflusse der ungünstigsten Gestirne. Man scheint geneigt, die ungeschickte Hand nach diesem alten, reizenden und

dabei so unschuldigen Institute auszustrecken, das sich allein noch aufrecht erhält, unter so vielen Ruinen. Es wäre ein unglücklicher Gedanke, der Oper ihren jetzigen Direktor zu rauben, der sein großes Geschäft so richtig begriffen hat, um zu wissen, daß der verschwenderischeste Glanz dabei zur Nothwendigkeit wird. Er verzweifelte nicht in schlimmen Tagen, und jetzt, da er diese ungeheuere Maschine flott gemacht hat, wäre es grausam, ihm das Steuer aus den Händen zu reißen.

## Der Cicisbeo.

In Italien ist es bekanntermaßen gebräuchlich, daß jede verheirathete Frau zwei streng unterschiedene Ehemänner hat. Sie trägt nur den Namen des Einen, und der Andere trägt ihren Shawl und ihren Sonnenschirm. Der Erstere ist ihr Mann im Innern, der Andere ist es vor dem Publikum. Der Erste bezieht zwar alle großen Benefizien, hat aber auch alle Lasten zu tragen; der Zweite hat alle kleinen Unannehmlichkeiten, dabei aber auch den kleinen Profit für sich. Unter diesem Gesichtspunkte ist das Cicisbeat eine herrliche Einrichtung und vollkommen nach unserm Geschmacke. Es erleichtert die Langeweile des

Eheſtandes, indem es ſie theilt; es giebt dem Gatten mehr Freiheit, und verleiht den armen Männern ohne Liebe ein Attachement, welches mehr als Freundſchaft, aber dennoch keine Liebe iſt. Der italiäniſche Cicisbeo hält ſehr gut das Mittel zwiſchen dem Stummen des Serails und der ſpaniſchen Duenna. Er iſt für den Mann ſo wie für die Frau gleich angenehm, denn wie ſollte man nicht denjenigen lieben, der uns in der Ehe von dem tête-à-tête befreit, dieſer Geißel für arme Eheleute.

Herr Paulin hat daraus eine artige und geiſtreiche Komödie gemacht. Ein ſehr komiſcher Karakter darin, eine Karrikatur darf man wohl ſagen, iſt Cigolo, ſeines Handwerks ein Cicisbeo, und ein gleich großer Liebhaber von ſchönen Weibern und Makaroni mit Käſe. Er ſchweift, ohne ſich lange zu beſinnen, von einer Dame zur andern. Jetzt gehört er der Gräfin Iſolina, bald darauf der Marquiſe Favoli, und iſt immer glücklich dabei.

Das Stück hat ſehr gefallen, und doch iſt es ſchade, daß Herr Paulin nicht ſeine Idee beſſer benutzt hat.

## Lebras.

Ihr erinnert Euch vielleicht, (denn man vergißt so leicht einen Unglücklichen, der sich umbringt, oder der umgebracht wird,) jenes jungen Menschen, der fast noch ein Kind war, und Lebras hieß. Er erstickte sich durch Kohlendunst mit seinem Freunde Escousse. Der unerklärliche, ja unglaubliche Selbstmord dieser jungen Leute machte einen quälenden Eindruck. Sie starben, weil sie glaubten, die Opfer des Genie's und des Verhängnisses werden zu müssen; zwei so ungewisse, dunkle Dinge, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, darum zu sterben. Sie starben, weil sie ihren literarischen Ruf und ihre dramatische Berühmtheit nicht erwarten konnten; zwei Dinge, die nur noch in den Köpfen der Wahnsinnigen spuken.

Und nun treffen wir den Namen Lebras an ein Melodrama in drei Akten gehängt, und wir müssen gestehen, daß uns das das Herz zusammenschnürte.

Ich weiß nicht, ob ich darin irre, aber ich glaube, daß ein todter Mensch so viel Achtung verdiene, und daß man genau Alles in Erwägung ziehen müsse, ehe man seine literarischen oder dramatischen Reste auszugraben wagt. Ueberlaßt doch

dem Frieden des Grabes den jungen Menſchen, der ſich eigenmächtig hinabſtürzte. Laßt ſeinen Namen auf dem hölzernen Kreuze darauf in Ruhe und ſetzt ihn nicht auf Euere Komödienzettel. Störet nicht ſeinen langen Schlaf durch Kuliſſengezänke, Schauſpielerdünkel und Parterrelärm. —

Das waren freilich wichtige Dinge für den Armen, ſo lange er lebte. Sonſt lag ihm wohl Alles an der guten Laune des naiven Mädchens, der Geſundheit des Vaters, und der blühenden Farbe des erſten Liebhabers. Sonſt zitterte er, wenn den Tyrannen fror, und er huſtete, wenn der Soubrette die Bruſt wehthat. Das war ſonſt wohl gut! Aber daran eben iſt er geſtorben. —

Er ſtarb, damit ihn der Souffleur achte, und damit ihn die Logenſchließerin nicht mißkennen möge. Das war ſeine Welt. Sie fing an bei der letzten Kuliſſe, wo das Meer von Pappendeckel ſtand, und endete oben auf der höchſten Bank des Amphitheaters. — Er kannte keine andere Sonne, dieſer arme, junge Menſch, als die Lampenreihe des Maſchiniſten, keinen Wald, als die ſpaniſche Wand des Dekorateurs, keinen Sturm, als den die trockenen Erbſen in der Blechröhre hervorbrachten, kein Paradies, als das

Theaterparadies. Und in dieſer nachgeäfften Welt hatte er ſich ſo ganz und gar verloren, daß er keinen andern Heldenmuth, als den Heldenmuth des Theaters kannte, und deshalb iſt er den Theatertod geſtorben, die ſchlechteſte von allen Todesarten.

Welch ein Gegenſtand wäre das zu einem Buche, zu einem Drama! Ein Kind, das in einer Kuliſſe zur Welt kommt, in dem Grabmale des Ninus oder auf Julius Lager. Zuerſt ſpielt es den kleinen König Joas, dann die Colins, ſpäter die Valères und ſo immer weiter. So lebt der junge Menſch fort beim Theater, vom Theater, bewegt von Theaterleidenſchaften, nur den Theaterehrgeiz kennend. Dies würde ein herrliches Gegenſtück zu dem unterhaltenden Werke von Scarron bilden. Scarron erblickte nur das Theater von der lächerlichen Seite, hier würde es von der ernſthaften geſchehen.

Aber davon ſoll hier nicht die Rede ſeyn; ich wollte mich bloß gegen die literariſchen Ausgrabungen erheben; ich wollte nicht, daß man dem armen Selbſtmörder Lebras das thue, was man dem unglücklichen Verfaſſer von Viktorine, Signol, gethan hat, der im Duell geblieben iſt. Kaum war dieſer todt, ſo erſchienen von ihm, ich weiß

nicht, wie viele Romane oder Dramen, an die er während seines Lebens nicht gedacht hatte. Wir wollen aus dem Père Lachaise keinen Buchladen machen, und aus unsern marmornen Trauerdenkmalen keinen profanen Komödienzettel.

## Der Tänzer.

Ein kleines Ereigniß hat sich in der Oper zugetragen. Herr Perrot ist wieder aufgetreten. Ich bin auch hingegangen, um ihn Einmal für Alle tanzen zu sehen, und zwar ohne Mamsell Taglioni oder Noblet, sondern ganz allein nur ihn. Ich sah ihn also das Erstemal tanzen, obgleich ich zu den gewöhnlichen Besuchern der Oper gehöre. Und trotz dieses meines guten Willens habe ich dennoch nichts als einen Tänzer nur gesehen. Herr Perrot ist leicht, das muß ich sagen, aber das ist auch Alles. Er springt in die Luft und fällt herunter, nicht so plump wie ein Anderer, aber doch nicht anders. Alles, was er macht, bedeutet nicht mehr noch weniger, als was die andern Tänzer machen. Das bedeutet aber gar nichts, das lehrt nicht, beweist nichts und gefällt nicht; im Gegentheile, es langweilt und ermüdet. —

Ein Mann hat gar nicht das Recht zu tanzen, hat gar nicht das Recht, dabei zu lächeln, wenn er ein Entrechat macht. Ein Mann ist ein Thier, das viel zu vernünftig und zu häßlich dazu ist; seine Kleidung ist zu ungraziös, sein Hals zu dick, seine Haut zu hart, seine Hände zu roth, seine Beine zu dünn, und seine Füße zu platt, um dasselbe Handwerk wie Mamsell Taglioni und die Andern Alle zu treiben, die ein liebliches Gesichtchen, einen herrlichen Hals, sehr weiße Hände und sehr schöne Beine haben, und einen Busen, welcher schlägt, ein Auge, welches blitzt, und weiße Kleider, die im Winde flattern. Dies muß man allen jenen Männern stets wiederholen, welche zu tanzen unternehmen; sie seyen nun leicht oder nicht.

Druck und Papier von J. Hotop in Cassel.